UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00089060 8

DER MALER FEUERBACH

LEBEN / BRIEFE
AUFZEICHNUNGEN

Anſelm Feuerbach.

Selbſtbildnis vom Jahre 1875. (Neue Pinakothek, München)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.

Der Maler Feuerbach

Leben · Briefe · Aufzeichnungen

Ein Buch des Andenkens
für das deutsche Volk

Ausgewählt und herausgegeben

von

Karl Quenzel

Mit 3 Bildnissen und 21 Abbildungen

Hesse & Becker Verlag, Leipzig

Erstes bis sechstes Tausend

Vorwort.

Dieses Buch wendet sich an die weitesten Kreise. Es will zur Beschäftigung mit einem Manne anregen, der nicht bloß ein großer Maler, sondern auch ein bedeutender Mensch war. Feuerbach gehört zu den Erziehern des deutschen Volkes. Er hat, wie Friedrich Nietzsche, nach den großen Siegen des Deutsch-Französischen Krieges mit tiefem Schmerze den geistigen Niedergang der Nation beobachtet, und noch der Tote hat in seinem „Vermächtnis" warnende Worte gesprochen.

Anselm Feuerbach, der Schöpfer der „Iphigenie", des „Orpheus", des „Gastmahls des Plato" und anderer monumentaler Gemälde, ist auch als Schriftsteller zu den Meistern zu zählen. Dies glaubte man seit langem zu wissen, aber man stützte sich fast ausschließlich auf das „Vermächtnis", jene kleine Selbstbiographie, die im Jahre 1882 zum ersten Male erschien. Nun ist aber das „Vermächtnis" in der Form, in der es vorliegt, gar nicht das Werk Anselm Feuerbachs, sondern das seiner Stiefmutter. Henriette Feuerbach, geborene Heydenreich, eine ungewöhnlich begabte und kenntnisreiche Frau, hat die Aufzeichnungen und Briefe des Künstlers so umgemodelt und zugestutzt, daß der Charakter der Urschrift in den

meisten Fällen verwischt wird. Mühevolle Vergleichungen haben dies unwiderleglich bewiesen. Ohne Zweifel hat sie diese Übermalung in der besten Absicht und in gutem Glauben vorgenommen: sie wollte der Nachwelt gleichsam ein ideales Porträt ihres großen Sohnes geben. Wissenschaftlich ist diese Methode aber nicht haltbar. Wenn man in Zukunft von dem Schriftsteller Feuerbach sprechen will, so muß man sich an die Urschrift seiner Briefe, Aufsätze und Aphorismen halten. Läßt diese Urschrift auch die Glätte vermissen, die dem Stil des „Vermächtnisses" anhaftet, so verliert sie dadurch doch keineswegs an künstlerischem Werte. Sie spiegelt jene Ursprünglichkeit, jenes brausende Temperament wider, das dem Menschen Feuerbach eigen war.

Wir bieten in dem vorliegenden Buche eine reichliche Auswahl aus Feuerbachs Briefen (mit zweckdienlichen Einführungen in die einzelnen Lebensabschnitte), wobei wir auch die in Zeitungen und Zeitschriften zerstreut erschienenen Briefe heranziehen, geben dann die Aufsätze und Aphorismen des Künstlers nahezu vollständig wieder und lassen in einem Anhang drei klassische Schreiben des Rechtsgelehrten Feuerbach, des Großvaters des Künstlers, und eine Auswahl aus den Italienischen Briefen des Altertumsforschers Feuerbach, des Vaters unseres Anselm, folgen.

Wir können diese Vorrede nicht besser schließen, als wenn wir die Worte hersetzen, mit denen Goethe seine Studie über Winckelmann krönt. Sie passen

wortwörtlich auf Feuerbach: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig ... Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen."

Leipzig, im Dezember 1919. K. Q.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Anselm Feuerbach. Selbstbildnis vom Jahre 1875	Titelbild
Henriette Feuerbach, die Mutter des Künstlers. 1877	16
Julius Allgeyer, Feuerbachs Freund und erster Biograph. 1858 ...	32
Italienisches Begräbnis. 1851 ..	48
Hafis vor der Schenke. 1852 ...	64
Der Tod des Pietro Aretino. 1854	80
Dante mit edlen Frauen. 1858 ..	96
Kinderständchen. 1858	112
Studienkopf (Nanna). 1861 ...	128
Studie zur Iphigenie. 1862 ...	144
Iphigenie. Erste Darstellung. 1862	160
Pietà. Die Marien an dem Leichnam Christi. 1863	176
Francesca da Rimini. 1864 ...	192
Badende Kinder. 1864	208
Nymphe, musizierende Kinder belauschend. 1864	224
Hafis am Brunnen. 1866	240
Erinnerung an Tivoli (Ricordo di Tivoli). 1867	256
Orpheus und Eurydike. 1869 ..	272
Das Gastmahl des Plato. Erste Darstellung. 1869	288
Medea auf der Flucht. 1870 ...	304
Iphigenie. Zweite Darstellung. 1871	320
Das Gastmahl des Plato. Zweite Darstellung. 1873	352
Medea an der Urne. 1873	384
Konzert, auch Quartett genannt. 1878	400

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Die Kunst Anselm Feuerbachs	7
Feuerbachs Leben in Briefen	15
Der Vater	15
Kinderjahre	24
Düsseldorf	32
München	70
Antwerpen	86
Paris	93
Karlsruhe	121
Venedig	139
Florenz	179
Rom (1856—1862)	188
Feuerbach und Schack	273
Das Gastmahl des Plato	300
Medea und Urteil des Paris	312
Wien	330
Die letzten Jahre	350
Aus dem schriftlichen Nachlaß	381
Aus dem Kapitel „Rom"	381
Die Deutschen in Rom	385
Aus dem Kapitel „Wien"	387
Rom. Letzter Aufenthalt	388
Die Akademien	388
Die Kunstvereine	390
Die deutsche Kunstkritik	392
Die Clique	393
Über den Makartismus	394
Der Accessoirkultus der Neuzeit	404
Die Theaterempfindung	405
Die großen Ausstellungen	406
Der Dilettantismus	407
Zur Betrachtung eines Kunstwerks	408
Der deutsche Professor	409
Aphorismen	410
Die Originalitätssucht	413
Die Abwehr alles Großen	414
Schlußwort	414

Anhang.

Drei Briefe des Rechtsgelehrten Feuerbach	415
Aus den italienischen Briefen des Archäologen Feuerbach	426
Erläuterungen	436
Feuerbach-Literatur	454
Namenverzeichnis	457

Die Kunst Anselm Feuerbachs.

Am 11. Mai 1820 durfte der Vater des Malers Feuerbach, damals ein junger Student, in Karlsbad den greisen Goethe sehen und sprechen. Damit ward ihm, wie er selber schreibt, ein Wunsch gewährt, der sein ganzes Herz erfüllt hatte. Eine Begegnung von symbolischer Bedeutung! Die ganze Familie Feuerbach lebte und webte in Goethe und seinem Geiste. Die Humanität des Rechtsgelehrten Feuerbach — dieser war der Großvater des Künstlers und das hochverehrte Haupt der Familie — zog ihre besten Kräfte aus jenem Goethe, der die Verse gedichtet hat: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Der Vater, der gelehrte Erforscher des griechischen Altertums, sah diese ganze untergegangene Welt im wesentlichen mit den Augen Goethes, wenn er auch im einzelnen über dessen Anschauungsweise hinausgegangen war. Und der Onkel Ludwig, der Philosoph, dessen Lehren auf den ersten Blick so umstürzlerisch erscheinen, wird von der vorurteilslosen Forschung immer mehr als Erbe goethischen Geistes und goethischer Kultur erkannt.

Diese feine goethische Kultur ist es, die den jungen Anselm im Elternhause umwehte. Er selber sagt, ihm sei die Klassizität mit der Muttermilch eingeträukt worden. Die Gedanken des Vaters waren um die Zeit von Anselms Geburt und später mit dem Vatikanischen Apollo beschäftigt, jener Statue, von der Winckelmann sagt, sie sei das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums, die der Zerstörung entgangen seien. Wir wissen, daß der Maler die Studien seines Vaters über den Apollo

(1833) und die „Geschichte der griechischen Plastik“ (1853 von Hermann Hettner aus dem Nachlaß herausgegeben) eifrig gelesen hat. Am 10. März 1860 schreibt er aus Rom an die Mutter, er lese bei seinem Vater, „was die Natur im stillen bei mir vorbereitet hatte“; er fühle, wie wenig an seiner Kunst wäre, wenn sein Vater anders gedacht hätte. „Wer fühlt mit uns, liebe Mutter, so klar den Zwiespalt, der in Vater entstehen mußte, nicht verstanden zu werden! Wo sollte ihm in Freiburg das Griechentum aufblühen — das Leben im vollständigen Widerspruche! So einer müßte leben unter Antiken, in Italien — ach Gott, was soll ich sagen! Nur das noch: ich bitte zu Gott, daß ich gewürdigt werden möge, sein Sohn zu heißen in dem, was ich leisten kann, und ich fühle jetzt schon, indem ich diese Zeilen schreibe, wie stark mein Glaube in mir geworden, daß es mir vergönnt sei, in Taten ein prophetisches Wort zu sprechen.“

Der Sohn verweist uns also selber auf die Kunstanschauung des Vaters, und es ist nötig, einen Augenblick bei ihr zu verweilen. Man kennt die ungeheure Wirkung, die Winckelmanns Lehre von der griechischen Kunst auf Goethe gehabt hat. Sie bewirkte eine Abkehr von dem unbekümmerten und frischen Naturalismus seiner Jugendwerke. Mit Winckelmanns Augen sah Goethe Italien und die Antike. Er und Winckelmann betrachteten die Griechen mit unkritischer Begeisterung; ihre Sehnsucht nach griechischem Ebenmaß war nicht frei von Schwärmerei. Jene Gefühlsweichheit, die für das ausgehende 18. Jahrhundert so bezeichnend ist, und die ihren Höhepunkt in Hölderlin erreichte, sie hatte einen neuen Gegenstand gefunden. Man betrachtete die Griechen gleichsam mit Augen, die in Tränen schwammen. Das allzu Weiche, das wir selbst bei den männlichsten Geistern des 18. Jahrhunderts finden, übertrug man auf die griechische Kunst. Nietzsche spottet weidlich darüber, daß man damals in den Griechen „schöne Seelen“, in ihrer Kunst

„edle Einfalt und stille Größe" witterte. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß Männern wie Winckelmann und Goethe die griechischen Kunstwerke inmitten einer kunstfremden, formlosen, ja barbarischen Zeitgenossenschaft wie Offenbarungen von oben erscheinen mußten. Wir können heute diese glühenden Worte über Marmorstatuen kaum noch nachempfinden. Goethe hat es im Alter offen bekannt, daß ihm die Griechen höher stünden als die Natur (ein Bekenntnis, das von den Goethegläubigen strengster Ordnung womöglich noch als Offenbarung hingenommen wird). Das ist es, was wir Klassizismus (im ablehnenden Sinne) nennen. Diesem Klassizismus hat niemand so sehr Vorschub geleistet wie Winckelmann. Und dieser Klassizismus hat Goethe verführt, die schwachen Leistungen eines Raphael Mengs mit so hohem Lobe zu bedenken. Herman Grimm, der mitunter recht derb werden konnte, betonte einmal in seinen Vorlesungen im Angesicht einiger Frauengestalten von der Hand des Raphael Mengs, in kräftigen Ausdrücken, wie unzulänglich das Körperliche behandelt sei, und wie wenig dieser Künstler den Bau des weiblichen Körpers studiert haben müsse. Sollte — fragt man sich — ein Beobachter wie Goethe derartige Mängel nicht bemerkt haben? Oder liegt hier ein willkürliches Augenschließen vor? Erinnern wir uns, mit welcher Entschiedenheit Goethe Heinrich von Kleist ablehnte. Dieser bedeutete für ihn die rohe, ungebändigte Natur, und dieser Natur wollte Goethe entfliehen. Was er von der Kunst, zumal der bildenden, verlangte, war eine *Milderung* der Natur. Er bewunderte an den Griechen das strenge Maß und die edle Gebärde. Man weiß, daß Lessings „Laokoon" völlig auf diesen Ton gestimmt ist. Es liegt eine ungeheure Gefahr in dieser Theorie — denn um eine solche handelt es sich —: sie verführt dazu, das Naturstudium gering zu achten, die Natur gleichsam als das Minderwertige zu behandeln. Die Anhänger dieser Theorie sprechen gern von rohem Abklatsch der

Natur u. dgl. Der Philosoph dieser Richtung ist Hegel; auch bei ihm finden wir diese Unterschätzung der Natur und die Überschätzung des Geistes.

Feuerbachs Vater stand nicht mehr völlig im Banne dieser Anschauungen. Sein „Vatikanischer Apollo" führt über Winckelmann hinaus. „Wir finden nicht," heißt es darin (S. 57), „daß der Grieche, Bildner, Maler oder Dichter, geglaubt habe, jede stärkere Erregung des Gemüts mit schonender Ängstlichkeit umgehen zu müssen." Das paßte nicht mehr in Goethes und Winckelmanns Schema, und Goethe hätte es wahrscheinlich abgelehnt. Und wenn gar in der „Geschichte der griechischen Plastik" (II, S. 119) aus Anlaß des Freispruchs der Phryne die Fremdheit der griechischen Sitten betont wird, so kommt Feuerbach der Anschauung Nietzsches hier ganz nahe. Feuerbach betrachtete die Griechen also unbefangener. Sie sind für ihn nicht mehr das auserwählte Volk: er nennt es einen törichten Kunstenthusiasmus, die Zeiten Griechenlands wieder zurückzuwünschen. Aber in einem Punkte stand er doch noch im Banne Goethes: er beschränkte die Kunst auf den Bereich des Schönen. Daneben betonte er freilich fort und fort den Segen des Naturstudiums.

Stellen wir, um uns die Begrenztheit dieser Anschauung klar zu machen, gleich die moderne Auffassung daneben. Wir finden sie etwa in den Worten des Bildhauers August Rodin: „Da einzig die Macht des ‚Charakters' die künstlerische Schönheit bedingt, so geschieht es häufig, daß ein in der Natur äußerst häßliches Wesen in der Kunst nur um so schöner wird." Und weiter: „Wenn der Künstler schmerzverzerrte Züge, die Senilität des Alters, die Scheußlichkeit der Perversität im Ausdruck mildert, wenn er die Natur verbessert, wichtige Dinge in ihr umnebelt, verhüllt, mäßigt, um der unwissenden Menge zu gefallen, so kann nur etwas Häßliches dabei herauskommen, weil er Furcht vor der Wahrheit hat.

Für den, der den Namen Künstler verdient, ist in der Natur alles schön, weil seine jede äußere Wahrheit unerschrocken aufnehmenden Augen darin, wie in einem offenen Buch, mühelos jede innere Wahrheit zu lesen vermögen." Es ist dies die Lehre eines härteren, wirklichkeitsfreudigeren Geschlechts, das vor den Grausamkeiten der Natur nicht mehr zurückbebt.

Der Maler Feuerbach ist der würdige Erbe seines Vaters. Vorschnelles Urteil hat ihn einen Klassizisten gescholten. Und doch kann man diese Bezeichnung kaum auf ihn anwenden. Er selber sagt, die Klassizität, die ihm mit der Muttermilch eingeträukt worden sei, sei auf menschlich Wahres und Großes gerichtet. Auf diesen Zusatz kommt es wesentlich an. Wie sahen, wie unbefangen der Vater dem Griechentum gegenüberstand. Der Vater erinnert in manchem Betracht an den jungen Nietzsche, an den Nietzsche, der „Die Geburt der Tragödie" geschrieben hat. Er pflanzte die Achtung vor der Natur in den Knaben. Er erzählte ihm von den großen Gestalten Homers. Wenn der junge Kunstschüler von Düsseldorf nach Freiburg zu Besuch kam, wo der Vater Professor der Altertumskunde war, so holte er sich Rat über die griechischen Götter und Heroen. Und wenn Feuerbach einen Orpheus, eine Iphigenie, eine Medea malte, so malte er gute alte Bekannte aus der Kinderzeit. Es ist daher müßig, sich über seine Stoffe aufzuhalten. Er lebt mit diesen Gestalten der Vorzeit; sie sind ein Teil seines Ichs, sie sind für ihn keine toten Symbole. Und wenn man bedenkt, welche strengen Studien nach dem lebenden Modell diesen Bildern vorangingen, wenn man erwägt, wie für Feuerbach die Modelle, eine Anna Risi, eine Lucia Brunacci, mehr als bloße Modelle waren, wie nahe er ihnen menschlich stand, wie er teilnahm an ihrem Seelenleben, so wird man ihn getrost einen Realisten nennen dürfen.

Die Größe war das Lebenselement dieses Künstlers.

Wer ihn nur aus dem „Vermächtnis" kennt, jenem kleinen Werke, das ihm die Mutter gewidmet hat, könnte ihn für weich und elegisch halten. Er war es nicht. Er hatte eine gute Dosis Humor, und er schrak vor Derbheiten nicht zurück. Die Entrüstung, der Zorn, die Wut diktiert ihm Kraftausdrücke, die kaum wiederzugeben sind, und in seinen Aufsätzen klingt es, wie wenn einer an Erz schlägt. Er macht ungeheure innere Krisen durch, er hat Anwandlungen von Melancholie, aber er kämpft sich immer wieder zum Lichte empor. Der Vater ging frühzeitig zugrunde, siechte gemütskrank dahin, der Sohn artete dem Großvater nach, der eine seltsame Mischung von Weichheit und stählerner Willenskraft war. Anselm Feuerbach war zeitlebens ein Kämpfer. Es ist erschütternd zu lesen, wie ihm alles, aber auch alles fehlschlägt und er doch immer wieder hoffnungsfreudig ist. Wohl an keinem modernen Künstler haben Presse und Publikum soviel gesündigt wie an Feuerbach, und doch geht er unbeirrt seinen Weg weiter. Er weiß genau, was er will, und er setzt es durch. Der Gelehrte und Dichter Adolf Hausrath, der Feuerbach persönlich gekannt hat, schildert den Eindruck, den die Bilder des Künstlers in der Berliner Nationalgalerie auf ihn machten, mit folgenden Worten: „Indem ich den Blick vom Symposion zum Konzert und wieder zur Medea schweifen ließ, überkam mich das Gefühl, als ob ich das Haupt entblößen müsse vor einem Manne, der dem Widerspruch einer ganzen Welt zum Trotz seine Sache durchgesetzt hat."

Dieser angebliche Klassizist studiert die Natur bis ins Kleinste. Er begreift die Maler nicht, die nach der Gliederpuppe arbeiten. Seine Kenntnis des menschlichen Körpers ist erstaunlich. „Von neueren Malern," sagt der Arzt C. H. Stratz in seinem Werke „Die Schönheit des weiblichen Körpers", „hat keiner eine naturgeschichtlich reinere Form weiblicher Schönheit gefunden oder geschaffen als der vielverkannte Anselm Feuerbach." Alles

Dogmentum in der Kunst ist ihm fremd. Freilich strebt er immer zur Monumentalität und bevorzugt die großen Linien. Man hat ihn auch deswegen getadelt, ja das Unglück seines Lebens darin gesehen. Nichts ist falscher. Er selber hat gesagt, daß über die Dimensionen gewisser Bilder nicht das Belieben des Bestellers oder des Künstlers, sondern die Natur des künstlerischen Gedankens entscheiden müsse. Wer nicht begreift, daß das „Gastmahl des Plato" nur in großen Maßen ausgeführt werden konnte, der kann in diesen Dingen nicht mitreden. Weil in diesem Punkte Schacks Verständnis vollkommen versagte, deshalb mußte Feuerbach sich von ihm trennen.

Erst wenn wir seine Aufzeichnungen, seine Briefe lesen, merken wir, wie groß dieser Maler auch als Mensch war. Es ist nichts Kleinliches an ihm. Es ist ihm heiliger Ernst mit seiner Bildung, und darin erinnert er oft an den noch immer nicht genügend geschätzten Dichter Heinrich von Kleist. Sein Urteil ist manchmal einseitig, nie borniert.

Wir haben die Wurzeln seiner Kunstanschauung bloßgelegt. Der sterbende Vater hatte dem in Paris weilenden Sohne einen Zettel hinterlassen, in dem er ihn beschwor, in seiner Kunst am Schönen festzuhalten. Feuerbach fühlte sich an dieses Testament gebunden. Wir können diesen Schönheitsbegriff aus der Zeit heraus verstehen: der unsrige ist er nicht mehr. Wir sagen mit dem jungen Zola: „Jeder Vorwurf hat seine Poesie, der Mist wie die Blumen." Wie verhängnisvoll hätte dem jungen Feuerbach das Vermächtnis seines Vaters werden können. Es hätte ihn auf dieselbe Bahn drängen können wie einen Overbeck, einen Veit, einen Schnorr v. Carolsfeld: große Form ohne Inhalt oder wenigstens ohne genau passenden Inhalt zu geben. Was ihn dagegen feite, war sein Naturstudium und seine wahrhaft große Seele. Es tritt bei Feuerbach der seltsame Fall ein, daß ein Künstler seine Theorie in der Praxis gleichsam verleugnet.

Seine Worte könnten öfters auf eine Geringschätzung der Wirklichkeit schließen lassen, aber seine Handzeichnungen beweisen eine Achtung vor der Natur, die man manchem eingeschworenen Naturalisten wünschen möchte.

Aus Bologna schrieb Feuerbach einmal im Hinblick auf Raffaels heilige Cäcilie: „Das ist Kunst; man wird selbst edler, wenn man es ansieht." Diese Worte gelten in vollem Umfange von seiner eigenen Kunst. Aus allen seinen Bildern spricht eine reine, hoheitsvolle Seele. Man hat das Kolorit seiner späteren Werke getadelt. Und doch dämpfte er seine Farben mit Absicht; er wollte die Seele sprechen lassen; er wählte gleichsam den dünnsten Schleier, um den göttlichen Gliederbau der Psyche durchschimmern zu lassen. Er gab eine wundervolle Synthese von Carstens und Cornelius.

Und nun denke man sich diese vornehme Künstlerseele im Kampfe mit einer verbildeten, unreinen Zeit, einer Zeit, die mit der unsrigen so viel Ähnlichkeit hat! Immer wieder gedemütigt, immer wieder verhöhnt, hält er dennoch an seinem schönen Glauben fest: „Es gibt eine verborgene Krone, nach der zu ringen keine Schande ist." Wie tief hat er unter der Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen gelitten! „Aus Mangel an allem idealen Gehalt siecht unsere Nation dahin," klagt er in einem Briefe aus Venedig vom Juli 1878. Man hat ihn einen Schwarzseher gescholten, man hat fortgefahren, die Unkunst eines Anton von Werner und anderer Scheingrößen zu preisen und ihn selber herabzusetzen . . .

Anselm Feuerbach ist ein getreuer Eckart des deutschen Volkes gewesen. Es hat seiner nicht geachtet. Wird es sich in der jetzigen schweren Zeit auf ihn besinnen? Tot sind alle Götter, erloschen alle Feuer des Ideals. Worum sollen wir bitten? „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten," antwortet Goethe. Mörike hat einmal gesagt: „Einst wird es kommen, daß auf Erden sich höhere Geschlechter freun."

Friedrich Theodor Vischer setzt hinzu: „Man kann zweifeln, aber eines ist gewiß: die also denken, die also glauben und die also wirken, sind selbst diese höheren Geschlechter — und diese höheren Geschlechter, sie sind der Hort der Menschheit."

Feuerbachs Leben in Briefen.

Der Vater.

Anselm Feuerbach beginnt seine Aufzeichnungen „Aus meinem Leben" mit folgenden Worten: „Meine Geburt, welche am soundsovielten in Speyer erfolgte, ist als ein vierfaches Unglück zu betrachten. Erstens, daß ich überhaupt geboren wurde. Zweitens, daß ich als wahrhaftige Künstlerseele in Deutschland das Licht der Welt erblickte. Drittens, daß gerade mein Vater ein deutscher Professor sein mußte. Und viertens, daß die Seele meines Vaters damals ein Kunstwerk, an welchem er schrieb, erfüllte, und mir sozusagen die Klassizität mit der Muttermilch eingetränkt wurde, eine Klassizität auf menschlich Wahres und Großes gerichtet, die dann auch mein ganzes Leben zu einem hoffnungslosen Kampfe gegen Brutalität, Engherzigkeit und Schwatzseligkeit gestaltete."

Nehmen wir dazu gleich eine Briefstelle aus dem Jahre 1859. „Es mag," schreibt der Künstler an seine Mutter, „eine Dosis unberechtigter Melancholie in mir sitzen vom Vater her, und ich selbst mag an vielem schuld sein, obgleich ich nichts bereue, aber manchmal will mir's bedünken, als sei es auch unedel von unserer Zeit, daß sie der aufblühenden Blumen nicht wartet, nicht pflegt, sondern sie rauh pflückt oder — zertritt."

Schon diese beiden Zeugnisse beweisen, wie sehr sich Feuerbach als Sohn und Erbe seines Vaters fühlte. Noch klarer wird uns dies aus dem wundervollen Briefe

vom 10. März 1860 (vgl. S. 242). Es heißt dort: „Ich lese Vaters griechische Plastik ... Wer begreift die Wunder der Natur, ihren organischen Zusammenhang, wer begreift es, wie mich Vaters Worte ergreifen ... Daß ich ihn sprechen zu hören glaube, daß mir wehmütige, zum Sterben wehmütige Bilder aufsteigen, doch freudevoll, davon will ich nicht sprechen; daß der verstorbene gute Vater, so rein, so wahr, so groß sich vor mir aufrichtet, das sind Dinge, die einen jeden Sohn packen und bewältigen müssen; aber davon rede ich, von dem stillen Wunder der Natur, daß mir jetzt nach diesem Stück Leben, ohne daß ich eine Ahnung hatte, was Vater geschrieben, daß mir jetzt sein Geist dermaßen begegnet, indem ich bei ihm lese, was die Natur im stillen in mir vorbereitet hatte, daß ich das lesen muß, wonach ich instinktiv in meiner Kunst gerungen, daß ich fühlen muß, wie wenig an meiner Kunst wäre, wenn Vater anders gedacht hätte! Kann ich es beschreiben, wie mir zumute sein muß, wenn ich das in reinster Sprache lese, was das stille prophetische Siegel meines innersten Wesens war! ... Ich habe in diesem Augenblick ein Bedürfnis, Dir, liebe Mutter, das auszusprechen, und finde keine Worte für das Gefühl, wie der tote Vater herüberlangt und mir sein Buch in die Hände drückt — indem ich dieses schreibe, fließen mir die Tränen herunter."

Diese innige Geistesgemeinschaft zwischen Vater und Sohn nötigt uns geradezu, uns die Wesensart des Vaters, des Altertumsforschers Anselm Feuerbach, zu vergegenwärtigen. Nur so dürfen wir hoffen, zu einem befriedigenden Verständnis des Künstlers zu gelangen, einer Menschenseele, die sich in ihrer Sprödigkeit und ihrem widerspruchsvollen Wesen nur der genauesten und liebevollsten Betrachtung erschließt. Denn das sei gleich von vornherein festgestellt: wer diesem seltsamen Manne mit Voreingenommenheit und dem Dünkel des Zunftgelehrten gegenübertritt, der wird ihn unfehlbar verkennen, wie es

Henriette Feuerbach,
die Mutter des Künstlers. 1877. (In Privatbesitz.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

denn auch die meisten älteren Kunsthistoriker getan haben. Die Urteile über Anselm Feuerbach, namentlich die aus seinen Lebzeiten, sind kein Ruhmesblatt der deutschen Kunstgeschichte.

Anselm Feuerbach, der Vater unseres Künstlers, wurde im Jahre 1798 in Jena geboren. Sein Vater war der bekannte Rechtsgelehrte Johann Paul Anselm Feuerbach: nicht nur ein bedeutender Vertreter seines Fachs, sondern ein höchst interessanter Mensch, ein Charakter von großen Maßen. Seine Jugend steht noch unter dem Einfluß der Sturm- und Drangperiode, der Werther-Stimmung. Er erscheint wie ein Nachzügler der Kraftgenies. Beweis dafür ist u. a. ein Brief an einen Jugendfreund, den wir im Anhang mitteilen. Wir haben einen leidenschaftlichen Menschen vor uns, der unablässig an sich arbeitet. Am 16. April 1795 schreibt er in sein Tagebuch — er war damals zwanzig Jahre alt —: „Von Natur habe ich einen großen Hang zu allen Arten des Lasters; ich besitze nichts von dem, was man ein gutes Herz nennt. Ich würde weder gütig noch gerecht sein, ich würde Abscheulichkeiten und Niederträchtigkeiten begehen, wenn ich meinem überwiegenden Hang zum Bösen den Zügel ließe; aber mein Wille und meine Vernunft zügelt die Leidenschaften; und seitdem ich die Sinnlichkeit durch mein besseres Selbst bekämpfte, herrscht Ruhe und Friede in meinem Innern. Durch mein Gewissen genieße ich eine Seligkeit, die mir kein äußres Glück gewähren kann." „Ehrgeiz und Ruhmbegierde", heißt es weiter, „machen einen hervorstechenden Zug in meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dünkt mir das größte Erdenglück." Wir werden diesen unbändigen Ehrgeiz beim Enkel wiederfinden. Der Großvater war von schwankender Gesundheit; zeitweise machten ihm seine Nerven arg zu schaffen. „Der Übergang von der ausgelassensten Freude zu der schrecklichsten Traurigkeit und von dieser zu jener ist oft so schnell, daß ich in

dieser Minute einem Bacchanten und in dieser einem Anachoreten gleiche." So bekennt der Zwanzigjährige. Und am 1. Juli 1827 schreibt der Zweiundfünfzigjährige an Elisa von der Recke: „Gleich in den ersten Tagen des Februars wurde ich von einem schweren Gemütsleiden, von der tiefsten Schwermut, verbunden mit unleidlichen körperlichen Beängstigungen, befallen, welche mir alle Lust und Kraft zu jeder geistigen Beschäftigung, zu allem Denken, Schreiben, Lesen, ja selbst Reden, benahmen." Aber er ließ sich, zumal in seinen jüngeren Jahren, nicht unterkriegen. Eine ungewöhnliche Energie hielt der unseligen Nervenschwäche die Wage. Am 11. März 1810 schreibt er an seinen Vater: „Ein glückliches Leben in gewissem Sinne des Worts ist ganz und gar nicht für mich gemacht, und war es nie. Ich muß arbeiten, kämpfen, ringen, streben, das ist meine Sache; gibt's dabei auch Rippenstöße, so hat es doch am Ende nichts zu sagen. Je blutiger die Schlacht, desto ehrenvoller der Sieg." Und im Jahre 1797 hatte er in sein Tagebuch geschrieben:

Ich will kämpfen, ich will siegen!
Meinen Nacken beug' ich nicht.
Der Natur nicht unterliegen,
Dies ist heil'ge Menschenpflicht.

Droht mit Ketten und mit Flammen,
Stürzt mich in des Kerkers Nacht,
Häufet alle Qual zusammen,
Psyche spottet eurer Macht.

Diese Verse könnte auch der Enkel, der Maler Feuerbach, gedichtet haben.

Von dieser Willenskraft hatte sich leider auf den Sohn recht wenig vererbt. Hochbegabt und frühreif, wie alle Feuerbachs, las er schon im zehnten Lebensjahre Homer in der Ursprache. Auch hatte er ein hübsches Zeichentalent und besaß im Klavier- und Harfenspiel eine Fertigkeit, die weit über seine Jahre hinausging. Von 1806

bis 1814 lebten Feuerbachs in München, und hier hatte der junge Anselm das Glück, den nachmals berühmt gewordenen Philologen Friedrich Wilhelm Thiersch zum Lehrer zu haben. „Homer und die griechischen Tragiker," berichtet Friedrich Feuerbach, der jüngste Bruder Anselms, „waren die Welt, in der er, noch an der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters stehend, lebte und webte. In dieser Periode machte er sogar schon manche Probleme der griechischen, ja selbst der ägyptischen Archäologie zu Gegenständen seiner Forschung und überraschte selbst Männer von Fach durch seine, wenn auch nicht immer stichhaltigen, doch stets sinnreichen und genialen Auslegungen." Im Jahre 1814 wurde der Vater nach Bamberg versetzt, und zwar als Vizepräsident des dortigen Appellationsgerichts. Hier besuchte der junge Anselm das Gymnasium, und hier „fand sein Sinn für Naturschönheit, sein poetisches Gemüt die reichste Nahrung". „Schon unsre Wohnung," erzählt Friedrich Feuerbach, „der sogenannte Huttensche Hof, mit der Aussicht auf den Dom und die Ruine Altenburg, mit seinem großen, damals verwilderten, aber um so romantischeren Garten war ganz geeignet, eine poetische Stimmung zu wecken und zu unterhalten. Von seinen häufigen Wanderungen . . . brachte er immer eine reiche Ausbeute von skizzierten Landschaften und Gedichten mit, die er im Schatten verfallener Ritterburgen entworfen hatte." „Anselm war der Stolz des Bamberger Gymnasiums; mehrere bedeutende Männer suchten selbst seinen Umgang, unter diesen auch Wetzel, Redakteur des vielgelesenen Fränkischen Merkurs und Verfasser vieler noch jetzt beliebter Gedichte."

Im Frühjahr 1817 wurde der Vater als Appellationsgerichts-Präsident nach Ansbach versetzt, und der junge Anselm bezog mit seinem Bruder Karl die Universität Erlangen. Hier geriet er alsbald in den Bann des Universitätslehrers Johann Arnold Kanne, eines unklaren Schwärmers. Kanne rühmte sich, persönliche Erscheinungen

Jesu gehabt zu haben, und spornte seine Schüler an, sich desselben Glückes teilhaftig zu machen. Diese Saat fiel bei dem jungen Anselm auf nur allzu empfänglichen Boden. Frühreif, phantastisch, exzentrisch, dabei alles mit großem Ernste anfassend, war er für diese neue Lehre Feuer und Flamme. Ganze Nächte durchwachte er in wahnsinnigen Gebeten, auf Erscheinungen und Offenbarungen harrend, die er dem Himmel abringen zu müssen glaubte. „Sein ganzes Leben und Streben," berichtet der Bruder Friedrich, „erschien ihm auf einmal in verdammenswertem Lichte. Selbst das Bewußtsein der Versöhnung mit Gott, zu welchem er sich nach gewaltigen Gemütskämpfen durchgerungen hatte, war nicht fähig, die tiefe Schwermut zu überwinden, welche nach jenen Kämpfen für längere Zeit der Grundton seines Wesens wurde." Kein Wunder, daß er körperlich zusammenbrach und in eine schwere Krankheit verfiel. Als die düstere Schwermut, die seinen Geist gefangen hielt, nicht weichen wollte, entschloß sich der Vater, ihn nach Dresden zu seiner Freundin Elisa von der Recke zu bringen. Diese edle Dame, eine Seelenverwandte des Dichters Tiedge, gewann bald großen Einfluß auf Anselm. „Ihr Anselm," schreibt sie im Winter 1819/20 an den Vater nach Ansbach, „ist gut, zartfühlend und edel. Er hat ganz die Reizbarkeit seines edlen Vaters, nur daß bei diesem die innere Glut ihre Feuerströme auch nach außen rollen läßt, während sie unsern Anselm selbst im stillen innerlich zerstören wird, wenn man ihm nicht durch liebevolles Anfassen und Aufrichten Mut und Vertrauen zu sich selbst einflößen kann." Endlich fand Anselm sich selber wieder, und das Studium der Theologie erschien ihm nun unleidlich. Er offenbarte sich dem Vater. Dieser schrieb ihm am 23. März 1820 einen Brief, wie wir deren in deutscher Sprache wenige besitzen. (Vgl. den Anhang.) „Die Jugend unserer Zeit," heißt es darin, „leidet an Übermut, Du, mein lieber Sohn, an Klein-

mut; jener ist so verderblich wie dieser, nur hat dieser vor jenem noch das voraus, daß er denjenigen selbst, der von ihm besessen wird, im tiefsten Innern unglücklich und nach außen hin zu allem würdigen Streben, Wirken und Handeln untüchtig macht . . . O mein lieber Sohn, warum noch zweifeln? Du darfst nur wollen, und Du wirst sein, was Du werden willst. Bescheidenes Selbstvertrauen und ernstliches Wollen geben den Mut, und der Mut gibt die Kraft, und die Kraft wird Tat. Du kommst mir seither immer vor wie ein junger kräftiger Adler, der mit Sehnsucht seine Blicke nach der Sonne richtet, aber die mächtigen Flügel nicht zu heben wagt, und traurig wehklagend auf seinem Horste unbeweglich festsitzt, — weil eine böse Fee ihren Zauberbann an ihm geübt, daß er sich für ein Käuzchen hält, das nur in Höhlen umherkriechen könne und nicht den Flug zur Sonne wagen dürfe."

Im Frühling 1820 durfte Anselm Frau von der Recke und Tiedge nach Karlsbad begleiten, wo sie mit der Herzogin Dorothea von Kurland, Elisas Schwester, zusammen waren. Am 13. Mai schreibt Elisa an den Vater: „Ich habe die Freude, daß unser Anselm, der heiter und mitteilend ist, meiner Schwester sehr gefällt; auch hat diese schöne Seele den edlen Jüngling angezogen. Goethe ist auch hier, er lebt sehr still und einsam, doch hat er mich einmal und meine Schwester einmal besucht. Anselm war gerade spazieren gegangen, als Goethe bei uns war. Wir ermunterten ihn, Goethe zu besuchen, und über eine Stunde war Anselm bei Goethe, der sich recht freundlich mit ihm unterhielt, so daß Anselm sehr froh zurückkehrte. So heiter als hier habe ich unsern lieben Anselm noch nie gesehn. Er gewinnt alle Herzen durch sein himmlisches Gemüt."

Einige Zeit später reiste Anselm mit Elisa von der Recke und Tiedge nach Löbichau, einem Landsitze der Herzogin von Kurland im Altenburgischen. Dort ver-

lebte er in Gemeinschaft mit klugen und lebensfrohen Menschen — zu der Tafelrunde gehörte u. a. Jean Paul — selige Tage*). In seinem Tagebuch lesen wir: „Ich wohne mit Jean Paul Tür an Tür. Er ist gütig und freundlich gegen mich, und ich armer Melancholikus gebe ihm Stoff zu tausend Witzen." Und ist es nicht, als wenn wir ein Gemälde des Sohnes Anselm sähen, wenn wir in dem Tagebuch weiter lesen: „Ein wunderschönes Bild verschönte mir gestern den heitern stillen Abend. Die drei jüngeren Herzoginnen saßen mit den jungen Mädchen auf dem Balkon, alle mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Ein üppiger Blumenflor umrankt das eiserne Gitter des Balkons, und zwischen den hohen Säulen hindurch blickt man in das erquickliche Grün einer herrlichen Wiese, die rings von schönen Baumpartien umschlossen ist. Die Gipfel der höchsten Bäume glühten im Abendrot, und vor meine Seele trat das Bild der schönen homerischen Zeit, da die sinnige Penelopeia mit ihren Mägden den Webstuhl umwandelt."

So war denn Anselm endlich wieder genesen, und vom Herbst 1820 bis 1822 setzte er seine Studien in Heidelberg fort. Er hörte vornehmlich Voß, Creuzer und Schlosser und lebte sich immer tiefer in die Welt der Griechen ein. Aber es war, wie Henriette Feuerbach, die zweite Gattin Anselms, in ihrem Lebensabriß schreibt, „diesem exzentrischen Gemüt nicht gegeben, auf gebahnter Straße vorwärts zu schreiten. Es konnte nur wechselweise voranstürmen und dann wieder ermattet niedersinken. Die alten Übel regten sich wieder; Nachtwachen, Aufregung durch starken Kaffee, um sich munter und wach an der Arbeit zu erhalten, steigerten die Reizbarkeit der Nerven auf beunruhigende Weise. Dazu kamen übermütig trotzende

*) In reizender novellistischer Form hat das fröhliche Treiben in Löbichau Carl Worms in der Erzählung „Pansch" behandelt („Vom köstlichen Humor", Bd. 2, Leipzig, Hesse & Becker Verlag).

Jugendstreiche, wie z. B. eine Januarnacht auf einer Eisscholle im Neckar zubringen zu wollen." 1823 verlobte er sich mit Amalie Keerl aus Ansbach, „einem Mädchen von so seltener Anmut, daß für die Schönheit und Lieblichkeit ihres ganzen äußern und innern Wesens das oft gebrauchte und viel mißbrauchte Wort ‚engelrein' als die einzig passende Bezeichnung gelten konnte." 1824 bestand er in München die große Staatsprüfung, und 1825 wurde er Professor am Gymnasium in Speyer. Im Herbst 1826 führte er seine Amalie heim. Am 10. November schreibt Anselm an den Vater: „Ich bin durch Amalien ein anderer Mensch geworden. Das Unbedeutendste hat für mich Bedeutung gewonnen . . . Was mir sonst eine drückende Last war, trage ich jetzt mit Freuden. Meine Klassenarbeiten gehen mir wie spielend leicht von der Hand. Heiter trete ich unter meine Schüler, heiter verlasse ich sie. Auch im Geiste fühle ich mich wie neu geboren, meine Gedanken kreisen wieder in ungestörtem Umschwunge, und neue Ideen treten auf. Mit ernstem Eifer und regster Lust werde ich nun wieder an meinen Apollo gehen." Der „Apollo" ist eine Reihe von Abhandlungen über die Apollo-Statue im Belvedere des Vatikans mit Ausblicken auf die griechische Kunst überhaupt. Das Buch erschien im Jahre 1833 und in zweiter Auflage 1855. Es ist heute im einzelnen veraltet, gehört aber zu den wenigen gelehrten Schriften, die in vorbildlicher Sprache geschrieben sind. Für uns ist es auch deshalb von Bedeutung, weil es ohne Zweifel auf die Anschauungen des Malers Feuerbach stark eingewirkt hat.

Im Herbst 1827 wurde dem jungen Paare ein Töchterchen geboren, das den Namen Emilie erhielt. Aber Feuerbach war nicht zu einem dauernden Glücke geschaffen. „Alte Übel fingen an hie und da sich leise zu regen. Reizbarkeit und Schwermut verdüsterten, wenn auch schnell vorüberziehend, doch für Augenblicke das friedliche kleine Paradies. Dazu kamen Unannehmlichkeiten im Amte, die

noch leicht zu ertragen gewesen wären, hätte nicht die angestrengte schriftstellerische Tätigkeit, im Verein mit dem mühseligen Amte eines Gymnasiallehrers, Feuerbachs Nerven zu stark angegriffen." „Ach, wenn nur der mächtige Apollo einmal unser Hüttchen räumen und in die Druckerei sich begeben wollte," klagt Feuerbachs Gattin in einem Briefe an ihre Mutter. Ein Schicksalsschlag vermehrte noch die Schwermut des jungen Forschers: eine Schwester Amaliens, die nach Speyer zu Besuch gekommen war, erkrankte an der galoppierenden Schwindsucht und starb bald darauf.

Am 12. September 1829 wurde Amalie Mutter eines Knaben, der nach Vater und Großvater Anselm genannt wurde: neben seinem Oheim Ludwig, dem Philosophen, der berühmteste Vertreter des Namens Feuerbach. Die junge Mutter hatte eine schwere Krankheit durchzumachen, von der sie sich nicht wieder erholen konnte; sie starb am 1. März 1830.

Kinderjahre.

Wir haben die geistige Entwicklung von Feuerbachs Vater etwas breiter geschildert, weil dessen Einfluß auf den Sohn kaum überschätzt werden kann. Von der Mutter wissen wir nicht allzu viel. Feuerbach selber nennt sie eine „stille, schöne Frau". Sie muß ein Wesen von großem Liebreiz und ungewöhnlicher Herzensgüte gewesen sein. Der Großvater Feuerbach schreibt über sie an seinen Sohn Anselm (11. März 1830): „Der Engel, der eine kurze Strecke Dich durch das Leben begleitete, ist nicht bloß Dir gestorben. In ihm habe auch ich ein Wesen verloren, das ich unter allen, die mir je nahe gekommen sind, am meisten verehrt und geliebt habe . . . Ach, es hat mir wie oft geahnt, daß Euer Glück zu groß sei, als daß es lange so dauern könne. Denn wer längere Zeit auf der Welt gelebt hat, findet in dem Spruche der

Alten, daß die Götter dem Glück der Sterblichen neidisch zürnen, eine durch Erfahrung bestätigte, tiefe schreckliche Wahrheit." In demselben Briefe lud der Vater den Sohn ein, mit den Seinigen nach Ansbach zu kommen. Der junge Witwer folgte diesem Rufe, brachte seine Kinder zu Amaliens Mutter und älterer Schwester, die gleichfalls in Ansbach wohnten, und suchte in seinem tiefen Schmerze Zuflucht im Vaterhause. „Persönliche Willenskraft zu einer tröstlichen Ergebung im Leiden war ihm nicht eigen," schreibt seine zweite Gattin. „Er ließ den Schmerz ohne Widerstand in sich wühlen und sah in der Resignation der Verzweiflung der eigenen Zerstörung zu." Als sein Urlaub abgelaufen war, kehrte er in Begleitung seiner Schwester Helene nach Speyer zurück, während die beiden Kinder in Ansbach blieben. Der Maler Feuerbach schreibt über diese Zeit in seinen Erinnerungen: „Die Schönheit der Großmutter Feuerbach fiel mir bald auf. Dann ist mir ein Familiendiner im Gedächtnis und das erste Gemälde, welches ich sah, eine schöne Dame in rotem Samt, das Porträt der Herzogin Dorothea von Kurland, gemalt von Gérard. Noch erinnere ich mich einer Geburtstagsfeier in Großvaters Studierzimmer, wobei wir Kinder eine pyramidal sich verjüngende Riesentorte überreichten."

Anfang 1833 erschien der „Vatikanische Apollo" bei Campe in Nürnberg. Leider war das Buch durch viele Druckfehler entstellt und wurde so für den schwermütigen Verfasser eine Quelle von Ärger und Aufregung. „Ich bin sehr krank," schreibt er an seinen Bruder Eduard, „schon seit Monaten, und ich fühle mich nur besser, wenn mein gepreßtes Herz sich in einem Tränenstrom entladen kann. Ich will Dich nicht quälen mit Schilderungen meines Zustandes, der in die Länge zu völliger Geisteszerrüttung führen müßte. Du sprichst von Grillen — Grillen — großer Gott! Und wäre es so, wer an einer schlechten Fischgräte erstickt ist, ist der etwa weniger tot

als ein anderer? Ich bin in einen Zustand völliger Haltlosigkeit verfallen. Mein Amt wird schlecht verwaltet, meine Schüler sind durch meine Reizbarkeit irre an mir geworden. Was ich mache, wird verworren und ungeschickt. Und ist es nicht, als wenn sich alles wider mich verschworen hätte? Ist mir nicht mein Einziges geraubt, meine Kinder? O, daß ich so töricht war, sie damals von mir zu lassen! Oder hätte ich sie mit der Schwester zurückgenommen. Aber Speyer — das Ufer ist verflucht für mich, hier blüht kein Segen mehr."

Am 26. Mai 1833 starb der alte Feuerbach. Ein neuer schwerer Schlag für den Gemütskranken. Aber diesmal raffte er sich auf: er eilte nach Ansbach, um der Mutter und den Schwestern beizustehen. Und im Herbst desselben Jahres erwählte er eine zweite Mutter für seine beiden Kinder; er verlobte sich mit Henriette Heydenreich, der Tochter eines Geistlichen. Henriette war am 13. August 1812 in Ermetzhofen in Unterfranken geboren. Zwei Jahre nach ihrer Geburt starb der Vater, und die Mutter siedelte nach Ansbach über. Dort erhielt das ungewöhnlich begabte Kind eine sorgfältige Erziehung; sogar die lateinische und die griechische Sprache erlernte es. Daneben trieb es eifrig Musik.

Man wird es begreifen, daß Feuerbach sich aus Speyer wegsehnte. Wurde er doch auf Schritt und Tritt an seine verstorbene Gattin erinnert. Auch durfte er sich von einer Ortsveränderung eine günstige Wirkung auf seinen Gesundheitszustand versprechen. An der Münchner Universität war die Professur für Archäologie erledigt, und Senat und Fakultät hatten Feuerbach einstimmig erwählt und vorgeschlagen. Dieser begab sich selbst nach München, um die Angelegenheit wenn möglich zu fördern. Von dort schrieb er am 28. September 1833 an die Braut: „Jedenfalls wird Dir die Freude bereitet, daß ich hier überall schon als ein Mann, dessen literarischer Ruf für immer fest gegründet ist, mit der größten Aus-

zeichnung empfangen werde. Der große Schelling selbst, über dessen Lippen seit Menschengedenken kein Wort des Beifalls gekommen ist, hat mir gestern das Siegel der Unsterblichkeit auf die Stirne gedrückt. Wie gleichgültig wäre mir das alles sonst gewesen! Jetzt mag ich diese Lorbeerblätter gerne sammeln, weiß ich doch, wer mir sie freundlich zum Kranze windet."

Aber die Hoffnung auf eine Berufung erwies sich als trügerisch. Der König ließ Feuerbach durch den Kabinettssekretär schreiben, daß er nicht imstande sei, seinem Gesuche Folge zu geben, weil die Stelle gar nicht wieder besetzt werden solle. Das war natürlich nur eine Ausflucht. Allgeyer trifft das Richtige, wenn er in seiner Biographie Feuerbachs (I, 36) schreibt: „König Ludwig I. liebte die Freunde und Räte seines verstorbenen Vaters Max Joseph nicht, zu denen der Staatsrat Feuerbach gehört hatte. Außerdem war ihm dieser als Verfechter der Rechte des Protestantismus in Bayern verhaßt. Die in Ludwig Feuerbachs Schriften vertretene Philosophie verabscheute er aber geradezu. Bekannt ist, daß die Aufstellung der Büste des großen Juristen in der bayrischen Ruhmeshalle zu München an des Königs Widerstand scheiterte, während er dessen Gegner Kreittmayr, dem Verfechter der Prügelstrafe, ein ehernes Standbild setzen ließ. Nicht bekannt aber dürfte sein, daß seine Abneigung sich auch auf den Enkel des Kriminalisten, den Maler Feuerbach, erstreckte. Eine Dame seiner Bekanntschaft, Frau Rothpletz, auf deren Gut in der Pfalz er zu Gast war, die ihn für den Künstler und seine gerade in München ausgestellte Pietà zu interessieren suchte, wies er barsch mit den Worten ab, in Sachen der Kunst wisse er selbst, was er zu tun habe."

Dieser Fehlschlag übte einen verhängnisvollen Einfluß auf Feuerbachs Seelenverfassung aus: er wurde wieder mutlos und verzagt. Bald darauf überraschte ihn ein Ruf nach Dorpat, doch lehnte er nach reiflicher

Überlegung ab, hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Kinder.

Im Frühjahr 1834 schloß Feuerbach die Ehe mit Henriette Heydenreich, und die Familie mußte vorläufig in Speyer bleiben. „Grenzenloses Mitleiden mit dem kläglichen Anblick eines unpraktischen Mannes und zweier Waisen mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Schritte veranlaßt haben," sagt der Künstler in der Urschrift seiner Lebenserinnerungen.

Im Sommer 1836 folgte Feuerbach einem Rufe als Professor der Philologie und Altertumskunde an die Universität Freiburg im Breisgau. „Früh genug," schreibt Henriette Feuerbach, „um noch viel Schönes und Treffliches zu leisten, viel zu spät aber dennoch für das, was er seiner Natur nach und unter günstigeren Verhältnissen hätte leisten können ... Das Leben erfüllte die Ansprüche nicht, zu denen er sich berechtigt fühlte. Er war im Kampfe mit sich und mit seiner Zeit, die nichts mit ihm anzufangen wußte ... Leider — wie man es auch beschönigen will und mag, Feuerbachs beste Kraft war schon gebrochen, als er Speyer verließ, und der traurige Ort am Rhein, die große historische Grabstätte, bleibt auch das Grab seiner schönsten Geistesblüte, wie seines schönsten Glückes."

Die Kinder wußten zwar um den Gemütszustand des Vaters, aber dieser war rücksichtsvoll genug, sich in ihrer Gegenwart zusammenzunehmen. Überdies würde man irren, wenn man glauben wollte, Feuerbach sei stets und ständig wie ein Schatten umhergeschlichen. Diesem schwermütigen Grübler war eine gute Dosis Sarkasmus und — Humor gegeben, und dieser Zug zeigt sich später beim Sohne im stärksten Maße. Wie belehrend und förderlich der vertraute Umgang mit dem Vater für den Knaben gewesen sein muß, können wir leicht erraten, wenn wir in Henriettens Lebensabriß lesen: „Er sprach nie etwas Unbedeutendes, und auch die gewöhnlichste Äußerung ge-

wann in seinem Munde, durch die eigentümliche Färbung des Humors oder der gemütlich-poetischen Auffassung, eine originelle und tiefere Bedeutung. Wer ihn kannte, liebte ihn darum desto mehr und ertrug willig seine oft unbequemen Stimmungen. Niemand hat treuere und in Wahrheit geduldigere Freunde gehabt als Feuerbach. Aber er war auch so reich, daß eine Stunde freien, geistigen Ausströmens für Wochen und Monde des düsteren Hinbrütens entschädigen konnte. Besonders war sein Witz von einer unvergleichlichen Feinheit und Schärfe, und immer schlagfertig. Doch milderte die tiefe Gemütlichkeit stets das Verletzende der Waffe, und es war oft, als wenn sein feiner Spott den Gegenstand desselben nicht beleidigen könnte, weil er ihn vergeistigte."

Der Vater unternahm mit dem Sohne oft Spaziergänge in die herrliche Umgebung Freiburgs und weckte in ihm frühzeitig die Andacht vor der Natur. „Der schöne Schwarzwald mit seinen Felsenschluchten und stürzenden Bächen ist neun Jahre lang der Hintergrund meines kindlichen Denkens und Empfindens gewesen," schreibt der Künstler selber. Daneben führte Feuerbach den Knaben in die Welt der geliebten Griechen ein: er „erzählte" ihm die Odyssee, und zwar im Angesicht der bekannten Flaxmanschen Blätter. Wie dieser Unterricht, von einem so feinen Kenner erteilt, auf den frühreifen und geweckten Knaben wirken mußte, läßt sich leicht denken. Noch nach vielen Jahren erzählte der Künstler seinem Freunde Allgeyer davon. In seinem siebenten Jahre hatte der Knabe ein schweres Nervenfieber durchzumachen. Als Folgen der Krankheit blieben, wie so oft, Alpdruck und schwere Träume zurück. Im übrigen muß er ein frischer, derber Junge gewesen sein. „Turnen, schwimmen, Schlittschuhlaufen, boxen, radschlagen, auf hohen Stelzen einen Walzer tanzen oder die Waden eines harmlos Vorübergehenden mit nie fehlendem Pfeilschuß schädigen, gehörte damals zu unsern bekanntesten Be-

lustigungen. Hohe Münster und ganze Städte aus Pappdeckeln aufzubauen, liebte ich sehr. Auch Kriegsschiffe jeglicher Art und Größe, mit vollem Segel- und Takelwerk, wurden ausgeführt, und auf dem Nebenarm des sogenannten Mühlenbaches war meine Flotte die stärkste und gefürchtetste." Einen Beweis für das Feingefühl und die Herzhaftigkeit des Zehnjährigen liefert folgende Geschichte. Der kleine Feuerbach fiel im Hause eines Bekannten bei der Verteidigung einer aus alten Kisten aufgebauten hohen Ritterburg vom höchsten Turm herab und brach das Schlüsselbein. In der darauffolgenden Nacht sollte der Vater die lange geplante Reise nach Italien antreten. Der Kleine verschwieg daher den Unfall, was ihm große Schmerzen zuzog und die Heilung erheblich verzögerte.

Italien, das dem Sohne eine zweite Heimat werden sollte, vermochte den schwermütigen Vater wohl auf eine kurze Zeit seinen trüben Gedanken zu entreißen, aber dauernde Heilung brachte es ihm nicht. „Ach, endlich, endlich — ein solches Glück für mich!" pflegte er während der Reisevorbereitungen zu sagen. Und seine Italienischen Briefe bezeugen, wie beseligt er sich auf den klassischen Stätten fühlte. Friedrich Theodor Vischer, der mit ihm die Villa Ludovisi sah, berichtet in seinem „Lebensgang", er vergesse nicht den stöhnenden Laut des Entzückens, mit dem Feuerbach vor die Junobüste trat.

Im Angesicht des Kolosseums dichtete er folgende Verse:

Des Tages Stern ist längst herabgezogen,
Und Mitternacht trat in die Welt herein;
Und auf des Coliseums höchsten Bogen
Steh' ich allein.

Da fühl' verwandelt ich mein ganzes Wesen,
Zu höh'rem Maße dehnt sich die Gestalt;
Jahrhunderte sind's, daß ich jung gewesen,
Und bin nun alt.

Voll wölbt sich von der blassen Wange nieder
Der Silberbart bis auf des Gürtels Band,
Und priesterlich um die gehobnen Glieder
Wallt das Gewand.

Ich sah, wie man zu diesem Bau getragen
Den ersten Stein, bedachtsam und gemach,
Und schaurig hat an dieses Ohr geschlagen
Das letzte Ach!

Ich sah sich Wölbung über Wölbung brüsten;
Und still ans Werk dann der Verwüstung gehn
Sah ich die Zeit; und mitten im Verwüsten
Sie stille stehn.

Da drängt es mich, die Arme auszustrecken,
Weithin zu heil'gem, priesterlichem Tun.
Die Schläfer all', wer möchte sie erwecken?
Sie mögen ruhn!

Wer aber Ohren hat zu hören, soll vernehmen
Das Segenswort, das ich verkünden will:
Nichts geben kann das Schicksal uns, nichts nehmen,
Seid stark und still!

Stark und still! Er selber war es leider nicht. „Klima und unmäßige Anstrengung waren ihm vielfach schädlich gewesen, und kaum zurückgekehrt, begannen die gewohnten Übel wieder ihre Herrschaft zu behaupten, wozu sich ein wachsendes Mißbehagen mit seiner Stellung in Freiburg gesellte."

Feuerbach hatte Münzen, Gipsabgüsse sowie Stiche nach Michelangelo aus Italien mitgebracht. Diese Sammlung, die noch durch Gemälde aus der München-Schleißheimer Galerie ergänzt wurde, hatte der Knabe ständig vor Augen. Sie legte „das Fundament für seine spätere künstlerische Richtung". Seine Lieblinge waren damals Rubens und Van Dyck.

„Die Kinder," schreibt Henriette Feuerbach, „wuchsen heran und gaben dem Herzen des Vaters die süße Befriedigung, daß sie seines Geistes und Namens sich würdig bewähren würden. Besonders glücklich machte es ihn, in seinem Sohne ein entschiedenes Künstlertalent sich entwickeln zu sehen."

Schon früh regte sich in dem Knaben Anselm Lust und Liebe zum Zeichnen. „Ich hatte den Kopf voller Bilder; warum sollte ich sie nicht festhalten, so gut es ging?" Mit Vorliebe zeichnete er Germanenschlachten, und als Zwölfjähriger versuchte er sich an einem lebensgroßen schlafenden Barbarossa, hinter dem ein ernster, hochgeflügelter Engel stand. Der Zeichenlehrer am Gymnasium aber sprach ihm alles und jedes Talent ab. Vom Jahre 1843 ab erhielt Feuerbach dann etwa zwei Jahre Privatzeichenunterricht bei dem Anatomiezeichner der Universität.

Aber nun hielt es den jungen Menschen, der bis dahin von musterhaftem Fleiße gewesen war, nicht länger in der Schule. Er fühlte sich zum Künstler berufen und war des trockenen Tones gründlich satt. Auf sein Drängen wurden Zeichenproben an Lessing und Schadow in Düsseldorf geschickt. Lessing antwortete, der junge Feuerbach solle zunächst einmal das Gymnasium absolvieren und dann weiter sehen; Schadow aber schrieb, Anselm könne nichts anderes werden als Maler und möge sogleich kommen. Schadows Worte waren dem jungen, unerfahrenen Menschen natürlich aus der Seele gesprochen, und er quälte den Vater so lange, bis dieser ihn ziehen ließ. Am 8. April 1845 langte Anselm in Begleitung des Hofrats Kapp, eines Freundes des Hauses Feuerbach, in Düsseldorf an.

Düsseldorf.

In Düsseldorfs Künstlerkreisen gaben damals Schadow und Lessing den Ton an. Jener war Katholik, dieser

Julius Allgeyer,

Feuerbachs Freund und erster Biograph. 1858. (Städt. Museum, Basel.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Protestant. Wilhelm von Schadow war 1826 als Nachfolger von Peter Cornelius von Berlin nach Düsseldorf berufen worden. Er besaß ein großes organisatorisches Talent und wirkte mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine Kunst. Sein ausgebreiteter Schülerkreis umfaßte Männer wie Hildebrandt, Hübner, Bendemann, Köhler, Mücke, Karl Sohn, Schirmer, Deger, Ittenbach u. a. Mehrere von ihnen waren Lehrer an der Akademie; Lessing wirkte als unabhängiger Künstler.

Man kennt den Charakter und die Verdienste der Düsseldorfer Schule. Sie war eine Nachzüglerin der Romantik. Ihre Stoffe entnahm sie den Dichtungen Tiecks und Uhlands, den Dramen Shakespeares, dem großen Roman des Cervantes, dem Alten Testament und der deutschen Sage. Daneben pflegte sie die Landschaft, und auf diesem Gebiet liegt nicht der kleinste Teil ihrer Verdienste: Schirmer hat nicht bloß auf Feuerbach, sondern auch auf Böcklin gewirkt.

Der junge Feuerbach kam zunächst in Schadows Atelier, und er hatte einen „ganz dämonischen Eifer". Schadow bevorzugte ihn sichtlich, gebrauchte ihn freilich auch zu allerlei Handlangerdiensten. Freier stand der junge Anfänger dem von ihm damals hochverehrten Lessing gegenüber, der seine Arbeiten begutachtete und ihm auch Bücher lieh.

Zunächst lauten die Briefe Feuerbachs an die Eltern zuversichtlich. Bald aber merkt er, daß in Düsseldorf für ihn nicht viel zu holen ist. Alles, was er macht, gefällt ihm nicht im geringsten. Ihm ist's, als wenn er einen Blick in die Tiefen der Kunst geworfen hätte; er ahnt, wie es sein muß, und kann es doch nicht erreichen. Er klagt, daß er so wenig lerne. Es verlangt ihn, mit dem Vater über antike Kunst zu sprechen. „Ach, was fehlt mir noch alles, was bin ich ein erbärmlicher Kerl, ich fühle es auch recht, es verbittert mir manche Stunden; ich glaube, wenn ich nicht auf den richtigen Weg

komme, werde ich ganz melancholisch." Dieser Siebzehnjährige ist von einer erstaunlichen Frühreife. „Es tauchen mir oft wunderliche Ideen auf," schreibt er im Juli 1846, „Träume, Phantasien, ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt regiert, man muß sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellen, wie er sein sollte. In die Zukunft flüchten geht auch nicht; denn welche Zukunft steht unsern Geld- und Maschinenmenschen bevor!"

In seiner Not wandte sich Feuerbach Anfang des Jahres 1847 an den Landschafter Schirmer, der seinen Vater von Italien her kannte. Schirmer sprach ihm Mut zu, verwies ihn auf Rubens und Tizian und förderte ihn, wo und wie er konnte. „Schirmer ist ein Mann von einer gewaltigen Poesie, dabei kerngesund und ganz in die Mythologie eingeweiht, er nimmt lebhaftes Interesse an mir. Vielleicht liegt das Ungewisse wegen meiner Richtung, weil ich meine Aufgabe zu hoch stelle, doch es geht alles gut." Aber er sehnt sich aus Düsseldorf heraus. Sein Sinn steht nach Antwerpen. Und doch hält er noch über ein Jahr aus.

Von Gefährten Feuerbachs aus dieser Zeit, die hier und da in den Briefen genannt werden, erwähnen wir der Tiermaler Karl Roux aus Heidelberg, seinen Vetter, den 30jährigen Bauernsohn Mintrop, den Genremaler Eduard Seidel aus Dresden, den Bildhauer Eduard von Bandel, Sohn des Erbauers des Hermannsdenkmals, den Landschaftsmaler Grafen v. Kalckreuth, den nachmals berühmt gewordenen Knaus und schließlich Alfred Rethel.

Ein Besuch des Philosophen Ludwig Feuerbach, des Onkels unseres Künstlers, in Düsseldorf, gibt uns Gelegenheit, das Verhältnis zu skizzieren, in dem Onkel und Neffe zueinander standen.

Anselm blickte als angehender Künstler voller Ehrfurcht und Liebe zu seinem berühmten Onkel empor. Als ihn

dieser im Juli 1845 besucht hat, schildert er die Begegnung in einem ausführlichen Briefe. „Eher hätte ich den Einsturz des Himmels vermutet als den Onkel, wir waren beide ganz verwirrt; ich aß dann mit ihm, und dann waren wir ganz einverstanden. Er sah nicht gut aus, er hatte sehr Schnupfen und war sehr angegriffen." Später sind sie zusammen bei Bekannten, aber Onkel Ludwig habe auf die Gesellschaft keinen besonderen Eindruck gemacht, er sei verlegen gewesen. „Der eigentliche Grund war das viel zu oberflächliche Gespräch; mit solchen Leuten kann Ludwig sich nicht unterhalten." Der ganze Besuch des Onkels erscheine ihm wie ein Traum, und nur wenn er in die Tasche fasse, habe er die Wirklichkeit, nämlich einen preußischen Taler, den der Onkel ihm beim Abschied in die Hand gedrückt habe.

Die Frage nach dem inneren Verhältnis des Kunstjüngers zu dem Philosophen ist nicht so leicht beantwortet. Ohne Zweifel ist der junge Anselm religiös erzogen worden. Sein Vater war, wie Henriette Feuerbach es ausdrückt, „auf seine Weise fromm, wenn auch nicht in dem gewohnten Sinne des Wortes. Die Religion war ihm die höchste Poesie, und die Poesie wieder Religion. Seine Gemütsanschauung alles Schönen und Erhabenen war die tiefste Andacht. Zugleich hegte er hohe Achtung vor jeder aufrichtigen religiösen Überzeugung, sowie vor den äußeren Zeichen derselben . . . Mit Hohn und bitterem Spott zog er nur gegen die Lüge zu Felde; und Frömmelei, als Verrat am Heiligsten, war ihm die Sünde, welche nie vergeben werden kann." Von derselben Duldsamkeit war Ludwig Feuerbach erfüllt. Schreibt er doch einmal: „Laß den andern glauben, was er will, aber fordere dafür auch von ihm, daß er dich nicht glauben läßt, was er glaubt. Diese Forderung ist gerecht und billig. Aber ungerecht und verwerflich, verwerflicher noch als die Intoleranz des Gläubigen ist die Intoleranz des Aufgeklärten, welcher von den andern ohne Unterschied ver-

langt, daß sie zwar nicht so glauben, aber so denken, so frei und gescheit sein sollen wie er selbst. Man muß auch gegen die Unfreiheit und Dummheit tolerant sein." Zwischen den beiden Brüdern Anselm und Ludwig bestand das beste Einvernehmen. Dies bezeugt der Philosoph in einem Briefe an seinen Freund J. Schibich vom 21. Oktober 1851; er führt dort aus, der Umgang mit seinem Bruder Anselm sei deswegen für ihn interessant gewesen, „weil er (Anselm) die Prinzipien meiner Anschauung in ihrer Anwendung auf die Kunst vollständig bestätigt fand, und obwohl oder weil eine reine Künstlerseele, auch mit meiner Religionsphilosophie im wesentlichen harmonierte." In der Tat finden sich in Anselm Feuerbachs „Geschichte der griechischen Plastik" merkwürdige Anklänge an Gedanken Ludwigs. So heißt es von dem olympischen Jupiter des Phidias: „Die ganze Bildung konstruiert sich nach der Stirn des menschlichen Hauptes. Es ist die Stirn des Menschen, in ihrer höchsten Bedeutung und Größe gefaßt ... Der Ausdruck einer imponierenden Majestät gleicht sich aus in den freundlicheren Zügen, welche um Mund und Wange spielen und den Vater der Götter und Menschen und die Macht des Gedankens, der Intelligenz, als eine nicht dem Menschen fremde oder feindliche, sondern ihm befreundete, eigene erscheinen lassen" (Nachgel. Schriften, 3. Band, S. 29 f.). Ganz ähnlich sagt Ludwig Feuerbach: „Gott ist die als das höchste Wesen sich aussprechende, sich bejahende Vernunft" („Wesen des Christentums", 3. Kap.).

Der junge Anselm hat nun ohne Zweifel die Schriften seines Onkels gelesen. So schreibt er am 17. Dezember 1845 an die Eltern: „Ludwig ist ein großer Mann, allein die Tendenz seines letzten Werkchens gefällt mir nicht, es zieht ihn zu sehr ins Irdische." Ist der Brief richtig datiert, so meint Anselm die programmatische Abhandlung „Das Wesen der Religion"; gehört er aber, was mir wahrscheinlicher ist, ins Jahr 1846, so wäre

auf die Schrift „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie" angespielt.

In Briefen aus Rom trägt dann der Künstler später seiner Mutter wiederholt Grüße an den Onkel auf. „Grüße mir ja Onkel Ludwig", heißt es in einem Schreiben vom 23. September 1865, „und sage ihm, mein erster Besuch nächsten Sommer sei zu ihm." Er hat auch des öfteren die Absicht gehabt, den Philosophen zu malen. Leider scheint er sie nicht ausgeführt zu haben. Wenigstens ist ein Bildnis Ludwigs von der Hand Anselms bis jetzt nicht aufgetaucht.

Daß er im Jahre 1847 dem Onkel in Bruckberg (bei Ansbach) einen Besuch abgestattet hat, wissen wir aus den „Persönlichen Erinnerungen" der Julie Stadler, einer Verwandten des Hauses Feuerbach. „Wer ihn je gesehen, konnte ihn niemals vergessen. Ein 18jähriger Jüngling, schön wie Apollo, ein echter und rechter Feuerbach, mit herrlichen blauen Augen, feinen geistvollen Gesichtszügen und dunklem Lockenhaar, voll jugendlichen Frohsinns und von graziöser zierlicher Gestalt."

Tief ergriffen liest er im Jahre 1874 Karl Grüns zweibändiges Werk über den inzwischen verstorbenen Philosophen (Heidelberg 1874, C. F. Winter) und teilt der Mutter in Briefen von Ende November und vom 26. Dezember einige Stellen daraus mit. Dabei mochte ihm zum Bewußtsein kommen, wieviel Ähnlichkeit sein eigenes Schicksal mit dem des Onkels hatte. Beide hatten einen aussichtslosen Kampf gegen menschliche Dummheit und Gemeinheit zu führen gehabt und konnten nur darin einen spärlichen Trost finden, daß eine reifere Nachwelt ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Anselm Feuerbach nimmt längst den Ehrenplatz ein, der ihm gebührt, aber Ludwig wird nach wie vor totgeschwiegen oder von rechthaberischen Zünftlern „widerlegt"...

Halten wir die spärlichen Zeugnisse zusammen, die wir über des Künstlers Religiosität besitzen, so dürfen wir

sagen: Er stand der Weltanschauung seines Onkels ziemlich nahe. Irgendeinen Beweis dafür, daß er ein überzeugter Anhänger von Ludwig Feuerbachs Philosophie gewesen wäre, haben wir nicht.

Und wie dachte Ludwig Feuerbach über seines Neffen Kunst? Es liegen uns nur wenige Nachrichten darüber vor. Im Sommer des Jahres 1867 machte er mit seiner Tochter Leonore eine Erholungsreise nach München und Berlin. Anfang Oktober 1867 schreibt er an den jungen Schweden Wilhelm Bolin: „In München hielten wir uns zwei und einen halben Tag auf. Ich hatte mit diesem Aufenthalt für meine Person nur den Zweck, die Bilder meines Neveus zu sehen. Ich habe die Bilder meines Neffen, besonders seine letzten, schön gefunden, auch die anderer neuerer Künstler, sowohl in der Neuen Pinakothek als in der Gemäldeausstellung." Er sah auch noch die erste Darstellung des „Gastmahls des Plato". „Von Platons Gastmahl", heißt es in einem Briefe an Bolin vom Juni 1870, „habe ich jetzt eine große Photographie. Jetzt erst bin ich vollkommen mit ihm zufrieden; es macht sich besser in der Photographie als im Original, dem allerdings die rechte Farbe, die Farbe des Lebens abgeht." — —

Die wichtigsten Arbeiten des Künstlers aus der Düsseldorfer Zeit sind folgende: 10 Bleistiftzeichnungen zu Shakespeares „Sturm", mehrere Bildnisse von Feuerbachs Angehörigen, einige Selbstbildnisse, darunter ein lebensgroßes Kniestück (1847), und das Gemälde „Der flötebla sende Faun" (jetzt in Karlsruhe).

Aus Briefen Feuerbachs.

Düsseldorf, 11. April 1845.

Ich kam gegen Mittag an und wurde auf das nachsichtigste und freundlichste empfangen und in ein artiges, kleines Zimmerchen geführt im zweiten Stock, das die

Aussicht in Gärten hat, im Triumphe geführt; gleich war ich heimisch mit dem Zimmer, und dann auch im Haus. Trenelles, Herr und Frau, sind sehr gut, und ich bin einmal gut aufgehoben. — Denselben Abend wurde ich noch zu Schadow gerufen und erschien denn, hübsch angezogen, vor der sehr zahlreichen Familie, machte meine Kratzfüße und mußte mich ordentlich benommen haben; denn Johanna sagte mir nachher, daß mich alle sehr lieb gewonnen hätten. — Ich kann nichts sagen, aber wärst Du nur dagewesen, liebe Mutter, wärst Du nur dagewesen! — Herr Schadow saß da im Kreise seiner zahlreichen Familie und mehrerer Bekannten. Er gab mir die Hand, drückte sie und sah heiter und freundlich aus, und machte Witze, lachte manchmal recht herzlich, wandte sich aber plötzlich ganz ernst um, während sich alles unterhielt, und sprach zu mir: Sie müssen usw. — Aus Ihren Zeichnungen sieht man nur das Talent, aber es ist notwendig usw. So sprach er und in ernstem, langsamem Ton, darauf wurde musiziert, und bald verabschiedete ich mich. — Als ich mit Herrn Trenelle morgens ins Atelier eintrete, spricht er wenig, sehr wenig, macht keine Scherze mehr und setzte mir ein Gipsstück hin und sagte: „Da, zeichne dies." — Drauf kam Herr Kapp, und ich setzte mich hin und zeichnete mit einem Eifer, Gewissenangst, bis Herr Schadow kam, sagte: „Nehmen Sie Ihre Anatomie mit und kommen Sie!" — In meiner Herzensangst wollte ich noch zuerst meine Sachen aufräumen: „Nehmen Sie Ihre Anatomie mit und kommen Sie!" — Er voraus, geht oder läuft, ohne sich umzusehen und zu sprechen, Herr Kapp und ich folgen durch viele Wendungen und Gänge und Treppen; darauf kamen wir ins Atelier des Herrn Mücke (Anatomielehre). Der kleine bärtige Mann öffnet uns, und Schadow: — „Dieser junge Mensch da hat Anatomie, haben Sie die Güte und sehen Sie sie nach, ob er sich ihrem Kursus anschließen kann." Und damit Punktum, so, ohne ein Wort zu sagen, ging er

hinaus. — Herr Mücke war sehr artig und lud mich ein, ihn bisweilen abends zu besuchen. — So zeichne ich nun also in Schadows Atelier seit zwei Tagen von morgens früh bis dreiviertel eins und dreiviertel auf zwei bis abends sechs Uhr ohne aufzusehen, — ich habe einen ganz dämonischen Eifer.

Nun weiß ich nicht, wie es kam, waren meine Gipschen so gut oder sonst was, gefiel ihm mein Eifer, kurz und gut, als ich sechs Uhr abends nach der Anatomiestunde noch still hineinschleiche, um noch zu zeichnen, ruft es auf einmal hinter den Leinwänden hervor: „Herr Feuerbach, Sie werden morgen eine Gipsfigur zum Zeichnen kriegen." — Ohne die Stimme zu kennen, da ich an Schadow nicht dachte, der nachmittags nie kommt, bezeuge ich meine Freude darüber, da ruft es noch einmal, und ich nehme meine Zeichnungen mit — und da steht Schadow, neben ihm der freundliche junge Malersgenosse in freundlicher Gebärde mit Pinsel und Palette, besieht sich meine Zeichnung, fragt, in wie viel Zeit ich sie gemacht, und sagt endlich oder brummt vielmehr: „Hm s's gut." Meine Ohren aber waren sehr spitzig, und der Maler schnitt hinter Schadow zweideutige Gesichter, sichtlich erfreut. — Drauf Schadow: „Professor Deger wird Ihnen morgen eine sehr schöne Venus zum Zeichnen geben, machen Sie diese so gut, und ich bin zufrieden damit, so kommen Sie höchstwahrscheinlich in den — — — Antikensaal." — Kaum konnte ich meine Freude mäßigen, da lachte er: „Ha, ha, nur gemach, erst die Zeichnung." Drauf richtete ich ihm noch einen Gruß vom Architekten Hochstätter aus (der uns in der Eisenbahn traf), der ihn noch herzlich freute, darauf lachte er noch einmal, daß dem Architekten sein Ratshauszimmer schön, aber eben teuer werde. — Er nannte mich sogar einmal Sohn; drauf kam ein Maler, und ich trollte, vergnügt bis in die Hosen, meine Straße.

Düsseldorf, 30. April 1845.

Ich komme nicht in den Antikensaal, sondern, denke Dir mein Erstaunen und meine Freude, ich darf im Atelier von Schadow bleiben, unter seiner unmittelbaren Aufsicht, ich richte ihm auch die Palette her, setze die Farben auf, reinige seine Pinsel und besorge den Ankauf neuer Farben, wodurch erstens keine Zeit verloren geht und ich mit den Farben vertrauter werde (ich tue das alles des Abends und frühmorgens). — Da zeichne ich bald Studien nach Gewand, bald nach Gips, bald Modell, und sogar mich selbst, was aber nicht recht gelang, da der Spiegel kaum sechs Zoll groß war. Ich mache da tausendmal mehr Fortschritte als in einer Klasse, wie auch Schadow sagte, der auch nicht haben will, daß ich mit andern Malern umgehe. — Er scheint Gefallen an mir zu finden.

Lessing war so freundlich, nichts Abstoßendes, nichts; er führte mich überall umher. Alles ist einfach wie er selbst. Seine Frau hat Ähnlichkeit mit Rubens zweiter Gemahlin. Er selbst groß, Schnurrbart, ein sehr geistreiches Gesicht mit auffallend hervortretenden Stirnknochen und Backenknochen. — Er sagte, meinen Akademiezeichnungen zufolge hätte ich schon bedeutende Fortschritte gemacht. — Ich will ihn allemal abends gegen 7 Uhr besuchen, alle acht bis zehn bis vierzehn Tage anfangs, später öfter. Er wohnt ganz weit, fast auf dem Lande, wo gar keine Häuser mehr sind.

Düsseldorf, Juni 1845.

Auf der Akademie geht's ganz gut, es ist meine zweite Heimat. Die letzte Zeit kam ich gar nimmer nach Hause, je länger, besonders jetzt, ich auf der Akademie bin, desto heimlicher wird mir's, ich wäre unglücklich, wenn ich nur einen Tag nicht hineinkönnte, selbst den ganzen Sonntag bin ich da und fühle mich dabei so heiter und wohl, daß ich gar nicht sagen kann, wie. Ich blicke getrost in die

Zukunft, und wenn auch manchmal etwas nicht nach Wunsch ausfällt, so will ich mich bestreben, es gleich noch einmal und besser zu machen.

Ich mische Schadow bereits die Fleischtöne nach dem Bilde und bediene ihn überhaupt, soviel ich ihm nur an den Augen absehen kann. — Ich bin in gute Hände geraten, und Ihr könnt auch in dieser Beziehung ganz ruhig sein. — —

Düsseldorf, Juli 1845.

Außerordentlich überraschend für mich war der Besuch Onkel Ludwigs in Düsseldorf. — Ich bin nämlich ganz ruhig abends 7 Uhr in Schadows Atelier und zeichne die Uniform des Obersten auf, da kommt plötzlich die Frau des Pförtners hereingelaufen und sagt mir, ein Anverwandter von mir (ohne Namen zu nennen) wünsche mich zu sehen, er reise heute nacht noch fort und logiere im Kölner Hof, und wenn ich schnell laufe, könne ich ihn noch einholen; ich laß alles stehen und laufe schnurstracks in den Gasthof, frage in der Tenne einen Kellner, ob kein Fremder gekommen sei, er weiß von nichts, und während ich spreche, kommt schnell ein Herr in Filzhütchen, geht eilig an mir vorüber nach dem Speisesaal; ich sah ihn nur flüchtig, aber gleich blitzte die Ahnung in mir auf, es könne Onkel Ludwig sein; ich frage den Kellner unschlüssig, der weiß es nicht, wie der fremde Herr da hieße, und ich gehe an die Saaltüre, um den Fremden näher ins Auge zu fassen, er kommt mir entgegen, wir schauen einander an, und plötzlich umarmen wir uns, und nachher erst fragte ich ihn, ob er Onkel Ludwig sei. — Eher hätte ich einen Einsturz des Himmels vermutet als den Onkel, wir waren beide verwirrt; ich aß dann mit ihm und dann waren wir ganz einverstanden. Er sah nicht gut aus, er hatte sehr Schnupfen und war sehr angegriffen; dann holte uns Herr v. Woringen, zu denen der Onkel schnell gelaufen war, um mich zu suchen,

und dann ging's zu Trenelle, wo er auch etwas verwirrt und zerstreut war, und dann ging's abends $^1/_2$11 aufs Düsseldorfer Dampfschiff, es läutete, und fort war der ganze Onkel, es war mir wie ein Traum, nur wenn ich zur Tasche langte, hatte ich die Wirklichkeit: einen preußischen Taler, den er mir beim Abschied in die Hand gedrückt hatte.

Auf Woringens machte Onkel Ludwig keinen besonderen Eindruck, da er auch sehr verlegen und angegriffen war; aber der eigentliche Grund, kurz und gut, war das viel zu oberflächliche Gespräch; mit solchen Leuten kann Ludwig sich nicht unterhalten ... Wenn ich wegsah im Gasthof, blickte er mich scharf an, und wenn ich ihn ansah, blickte er wieder herum. — Der Kassandrablick, — ich möchte wissen, was er gesehen hat. — Jenen Abend war mir's so wohl, jemand neben mir zu haben, mit dem man doch auch aufrichtig und vernünftig sprechen kann. — Im ganzen sprach er wenig, und wenn man ihn fragte, antwortete er rasch, wie einer, der was anderes gedacht hat. — Ich habe ihn wieder noch einmal so lieb gewonnen. — Immer sehe ich ihn, wie er abends mit mir und Herrn v. Woringen nach dem Dampfboot ging, so schnell und tätig, so tätig wie im Geist. Er hob immer den linken Arm vom Körper und schritt mit Stock vorwärts. Als er beim Einschreiben seinen Namen Feuerbach nannte, da durchzuckte es mich sonderbar; ich meinte, ich müsse ihn festhalten und noch mit ihm sprechen, ganz eigen war das Gefühl, als ich wieder nach Hause ging.

Düsseldorf, ohne Datum.

Komponiert habe ich noch nichts, ich habe es schon oft versucht, aber es geht nicht, ich sehe so viel Gutes, so richtige Zeichnungen, daß es mir nicht möglich ist, etwas zu tun, einen Arm z. B. zu zeichnen, von dem ich nicht ganz genau weiß, daß alle Muskeln daran richtig. — Früher hatte ich gut komponieren, ich machte Hände,

Füße und dergleichen, phantasierte und fühlte mich glücklich und glaubte, alles, was ich gemacht habe, wäre gut, vortrefflich; jetzt fühle ich, daß ich nichts kann; so oft schweben mir Gedanken vor, wo die Formen so rein, die Muskeln so richtig sind, daß, käme es so zum Vorschein, so gäbe es an Formenreinheit einem Michelangelo nichts nach, aber dann geht's ans Zeichnen, und da soll ich nun die Formen nachzeichnen, und geht's eben nicht; immer aber umgaukelt mich das Phantasiebild. — Schon mehrere Male schwebten mir eigentümliche Landschaften vor, manchmal überkräftige Gestalten; wie ich ans Zeichnen komme, da scheitert alles. — Früher war ich glücklicher, ich konnte meine Gedanken mir genügend versinnlichen, weil ich keinen Anstoß an der Form nahm; jetzt aber habe ich eine Ahnung von dem, wie es sein muß, ich sehe manchen Michelangelo, manchen Raffael, und da dämmert's allmählich im Osten, wie aber die Sonne weitergehen will, da gibt's einen trüben Regentag. — Doch habe ich auch eine andere Ahnung, die mich nicht verläßt, das ist die, daß ich noch einmal dazu kommen werde, das zu erreichen, was ich will, daß diese flüchtigen Bilder unverfälscht herabkommen und sich aufs Papier drücken werden ...

Gerresheim, 24. September 1845*).

Liebste Eltern, nehmt mit diesem Auswurf meiner Idee vorlieb. Wie erbärmlich ist doch diese Zeichnung gegen das Bild, das in meinem Innern lebt. Der Gedanke ist mir peinlich, es nicht so machen zu können, wie ich will. Ach, wäre meine Idee verwirklicht, was sollte das nicht ein Bild sein, edel, schön, großartig, aber so ist es eine kleine Zeichnung — ohne Feuer und Leben, mit erbärmlicher Ausführung (der Auswurf meiner Idee). Doch wer

*) Der Brief steht auf der Rückseite eines Entwurfs (Sepia auf gelbem Tonpapier mit weiß erhöhten Lichtern), der die Schlacht in den raudischen Feldern darstellt.

weiß, vielleicht kommt's noch langsam dazu, wenn ich studiert und wenn ich Übung habe, denn ich kann ja jetzt noch nichts, ich muß erst lernen. — Raffael träumte von seinen erhabenen, göttlichen Bildern und Michelangelo, aber am anderen Tage stand es auch auf der Leinwand, doch das waren ja große, in der Kunst erfahrene Meister, die Besten der Maler. Ich habe zwar nicht geträumt davon, sondern es lebt in meiner Idee beständig fort, ein ausgeführtes Bild; ich sehe es vor Augen, ich sehe sich die Figuren bewegen, deutlich, ich könnte es kopieren und kann es doch leider nicht. Es ist kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht, lebt und webt immer in mir, und doch ist es wieder Traum, denn es verfliegt mit Tücke, wenn ich es niederzeichnen will. Doch was hilft es, wenn ich Euch, liebe Eltern, von meinem Taumel benachrichtige, das beste, ich nehme Vernunft an und denke an das trockene und doch so wahre Wort Schadows, der diese Komposition ruhig besah und sagte: „Wählen Sie einfachere Gegenstände zum Komponieren, das ist viel zu viel, Sie sind dem noch nicht gewachsen." — Und er hat nur zu recht; ich will ihm folgen, will mich mit Gewalt bekämpfen, will, wenn die Gedanken wiederkommen, sie wie Sünden niederdrücken. Doch das innere Feuer wird fortglimmen und wird einmal um so mehr zünden, aber auch wärmen dabei. Liebe Mutter, das unsichtbare Bild wird mich von ferne begleiten, wird vielleicht zeitenlang ganz vergessen sein, wird aber auch mit erneuter Gewalt hereinbrechen, wenn ich es herabbeschwöre. — Doch was werdet Ihr von mir denken, liebe Eltern, wenn ich Euch so vorschwatze von Dingen, die Ihr vielleicht mißbilligt, Schwärmereien und dergleichen, denn was bin ich denn jetzt? Noch nichts, en un mot nichts, ich will demütig weiterstudieren und schaffen, daß ich weiterkomme; diese Ferien sind mir solche Ideen gekommen, bei tüchtiger Arbeit werde ich ruhig, heiter weiterschreiten, ohne Faselei. — Es kommen eben bisweilen solche Gedanken, und es

tut mir wohl, mich denen ausschütten zu können, die mich lieben, verstehen und mit mir fühlen.

Düsseldorf, Allerheiligentag 1845.

Gestern abend spät habe ich nochmals Eure Briefe gelesen mit so freudigem Gefühle; die so einfache, liebevolle Sprache hat mich ganz entzückt. Ach, könnte ich sprechen mit Euch! Ich kann in einem Brief nicht so recht mich ausdrücken, ich kann nicht alles, was ich fühle und was mich bewegt, in Worte bringen. Diese Briefe sind mir so zu Herzen gedrungen wie fast nie, ich stimme so in allem mit Euch überein; ich begreife nicht, wie ich manchmal so unartig sein konnte gegen Euch, Ihr guten, lieben Eltern, die Ihr ja die Sorge selbst seid für mich. Ich hätte tun sollen, was ich Euch nur von den Augen hätte absehen können. Ach, wie bereue ich jetzt dies böse, störrige Wesen, ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung, ich kann es nicht mehr zurückrufen; aber ich kann es Euch nun vergelten durch ein doppelt liebevolles Betragen; ich glaube, es kann sich niemand so innig lieben als ich Euch, Ihr seid mein Alles, und gebe Gott, daß ich Euch dies baldmöglichst durch die Tat beweisen kann. Jetzt bin ich noch viel zu schwach und habe vollauf zu tun; aber Geduld und Ausdauer, es wird sich alles, alles wenden, ich fühle es. — Meine großartigen Ideen will ich im Kyffhäuserberg für lange Jahre ruhen lassen, ich will die Natur nachahmen, mich versuchen, wo ich Zeit habe, in mancherlei Stücken, doch fällt mir eine Idee ein, so schmiere ich sie in zwei Strichen hin, ich habe schon ein kleines Büchelchen voll.

Düsseldorf, 14. Dezember 1845.

Ich leide diese letzte Zeit an einer solchen Unzufriedenheit mit mir selbst; alles, was ich mache, gefällt mir nicht im geringsten; mir ist's, als wenn ich einen Blick in die Tiefen der Kunst geworfen hätte; ich ahne, wie es sein

muß, und kann es doch nicht erreichen. — Wenn ich so die Mappe durchgehe, so habe ich eigentlich dieses Jahr nichts gemacht, das erste kommt mir besser als das letzte vor; es ist ein peinlich quälender Zustand; ich war doch immer fleißig, habe alle Tage redlich gearbeitet; hatte Freude und Lust, aber jetzt, wenn ich die Mappe durchgehe, habe ich rein nichts; ich bin in großer Verlegenheit, was ich schicken soll, ein paar Akte, meinen Karton, der aber viel zu schlecht und zu groß ist; Figuren nach der Antike habe ich nur ein paar schlechte, und der letzte Borghesische Fechter ist noch nicht fertig; ich stehe sehr im Dunkeln mit ihm, wo er ziemlich gut ist, aber habe ich ihn abgeschnitten und ans Licht gezogen, so ist er scheußlich; ebenso mein Silen, ich stand, um Platz zu haben, im Dunkeln, jetzt ist er viel zu schwarz und roh gezeichnet, um sie dort gut vorlegen zu können.

Ich muß es eben wagen mit diesen beiden und einigen Akten, ich will zu Lessing gehen, ihn um seine Meinung fragen, was das Beste ist, der Karton wird zu groß sein. — Vielleicht denke ich mir's auch schlimmer als es ist; ich bin total unzufrieden, ich habe einen moralischen Katzenjammer im höchsten Grad. Das freut mich doch, daß mein letzter Akt besser ist als alle, die ich je gemacht, ich glaube meine Schuldigkeit getan zu haben. Gelingt es nicht mit den Zeichnungen, so wäre es ja zum Verzweifeln.

Düsseldorf, Samstag, 1845.

Ich bin jetzt furchtbar unzufrieden mit mir selbst; es ist jetzt bald ein Jahr, daß ich hier bin und habe so wenig gelernt; ich habe ja anfangs fast besser gezeichnet als jetzt. Es ist wirklich betrübt; doch bin ich nunmehr zu Vernunft gekommen, ich will eben fortan fleißig sein und das Meine tun; diese Grillen sind wohl manchmal gut, aber zu oft und zu stark taugen sie ganz und gar nicht, ich habe es die letzte Zeit an mir erfahren, ich war nicht recht wohl und mattete sichtbar zusammen. Als ich

gar zu bleich und spitz wurde, machte mir der Herr Direktor ernstliche Vorwürfe und Vorstellungen . . . Ich fühle jetzt erst, was es heißt, ein Maler sein, ein ewiges Ringen und Kämpfen nach dem Ideal. Ich werde wohl nie ganz das erreichen, nach was ich strebe, immer werde ich unvollkommen bleiben; ich glaube, es ist die schwierigste, höchste Aufgabe, die Kunst; es ist eine unerschöpfliche Quelle, deren Anfang noch Ende wir kennen, sondern bloß ahnen. Ein rechter Maler wird der glücklichste aller Menschen, aber auch zuzeiten der unglücklichste sein; er fühlt sein Nichts, er hat das erhabenste Ziel vor Augen, das er auf dieser Welt nicht erreichen kann; doch wie schön ist die Hoffnung und der Gedanke an ein rastloses Jagen und Streben nach dem Höchsten; ich glaube, ein Maler muß fest in den Bügeln sitzen, sonst hält er das gewaltige Turnier mit der Kunst nicht aus; auch ich werde manchen Stoß und manchen Hieb bekommen, aber Mut und Geduld und Vernunft, so kann's ja nicht fehlen; es ist ein beständiges Wogen, Momente der tiefsten Demut, aber auch Momente des Gefühles innerer Kraft. Vater sagte immer davon, ich sehe es jetzt ein und denke sehr darüber nach, aber doch ist das Bedürfnis, Maler zu werden, zehntausendmal größer als alle Hindernisse und Kämpfe. Ich freue mich sogar auf all das Kämpfen, denn es liegt mir doch klar und offen, was ich will. Kann ich es nicht ganz erreichen, so ist's doch nicht weit davon.

Gerresheim, 28. Dezember 1845.

Weihnachten abend fuhren wir nach Gerresheim, wo ich bis Neujahr bleiben soll. Da stand der Christbaum hell erleuchtet, und für uns alle ganz gleich beschert; von Schadow bekam ich Leinwand und achtzehn Pinsel, von Frau Trenelle eine Lampe und Weste, von Frau v. Woringen eine Zeichnungsschachtel nebst Zubehör, von Marie einen Beutel, in dem lag Euer Paketchen da, und als ich es aufmachte, lagen da Goethes Gedichte, das aller-

Italieniſches Begräbnis. 1851. (In Privatbeſitz.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfſtaengl, München.

liebste Sammetbarett, die Stauchertchen, der Taler von Frau v. Fahnenberg und Eure lieben, lieben Briefe. Ach Gott, ich war glückselig. Als ich gesammelter war, las ich sie und in Goethe bloß die bezeichneten Stellen; das Künstlerlied ist mir ganz zu Herzen gedrungen, und Wanderers Sturmlied ist ganz prachtvoll, ich muß es noch sehr oft lesen, wenn ich es, besonders den Schluß, ganz verstehen kann, doch erwärmte es mich ganz wunderbar, es drang so in mich, ich denke immer daran, und wenn ich unruhig bin, so lese ich es, und es stärkt und ermutigt ganz wunderbar, ich fühle mich so getroffen, ich fühle, worin ich gefehlt, aber ich fühle auch, daß es mich angeht. Ich lese wenig und langsam, sie sind schwer zu verdauen, man kommt zu leicht in den Strudel hinein, ich habe einige Balladen gelesen, zum Komponieren reizt es ungeheuer, und doch ist es wieder so geistig, daß es fast nicht möglich sein wird, ihnen sinnliche Form zu geben. Es ist mit dem Goethe ein Schatz gekommen. Mir ist's, als hätte ich Fortschritte gemacht, bloß durch das Lesen. — Am meisten freut mich das Zutrauen des lieben Vaters, der mir immer verbot, etwas von Goethe zu lesen, ich fühle mich glücklich, daß ich schon von Goethe einiges lesen kann und darf, das andere sei späteren Zeiten anheimgestellt; ich will recht vorsichtig sein in der Wahl, aber was ich lese, will ich mit Verstand lesen.

Düsseldorf, 22. Januar 1846.

Ach, wie kann ich Dir genug danken für die gütigen Mahnungen und für das viele, viele Geld; ich erschrecke ordentlich, wie kann ich Balg doch so viel kosten, ich bin das mit meiner Zeichnerei nicht wert; wenn ich das bedenke, so wünsche ich mir oft das Malen, daß ich bald an ein Bild komme und was verdiene, anderseits aber bin ich doch um meiner selbst willen froh, daß ich noch am Zeichnen bin, ich fühle jetzt, wie nötig es war, ich will gar nicht ans Malen, bis ich nicht flott zeichnen

kann; was hilft's mir am Ende, wenn ich früh und schön male und nicht zeichnen kann; ist aber ein fester Grundstein da, so wird das darauf errichtete Haus fest stehen gegen allen Andrang. — Ich will an die anderen nicht denken, die mich etwa überflügeln, es ist ihre Sache, ich darf wenigstens dreist sagen, daß ich es im Aktzeichnen mit den meisten Malern aufnehme. — Ich habe seit der Zeit ungemein mehr technische Fertigkeit und Gewandtheit erworben, das fühle ich an allem, es geht viel schneller und besser, alles fällt mir so leicht, aber ich habe noch so viel zu lernen (könnte ich nur einmal eine Figur aus dem Kopfe richtig zeichnen).

Ich bin manchmal ganz durchfüllt mit so erhabenen und wohltuenden Gefühlen, daß, sollte ich sie mitteilen, ich ganz in Verwirrung käme. Es ist mir oft so wohl und so wehe in dieser Welt, ich fühle solch eine innere Kraft und Entzücken, daß ich auf einem feurigen Drachen oder sonst einem fabelhaften Geschöpfe in der ganzen Welt herumsausen möchte. Doch ach, wie dumm schwatze ich da, aber es gibt wirklich Momente in der freien Natur, wo ich oft ganz Gefühl bin, ich dünke mich gar nicht mehr auf Erden zu sein, und wenn ich an Gott denke, so fühle ich recht, wie er sich gleichsam in unsre Herzen legt und einem alle erhabenen Gedanken aufkeimen läßt.

Düsseldorf, Mai 1846.

Mit einer wahren Seelenstärkung habe ich nun wieder Eure Briefe gelesen, und immer werde ich tief durchdrungen von dieser Innigkeit und Liebe. Ach, es gäbe gewiß keine schlechten Menschen, wenn sie alle so vortreffliche Eltern hätten; wie kann ich doch glücklich sein gegen andere, da ich ja eine Erziehung genossen habe, die mich über und über waffnet und stärkt gegen jegliche Verlegenheit und Übel. — Ich möchte mich so gern Euer würdig zeigen, aber ich kann es noch nicht anders, als

wenn ich mein ganzes dankbares Herz Euch aufschließe und Euch verspreche, fortan wacker und tüchtig zu bleiben.

Düsseldorf, 13. Juni 1846.

Ich verlange, einmal recht mit Dir, lieber Vater, über antike Kunst sprechen zu können; denn ich fühle mich immer mehr dazu hingezogen. Ach, was fehlt mir noch alles, was bin ich ein erbärmlicher Kerl, ich fühle es auch recht, es verbittert mir manche Stunden, ich glaube, wenn ich nicht auf den richtigen Weg komme, werde ich ganz melancholisch. Die geistige Periode kann eben erst dann recht aufwachsen, wenn die körperlich-technische erreicht ist; ich habe jetzt soviel mit Machwerk zu schaffen und bin in den freien Stunden doch geistig recht erschöpft, darum verlange ich so sehr nach Hause, um mich einmal recht ausschütten zu können. Beunruhigt Euch nicht wegen meiner, ich komme doch zum Ziele, es mag gehen, wie es will; ich kann mich eben nicht so recht ausdrücken auf dem Papier! Herr Gott, könnte ich doch das geben, was der innerste geistige Mensch fühlt, und wie der erhaben ist über alles Kleinliche; allein durch Geringes erreicht man Großes, ich will mich in Geduld finden und fleißig weiterarbeiten . . .

Düsseldorf, Juli 1846.

Über antike Kunst, Mythologie, wozu ich mich ungeheuer hingezogen fühle, deren wahren Sinn ich aber noch gar nicht erfaßt und verstanden habe, wirst Du, lieber Vater, mich einmal recht belehren, und ich will auf Deine Worte lauschen wie auf Orpheus' Gesang. Ach Gott, war ich den vorigen Herbst ein Narr oder ein Kindskopf, daß ich auch keine vernünftige Silbe geredet habe. Ich möchte weinen, wenn ich an die schöne Zeit denke! Was hätte ich nicht alles erfahren können, worüber ich jetzt so unklar bin, lieber Vater, Du mußt mir leuchten, meine ganze Richtung erhellen und leiten, sonst,

das fühle ich, tappe ich, wie so viele andere, ewig im finstern herum. Ich kenne Deine Poesie und Deine Kenntnisse, — welch ein Glück habe ich doch vor so vielen, die keinen so prächtigen liebevollen Vater haben wie ich. Ha, eben sehe ich auf, und die Abendsonne bescheint in meinem Zimmerchen das ernste, finstere Angesicht meines polnischen Juden mit dem schwarzen, zottigen Haar und Bart, er schaut mich finster und durchdringend an, als wollte er sagen: „Du Nichtsnutziger, wie hast du deine schöne Zeit vergeudet, die nie wiederkehrt," und jetzt steigt sie zu meinem Bacchus und mahnt mich recht an die alten Griechen, an die schöne Zeit, wo die Götter noch unter Menschen schritten; jetzt aber haben sie die Erde längst verlassen. — Doch was schwätze ich da; ja, lieber Vater, ich komme mit dem ernsten Vorsatze hin, gründlich zu studieren, all mein Denken und Trachten Dir zu vertrauen und mir Rats zu holen, den ich sehr bedarf; könntest Du meinem Wissensdrang eine bestimmte Richtung geben, daß ich nur aus dieser verfluchten Allgemeinheit der Ideen, an der außer Lessing, aus Mangel an gediegener Bildung, alle leiden, herauskomme; ich glühe vor Sehnsucht, das darzubringen, was ich fühle und will, ich möchte nicht bloß Nachäffer und Anstreicher nach der Natur werden, ich möchte gerne Seele, Poesie haben, es schlummert in mir, aber es muß geweckt werden, und jetzt ist der Zeitpunkt, jetzt bin ich feurig und jung, habe zwar noch mit Anfangsgründen zu tun, bin aber im Begriff, in die Seele der Malerei einzudringen; ich grüble und denke und irre hin und her, und könnte so mein ganzes Leben lang irren, wenn ich nicht jemand hätte, der mich beruhigt und weiterführt; ich vertraue mich Dir ganz an, denn ich weiß, Du hast dasselbe gefühlt wie ich, das sind Perioden, aber sie müssen geleitet und gelenkt werden. Es tauchen mir oft wunderliche Ideen auf, Träume, Phantasien, ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt re-

giert, man muß sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellen, wie er sein sollte. In die Zukunft flüchten geht auch nicht; denn welche Zukunft steht unsern Geld- und Maschinenmenschen bevor! Man könnte Heilige malen, allein die sind jetzt so fade wie faule Äpfel; man kann sie malen, aber nur keine schmachtenden Engel, keinen blondgelockten, gekräuselten Christus als Osterlamm, nein, einen Südländer mit schwarzem Haare, tiefliegenden, seelenvollen Augen, Ideal in allem, aber nur nicht fade. Das Alte Testament, das hat noch Kraft, da lebt und webt noch der alte Gott mit seinen Menschen; auch das Neue Testament ist göttlich und begeisternd, aber es ist kein Feld mehr für uns. Geschichtlich mittelalterliche Gegenstände, wie Lessing sie malt, ist auch ausgezeichnet, aber bis jetzt ist es mir noch nicht das, was ich will, es kann sein, daß das Gefühl aus Mangel an Geschichtskenntnis entspringt, darum eben soll sie auch ein Hauptstudium sein. — Man sagt, der echte Maler müsse alles können, das ist schon gut, aber eine echte Seelenrichtung tut doch not, denn nur um Gottes willen keine Gemeinplätze, es brauchen ja nicht gerade historische Momente zu sein, es können tiefe poetische Empfindungen sein, aber die Handlung muß ergreifend und klar sein, auch dürfen keine Modellgestalten umherwandeln, die ebensogut Griechen, Ägypter oder Mongolen vorstellen können.

Aus Briefen der Schwester Emilie an ihre Tante.

Freiburg, den 10. Juni 1846. Unserm Goldkäfer geht es recht gut. — Nun ist's nicht mehr so lange, bis er kommt! Ich sagte schon zu Mutter, wir müssen, solange er da ist, offenes Haus halten, damit alle, die ihn sehen wollen, ungehindert ein- und auswallen können. Viel Geräusch und Gepolter werden diese Audienztage ohnehin nicht machen, da die Schar seiner Verehrer doch meistens aus

dem zarten Geschlecht besteht. Vornehm und gering fragt nach ihm. Ein sechsjähriges Brauerstöchterchen, von einem Herrn gefragt, willst du mein Schatz sein? antwortete kurzweg: „I hab scho ein, den Anselm.“ — Gräfin Kageneck machte Besuch, bloß um zu bitten, es ihr ja auf ihr Landgut hinaussagen zu lassen, wenn Anselm käme, sie führe dann herein, ihn zu sehen.

Wir müssen absonderliche Anstalten treffen, wenn wir ihn der Öffentlichkeit entziehen und allein für uns haben wollen.

8. August. Vater war sehr angegriffen die ganze Zeit her; ach, es ist trostlos! Man kann gar nichts darüber sagen, es ist einen Tag wie den andern. Wenn Anselm kommt, da hoff' ich, geht es besser; er weiß viel zu erzählen, das heitert den Vater auf. — Nun, wenn ich das nächste Mal schreibe, ist er schon da! Ach, wie freue ich mich!

11. August. Anselm ist da!!! Gestern kam er ganz unerwartet. Ich saß im Gärtchen bei meinen französischen Stunden, da kommt Mutter: „Anselm ist da!“ Ich renne hinein, wir stürzen aufeinander los und dann, nach dem ersten Freudensturme ebenso schnell wieder auseinander vor gegenseitigem Staunen. — Anselm hat sich so verändert, ich würde ihn nimmermehr erkannt haben. Er ist wunderschön und hat einen ganzen Jünglingskopf; er ist bedeutend größer und seine Haare sind ganz dunkelbraun geworden, die Augenbrauen beinahe schwarz. Seine Augen aber sind die alten, lieben, hellblauen. Ich konnte mich gar nicht von meinem Erstaunen erholen, gestern den ganzen Tag nicht. Er ist auch breit und stark geworden, kurz, ein junger Mann, nicht der Knabe, der kleine Anselm mehr! Ich bin ganz vollkommen glücklich! Daß ich diesen lieben Menschen so von Herzen lieb haben darf, ist ein seliges Gefühl. Nun wird auch, wenigstens für ein paar Wochen, Vater heiter werden; das wird ein schönes Leben!

3. Oktober. Ich kann gar nicht beschreiben, wie glück-

lich ich bin und welch schöne Zeit wir nun zusammen leben! Anselm ist wie im Äußeren, so auch im Inneren verändert, nicht mehr so weich wie sonst, viel fester und männlicher. Wir sind den ganzen Tag beisammen. Anselm komponiert viel und hat auch die Mutter lebensgroß gemalt. Es ist ganz vollkommen ähnlich, es ist kein Bild mehr, sondern die Mutter wirklich, ihre Haltung, ihr Ausdruck, ihr Blick und alles. Man erschrickt ordentlich, besonders abends bei Licht, wenn man so ins Zimmer kommt und sieht die Mutter dasitzen, nicht weit davon ihr Ebenbild.

Vater ist wohl sehr angegriffen und oft geistig verstimmt, doch ich muß offen sagen, wir fühlen nicht so sehr den Druck, weil wir zu sehr mit Anselm beschäftigt und wir drei doch meistens beisammen sind. Doppelt schwer wird sich's fühlen, wenn Anselm nicht mehr da ist. An die Zeit darf ich gar nicht denken.

1. Dezember 1846. Es ist der alte, treue Mensch. Innerlich ist er noch ebenso gemütlich wie sonst, doch ist er eben, wie körperlich, so auch geistig kräftiger geworden, keck, kühn, ja oft trotzig, was ihm auch recht gut steht. — Seine Stimme brach sich sehr; wie er hier war, da durfte er sie nicht anstrengen, doch hörte man es ihr wohl an, daß sie sehr schön werden will.

Der Abschied wurde uns sehr schwer; Mutter konnte sich sehr zusammennehmen, doch mir war es nicht möglich. Wir fingen gleich an zu wirtschaften und zu räumen; so oft ich nur einen Augenblick stille stund und die Hände unbeschäftigt waren, mußt' ich weinen. — Einmal ging ich Arm in Arm mit ihm durch die Straßen, wie stolz war ich da! Es guckte ihm alles nach und einige meiner Bekannten sagten mir: „Dein Bruder ist doch der schönste Mensch in der Stadt, wenn er nur das Hütchen zieht, ist es schon ganz apart und allerliebst." —

Düsseldorf, Samstag, 1846.

Ich ging zuerst zu Seidel, der mich längst erwartet und mich mit lebhafter Rührung empfing, wir waren beide froh und haben uns, ohne ein Wort zu sagen, sehr aufeinander gefreut; er war überrascht, aber sehr erfreut über meinen Brief an Schadow, und so ermutigt trabte ich zu ihm, mußte greulich lang warten, erst kam er herab, um mit einem anderen Besuch zu sprechen; endlich ließ er mich herauf, in sein Schlafzimmer, rufen. — Jetzt fühlte ich, daß ein wichtiger Punkt meines Lebens eingetreten sei, mein Herz tanzte Kapriolen im Leibe herum. Wäre ich nun der gewesen, der ich früher war, so hätte ich ein heißes Stoßgebetlein zum Himmel gesandt, so aber rief ich mir mit philosophischer Gleichgültigkeit zu: „Mut, Feuerbach!"

Als ich heraufkam, sagte er freundlich, aber ohne nach mir hinzusehen: „Guten Tag, lieber Sohn" und reichte mir die Hand; und, indem er noch einen Brief adressierte: „Warte, liebes Kind." Dann sah er meine Kompositionen. Die alten gefielen ihm nicht, aber die neuen ständen in betreff der Zeichnung in keinem Vergleich zu den alten. Am besten gefiel ihm die Wagenburg (außer dem Deutschen zu Pferd); er sagt, man solle die Schlacht noch sehen, und das Bild müßte größer werden. Die Hauptgruppe wäre großartig. — Außerdem wünschte er in meinen Ideen mehr Ordnung und mehr Deutlichkeit; er sagte, die Einzelheiten seien schön, aber das Ganze nicht zusammenhängend genug, und er hat auch vollkommen recht. — Er hatte bisher kein Wort gesagt, von wegen des Briefes; nun sagte er, Professor Sohn wäre am Tode gelegen und könnte vielleicht zwei Monate lang nicht kommen, wo wir nun Hildebrandt haben werden. — Zuletzt: „Nun gehen Sie und seien Sie recht fleißig in der Klasse." — Da konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, ob er mir denn verziehen habe? Darauf sprach er: „Vollkommen" und gab mir die Hand, ich hätte ja nur ein paar

Worte gebraucht, er hätte sich die Zeit schon allein beholfen. — Ich bot ihm dann meine Hilfe und hätte fast heulen müssen, und so ging's und so geht's. Ich bin nun ganz frei und ledig und frage Euch, wie ich mich zu stellen habe: soll ich gar nicht ins Atelier gehen, oder soll ich nachfragen, soll ich ihm meine gemalten Sachen bringen oder nicht? Auf jeden Fall ist es wider Erwarten gut abgelaufen.

Ich war gestern abend bei Lessing; Dein Werkchen, lieber Vater, hat Schadow und Lessing sehr gefreut. Es stehen einige Figuren gezeichnet auf der Leinwand, zum Entzücken schön, ich war ganz verwirrt, erschrocken, so langten diese Kerls aus der Leinwand heraus, prachtvoll, nein, zum Vergehen schön. — Später führte ich die Rede auf Belgien und sagte ihm, daß ich große Lust hätte, einmal dahin zu gehen. — Er billigte es nicht nur nicht, sondern er hält es sogar für schädlich. Er sagte, man solle doch nur einmal die Bilder der belgischen Meister betrachten, da bekäme man schon genug, er begriffe diesen Lärm gar nicht: „Die Belgier," sagt er, „sehen die Natur bloß durch die Brille der Alten, ahmen, statt die Natur zu belauschen, den Rubens nach." — Er glaube, daß es keines fremden Landes bedürfe, um sich auszubilden; die Natur sollte das Muster sein; wer das in Deutschland nicht könnte, auf den hielte er nichts.

Düsseldorf, Sonntag, 15. November 1846.

Erstens zeigte ich Schadow Dein liebes Porträt in seinem Atelier, und siehe, es ist glorreich durchgefallen, ich mag die Ausdrücke gar nicht wiederholen, die er brauchte, genug, ich dachte, der Mann müßte etwas gegen mich haben, zudem, als ich nachher freundlich fragte, wo und wann ich ihm behilflich sein könnte, und er sagte: „Ich danke Ihnen, ich habe Hilfe genug." Ich machte mir gar nichts daraus, denn ich denke schon lange so von dem Porträt aus alten Zeiten; wenn es nicht die liebe

Huma*) darstellte, würde ich es wahrscheinlich schon abgeschliffen haben, um die Leinwand wieder zu benutzen, das kannst Du auch Woringens sagen, die es wahrscheinlich durch die geschwätzige Frau v. Woringen hier erfahren haben.

Schadow korrigierte diese drei Wochen in der Klasse und war leider gar nicht mit mir zufrieden, ich habe aber auch erbärmlich gemalt und fühle mich ganz unwohl, wenn ich zurückdenke; das einzige, was mich entschädigt, ist, daß ich im Akt abends recht mit Fleiß studiert habe. Oh, ich fühle die bitterste Reue über die vergangenen drei Wochen, ich mache mir die größten Vorwürfe, und nächstens soll und muß es gehen oder ich weiß nicht, was ich tu; ich hatte kaum Lust zur Arbeit, aber Geduld, es soll schon kommen, vielleicht habe ich am meisten gelernt eben dadurch, aber, beim Barte des Propheten, das muß sich ändern.

Ich ängstige mich wegen meiner nicht, denn ich weiß, mit dem festen Willen geht es besser; aber ich bin unzufrieden mit mir und das auf das höchste. Belgien geht mir immer durch den Kopf, erst will ich einen guten Kopf malen können, und dann gehe ich hin, nicht aber, um belgische Manieren zu ergreifen, sondern um die Art der Behandlung, der Technik und die Alten kennen zu lernen. — Ich habe meine Seeräuber umkomponiert, die Figuren noch einmal so groß wie die deutsche Wahrsagerin, und war damit bei Schadow und bei Lessing mit allen meinen Kompositionen. — Nein, wie verschieden sind doch die Leute! Lessing ist mir lieber, er raubt einem nicht die Eigentümlichkeit, er geht die Komposition durch in dem Charakter, wie sie ist; es ermuntert sehr. Er sagte nichts als, sie seien lebendig, auch meinte er dasselbe wie Schadow, ich solle die Seeräuber kleiner ausführen und mehr ausdenken, mich mehr in die natürliche Lage hineindenken;

*) Kosename der Mutter.

die Kerls müßten mehr gefesselt sein, und in der Art; die Wagenburgkomposition gefiel ihm am besten, er sagte, wie auch Schadow, ich solle die Schlacht mehr andeuten. Kurz, das Schöne bei Lessing ist, daß er nichts über die Idee sagt; er läßt den Sachen ihren Charakter, er geht darin ein, ohne eine großartige Tirade zu machen, mir gefällt er in seiner Schlichtheit zehntausendmal besser wie Schadow.

Düsseldorf, ohne Datum [1846].

Alle Leute fragen mich: „Sind Sie verwandt mit dem Archäologen Feuerbach?" „Das ist mein Vater; der Philosoph mein Onkel, der Staatsmann mein Großvater." Nun sagt man: „Wenn da nichts aus Ihnen wird, dann muß man an der Welt verzweifeln." — Noch keiner hat so famos über meine Kompositionen geurteilt als Sohn, oh, der traf den Nagel auf den Kopf, er wollte meinen Sachen mehr Natürlichkeit wünschen, sie zeugten von Talent, allein ich müßte eine andere Richtung einschlagen, ich solle mich an die Geschichte halten, die Alten studieren; ich müsse mich vor Manier in acht nehmen; die poetische Stimmung und Landschaft usw. gefiel ihm sehr gut. — Ich soll ganz frei durcheinanderkomponieren; ausführen soll ich sie, wenn ich sie, besonders in Beleuchtung, im Innern trüge, kurz und gut, er hat noch wie keiner zu mir gesprochen. — Er fragte plötzlich: „Sind Sie noch bei Schadow?" „Nein." — „Das ist sehr gut!" Ich übertriebe alles zu sehr, das ginge durch und steigere sich von Komposition zu Komposition; zuletzt hatte ich noch meine Gigantenschlacht, da sagte ich lachelnd: „Nun wird, um allem die Krone aufzusetzen, noch gar der Himmel gestürmt." Allein, die gefiel ihm am allerbesten, „das freute ihn". Ich hatte es ganz umkomponiert und mit Rotstift im Effekt gearbeitet, ich kann nicht leugnen, es ist gewaltig, phantastisch.

Düsseldorf, 24. Dezember 1846.

Die Korrektur von Schadow genügt mir nicht, ich kann mich nicht hineinfinden, mein Geist will was Höheres und Besseres, und das sollen mir die Alten sein, warum soll ich mich denn hier verzehren in meiner eigenen Glut? Gott, sähet Ihr mein Inneres, Ihr würdet mich bedauern, ich kann und kann und will und mag nicht mehr länger hier bleiben; mein kleines Bild werde ich mit Geduld hinausführen, aber dann will ich im Louvre kopieren und studieren wie ein Anfänger. Was helfen mir denn sechs Düsseldorfer Bilder, die schlecht sind? Ich fühle, daß ich noch kein Bild malen kann, und will deshalb noch mit eisernem Fleiße studieren, Skizzen malen, bis ich fühle, daß es Zeit ist; dann aber wage ich mich auch an ein großes Bild, die Befreiung des Bacchus, daß ich auch wie ein Blitz auftrete und nicht so den Eselstrapp.

Liebste Mutter, tausend Dank für den lieben, prächtigen Brief, ich kann nicht viel darüber hin und her sagen, es ist mir eben wie aus der Seele geschrieben und hat mir unendlich wohlgetan; jetzt bin ich ganz wohl und heiter, nur eines noch drückt mich so und tut mir so weh, nämlich ich will es offen gestehen, ich habe viel Geld weggeschmissen; jetzt, da es fort ist, sehe ich erst ein, wie toll ich gewirtschaftet, nicht, daß ich jetzt Geld brauchte, denn ich habe noch bei Frau Trenelle hinlänglich genug, aber nur drückt mich der Gedanke fürchterlich, ich habe es eben nicht bedacht, was jetzt noch gar Paris kosten wird, ich war nicht liederlich, aber so oft in so verzweifelten Stimmungen, daß Roux und ich eben kneipen gingen, und so auf diese Art sind wir hereingekommen, nicht gesoffen haben wir, sondern sehr wenig, aber ein paarmal viel zu guten Wein; dann bin ich so schrecklich mitleidig, daß ich stets meinen Modellen mehr gab, als ich brauchte, ich war zu oft im Theater, freilich nur in klassischen Stücken; allein, so vollkommen der Genuß, so unvollkommen der

Beutel; so oft wußte ich nicht wohin, da wurde zum Konditor gelaufen, Zeitungen durchwühlt und Geld vertan, immer mit dieser Trostlosigkeit dabei, nachher die bitterste Reue, ich kann nichts dafür, obgleich es meine Schuld ist, sei mir nicht böse! Wenn Du wüßtest, wie es uns manchmal hier zumute sein kann, wie schal, wie öde, so daß ich mir kaum zu helfen wußte, warum fällt das nicht bei Euch mir ein, wie Du weißt! Auch in Paris wird's anders sein. Nur muß ich mich manchmal erretten von dieser schrecklichen Nüchternheit und Leere, die hier herrscht. — Verzeih, liebe Mutter, ich bin noch ganz derselbe, ich fand oft kein besseres Mittel, diese innere Flammenqual zu lindern. — So, jetzt ist mir's wieder leicht, ich wollte nur, ich könnte es vergessen machen.

Düsseldorf, 2. Januar 1847.

Schirmer nahm sich liebreich meiner an, er fand Gefallen an meiner Skizze, und ich schilderte ihm nun mit wenig Worten meinen qualvollen Zustand, er ging in die Sache ein und billigte meinen Plan, nach Paris zu gehen, und trotzdem daß er Landschafter ist, hat er mir prächtig korrigiert, sich nach Vater erkundigt, den er in Italien kennen gelernt. — Er sagte, er wüßte, daß die hiesige Lehrart manchmal etwas Qualvolles für junge Leute hätte, die doch Respekt vor ihren Lehrern haben müßten und doch ganz andere Prinzipe und Bestrebungen hätten, er erhob und tadelte fast wie Kugler die Lehrweise, er fühlt, daß meine Kunst durch Rubens und Tizian gefördert werden muß, denn er fand, ehe ich ihm's sagte, ganz das Streben in meiner Skizze, allein ich müsse mich zusammennehmen und dieses Bild und vielleicht noch ein zweites hier vollenden, um mir klar bewußt zu werden; denn er habe die Erfahrung gemacht, daß das Halbvollenden zu nichts führe, man irre da immer zwischen Halbklarsein und Unklarsein herum und käme zu nichts, als vielleicht zum blinden Nachäffen. Kurz und gut, ich sah ein, daß

ich mein Bild mit dem größten Fleiße noch vollenden muß und mich eben fügen ... Mein größter Fehler ist diese sprudelnde Fülle von Geist, die in sich gärt und wütet, daß es mir manchmal fast den Kopf zersprengt. Meine arme Ruhe, meine Ruhe, ich beneide alle die, welche so sicher und zufrieden ihren Weg gehen; ach, es ahnt niemand, wie es hier pocht. Hätte ich doch einen älteren Freund, der meine geheimsten Gedanken kennte und nun mir riete, mich klar machte über mein Sein und Treiben, meine Richtung, der mir diese Gemütsruhe wiederherstellte; doch Geduld, es wird sich schon machen, ich habe ja Talent und Ausdauer, das beweise ich ja jetzt an meinem Bilde.

Wenn mein Brief etwas düster klingt, so rechne dies meinem jetzigen Vertiefen über abgestandene Kämpfe zu. Wenn der Brief in Deine Hände kommt, bin ich wieder fidel. Siehst Du, ich gebe mich eben, wie ich bin; selbst mein konfusestes Zeug soll Dich nicht beunruhigen; Du weißt, Briefe sind Stimmungen und Stimmungen periodenweise. — Habe keine Angst, daß ich so werde wie Vater! Ich bin nur zu frühe reif und weiß, was ich soll, ehe ich es kann; kommt die Zeit überwundener Technik, dann bin ich der, der ich sein will.

Düsseldorf, 23. Januar 1847.

Ich war schon seit vierzehn Tagen in der qualvollsten Stimmung, kein Studienkopf gelang, der Akt taugte nichts, kurz, ich war so niedergeschlagen wie noch nie, da tauchte auch noch eine Dosis Heimweh in mir auf, Ärger über verlorene Zeit usw. usw. Dann Eure Sache mit Heidelberg, die mir unbewußt wie ein Schatten nachfolgte. — Das war eine Woche, ich stand an der Staffelei, alles, was ich machte, war mir zum Ekel, und wenn ich sah, wie die anderen so ruhig darauflos malten, da konnte ich's nicht mehr aushalten und lief hinaus, und wenn ich draußen war, dünkte ich mich faul, und Reue ergriff mich.

Gestern wurde ich schön belohnt für diese traurige Periode; ich hatte in dieser Woche zwei Köpfe gemalt, zuletzt ein kleines Mädchen mit langen Locken auf ein Rähmchen, ich hatte fest in meiner Einbildungskraft, wie ich es machen wollte, und als Sohn kam, stand er lange davor und war — sehr zufrieden; es sei plastisch durchgearbeitet, in der Totalwirkung des Lichtes sehr gut. Und das war gerade mein Grundsatz, recht aus dem Ganzen zu arbeiten, darum legte ich auch den ganzen Kopf in einem Vormittage an. Sohn lobte das Prinzip und sagte: „Fahren Sie nur so fort!" Den Belgier verwies er auf meinen Kopf, zuletzt kam er noch einmal auf mich zu und sagte, er wüßte doch noch einen Fehler, ich müßte feinere und klarere Töne beim Übermalen hineinbringen, was auch ganz meine Absicht war; er sage mir das nur, damit ich nicht meine, mein Kopf wäre vollkommen; ich war sehr glücklich, unendlich glücklich und doppelt froh, daß ich meinen melancholischen Brief an Euch nicht fortgeschickt hatte, auch an Seidel war der Brief gesiegelt den Flammen übergeben worden, leider war der zweite schon abgegangen, ehe ich die frohe Nachricht bekam, er wäre dann gewiß freundlicher geworden. — Durch Sohns Lob bin ich wieder schön aufgemuntert worden, es gab mir Mut und Kraft, mit eiserner Beharrlichkeit fortzufahren und, wenn eine schmerzliche Periode kommt, den Mut nicht zu verlieren.

Düsseldorf, 7. Februar 1847.

Ach welch ein Glück mit dem Stipendium und der Zulage, was wollen wir denn mehr, ein Felsen wie der Hirschsprung fällt mir vom Herzen.

Liebste Eltern!

Wie unendlich hat mich doch der Brief wieder gefreut, es ist mir so, als ob ich bei Euch wäre, Ihr Lieben, und mit Euch sprechen könnte; seht, wir sind doch nicht

ganz so verlassen, als wir gemeint, jetzt haben wir ja wieder ein Rettungsboot, wodurch wir sicher zum erwünschten Ziele gelangen. Ich weiß nicht, aber es dünkt mich alles so zum besten gewendet, ich glaube, man kann in einer Art recht froh sein, daß es so ergangen, denn mit Grausen dachte ich an die Arbeit, die Vater harrte in Heidelberg, Dir, lieber Vater, der Du rechte Ruhe so nötig hast; jetzt hast Du ja viel mehr Zeit, kannst Deinen Gedanken nachgehen, kannst sorgenfrei (wenn auch beschränkt) leben, und hast noch so manche Hoffnung dabei, die Dir das Leben versüßen muß, hast Leute um Dich, die Dich alle innig lieben und ehren, dabei noch den Gedanken, daß man alles aufbieten wird, Dir den Verlust aufs beste zu vergelten. Ach Gott, ich meine, wer soviel Talent und soviel Seelengüte besitzt, der müsse innerlich und äußerlich zufrieden leben, dem kann (wie die liebe Mutter sagt) die Gemeinheit der Welt bloß die Sohlen berühren, der ist erhaben über alles Unangenehme. Ach, wenn wir doch alle nur so innig glaubten, daß wir glücklich sein werden, dann wären wir glücklich. Ich fühle so wahr und bin so überzeugt, daß nun der Wendepunkt gekommen sei für all die Drangsale und das Unglück, was Euch heimgesucht hat, ich bin so froh, daß nun dem lieben Vater der Weg zur äußerlichen Ruhe gebahnt ist; was werden wir froh zusammen sein, wir lieben uns ja alle so innig; wenn die ganze Welt unterginge, müssen doch unsere sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gehen, denn es liegt ja in unserer Hand.

Düsseldorf, Mai 1847.

Ach, bei all meinen mit Pomp auftretenden, großartig sein wollenden Figuren fehlt der natürliche, unverdorbene Sinn, die Naivität und die Anspruchslosigkeit, immer sind ehrgeizige, theatralische Bewegungen und Gefühle drin, ein Schweinshirt sieht gesunder als all wir nobles Künstlerpack.

Hafis vor der Schenke. 1852. (In Privatbesitz.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Sonntag früh.

Wenn ich so allein bin, dann fühle ich so innig, was Kunst ist, dann ist alles weniger Malerei, da stehen keine Töne, alles ist tiefe Seele. Da meine ich, man könne Künstler sein, ohne nur einen Strich zu tun; da ist die Kunst so etwas Beruhigendes, so was Wohltuendes, Inniges, und komme ich dann unter andere Maler oder zur Akademie, da sind alle Ideale eingesunken, da stehen die Professoren, denen man's am Gesicht ansieht, daß sie ganz anders denken, und das sind erfahrene Leute, da muß ich doch unrecht haben, da komme ich mir so erbärmlich vor, und riesengroß wachsen dann die Schwierigkeiten, die vorher so klein waren; ich muß eben fortstudieren, obgleich, das versichere ich Euch, es gehört viel, sehr viel dazu, so Komödie zu spielen, aber es muß sein, das ist eben das Muß, wodurch sich der Mensch dem Tiere nähert. Wenn ich so sprechen wollte, würde man mich auslachen; es tut mir weh, daß man einen so von der Seite ansieht, und man fühlt's doch da kochen, ein Feuer, woran alle krepieren könnten.

Sonntag früh.

Selig ist Mendelssohn zu preisen, dessen ganze Seele wogt die Welt hinauf und hernieder, all sein Sehnen, all sein Dichten liegt klar in der lieblichsten Form da; das ist mein Glaube an das ewige Leben, daß sich der Mensch in seinen Liedern auflöst; je geistiger der Mensch wird, desto mehr Körper fällt beiseite, der Geist wächst und zieht den armen Körper endlich zur Ruhe. Da schwebt er auf und nieder, aller Hülle beraubt; selig all die großen Geister, deren Innerstes mit Riesengewalt und Zauberkraft aufs Papier gebracht ist; aber so ein armer Maler, welche rasende Technik gehörte da dazu, um dem Fluge des Geistes zu folgen! Wenn der Musiker komponiert, so denkt er in Tönen, und die Töne sind die Noten, also

so gedacht, so gemacht, der Dichter denkt in Worten, also schreibt er die gedachten hin, und da ist seine ganze Seele; der Maler denkt, und wenn er ans Machen geht, so kommen diese hundert Schwierigkeiten, da muß Kontur sein, da Farbe, und Zeit — das ist die Hauptsache, und die Zeit schläfert ein, so malt er und malt sich hinein, wird immer kühler und kühler, und zuletzt kann er sich nicht mehr denken, wie er anfangs gedacht, und macht sich weis am Ende, er hätte so gedacht, wie sein Gemälde dasteht; ich wollte, es käme ein Engel vom Himmel, der malte mit Götterhand so, wie man denkt. Doch das ist dummes Zeug, denn die jetzigen Maler machen es ja sogar schöner, als sie es denken.

Düsseldorf, Ende 1847.

Ach, könnte man doch poetischer leben, man muß eisern sein bißchen Poesie zusammenhalten. Die ganze Welt, selbst unsere Kunst, wird prosaisch getrieben, es muß und muß auch später noch besser werden, ich kann mich nicht ausdrücken, aber diese namenlose Sehnsucht verläßt mich auch bei Euch nie, ich treibe aufs Abreisen, bloß damit sie einigermaßen Gestalt bekommt, als Heimweh, und doch, wenn ich mich genau frage, so ist's das auch nicht; liege ich in der Natur, dann zersprengt's mir fast die Brust, wie am trauten Plätzchen, wo St. Ulrich so düster heraufsieht, sieht man dann den Rhein so in die Ferne ziehen, so möchte man sich hineinwerfen, und wohin führt es denn? Nach Düsseldorf. — Doch das ist nur das Äußere; ich bin glücklich soweit, ja kann kühn und unternehmend sein, aber dieses Kochen, dieser Drang schläft nie. Dieses Sehnen habe ich schon von Kindesbeinen an gehabt.

Düsseldorf, ohne Datum.

Ich habe schreckliche geistige Kämpfe ausgehalten, die, wenn sie noch länger gedauert hätten, mich niedergeworfen haben würden. Mein Faun kam mir so klein und er-

bärmlich vor, und mein Bacchus strahlte so in meiner Idee, daß ich oft wie wahnsinnig herumlief und nie wußte, wo ich mich auslassen konnte; es weiß niemand, welches Feuer und welche Kraft in mir sprüht; davon habt Ihr keine Idee, mit welcher Entschlossenheit ich mich herabneigen muß zu meinem Faunen. — Die Idee ist an und für sich gut, allein, es ist ein Bild, was man so unterderhand malen muß. — Gott, Leute, wenn Ihr doch wüßtet, welches Licht und welche Färbung, Komposition in mir aufgegangen ist, ganz plötzlich, das ist ein Sieden, ein Kochen, und ein klares Bewußtsein; soviel aber weiß ich, ich werde entweder kolossal viel malen oder ein Werk, an dem ich nach der Vollendung zugrunde gehe. Wenn ich so könnte, wie ich fühle und wollte, Gott, wie miserabel kommt mir dann alle Malerei vor; aber ich weiß, ich komme noch dazu, oder ich verzweifle, ob ich nur ein Mensch oder ein Tier bin. — Ich arbeite mit einem rastlosen Drang; jede Minute, wo ich nur aufschnaufe, dünkt mich verlorene Zeit, und doch muß der Faun, weil er so klein ist, so vollendet in Zeichnung und Farbe sein, daß nichts zu wünschen; ich bin schon über die Färbung des Faunes hinaus, ich weiß schon, in welcher ganz anderen Sphäre man sich bewegen muß, und doch muß er so werden, wie ich ihn begonnen habe, ich rufe eben Geduld, Geduld; ich will und muß mich eben einschränken und fügen, und ich bringe ihn auch noch durch, denn, wie gesagt, ich will solide zu Werke gehen, aber dann, dann! — Gott, was war ich früher ein miserabler Schatten, ich begreife mich nicht, und doch kommt diese Glut zu frühe, ich wollte, ich wäre dümmer, und mein Faun würde besser. — Sowie mein schlafender Bacchus ganz klar in mir steht, wird er gleich zu Papier gebracht, aber ganz anders als die Skizze, da soll ein Leben, Licht und eine Wahrheit hineinkommen. — Wenn ich mich mit dieser Zentnerlast von Gefühlen hindurchwinde bis zu dem Zeitpunkt, dann wage ich mich daran,

und sollte ich daran unterliegen; was habe ich davon, wenn meine schönsten Ideen zutage kommen, wenn ich ein alter Praktiker geworden, nein, solange ich dieses Feuer fühle und jung bin, müssen sie heraus; Gott bewahre mich vor Alter. — Ich trage immer innerlich ein Etwas herum, was eben zuzeiten übersprudelt, ich bin eben ein Feuerbach und werde feuriger von Jahr zu Jahr. — Ich würde über all das geschwiegen haben, aber es muß heraus, und Ihr seid ja die einzigen, die mich verstehen und zu würdigen wissen. — Was Mittelmäßiges werde ich nicht, entweder nichts oder etwas Rechtes.

Mendelssohns Tod hat mich so ergriffen, daß ich hätte mit ihm sterben mögen, es kam mir erbärmlich vor, zu leben, wenn ein solcher Geist sich zur Ruhe legt. — Ich begreife jetzt noch nicht, wie ein solcher Mensch sterben kann, ich war ganz erstarrt; ich bin stolz auf das liebreiche Interesse, das er an mir nahm, die Komposition, die er gesehen, soll über mein Bett kommen. — Den 5ten höre ich seine Antigone mit dem Bacchuschor, ich will ihn auch seiner würdig komponieren.

Ich bin ein bewegter Mensch, alle Leidenschaften und Gefühle wandern ein und aus, alle wühlen sie, keine einzige aber hilft auf. Da muß ich mich denn auf mich selbst verlassen, denn ich will und mag kein Kleinigkeitskrämer mehr sein. Aber ich bin freudig, daß ich diese Welt in mir trage, und wenn sie mir auch Last macht, ich bin glücklich gegen früher, wo ich zwei Menschen in mir hatte, die miteinander zerfallen waren, jetzt aber sind sie alliiert, es ist einer, und ich helfe mir jetzt eben durch, wo ich nur kann, ohne mich zu zerstücken.

Ich will mir keinen unsterblichen Ruhm verschaffen, nein, das fällt mir nicht im Traume ein, sondern ich will bloß meine Seele auf die Leinwand bringen lernen, mehr will ich nicht, aber eher ruhe ich auch nicht, bis sich dieser glühende Drang einmal auf einem weiten Leinwandfelde verbreiten kann, ob's den Leuten nun ge-

fällt oder nicht, so hab' ich's gewollt und gedacht, das genügt mir.

Düsseldorf, ohne Datum.

Ein längst halbverdeckter Wunsch von Dir, lieber Vater, brachte mich auf die glückliche Idee, nicht nach Paris, sondern nach München zu gehen, besonders, da ich hörte, daß man auch kopieren könne, wozu ein Schreiben an Herrn von Thiersch mir verhelfen wird; was soll ich denn nach Paris, wo ich in München noch mehr Rubens und Tizians nebst solider Zeichnung und Schule habe? Ich will da zuerst kopieren und mich dabei in der Stille auf mein großes Bild vorbereiten; was sagt Ihr dazu, habe ich nicht Deinen geheimen Wunsch erraten?... In Nürnberg studiere ich Architektur und Albrecht Dürer, nach dem ich mehrere charakteristische Sachen zeichnen will. Von Euch aus gehe ich dann durch Schwaben nach München und lebe still meiner Kunst, meinem Ideal und den Alten, und dann, nach zwei Jahren, tritt plötzlich ein großes Bild von mir in die Welt, an das ich in Zeichnung und Kolorit meine Lebenskraft aufbieten will.

Liebe, freust Du Dich nicht, daß wir uns bald sehen? Da wollen wir noch kurze selige Tage verleben, die uns niemand trüben soll. Ich selbst bin ganz anders geworden, ich werde aussprechen können, was mich drückt und was mich glücklich macht, und das ist alles. Und wenn ich an München denke, kommt auch ein ruhiges Gefühl über mich, da komme ich in die Künstlerwelt hinein, und wenn einmal in der Dämmerung mein Bacchus matt aus der Leinwand schimmert, dann liegt auch meine jetzige Zukunft wieder in der Vergangenheit. Jetzt tolle ich mich noch einmal ganz aus, und dann kehre ich in mich selbst zurück und schaffe.

Vaters Zustand tut mir schrecklich weh, es nagt auch so unbewußt an mir und schleicht sich immer wieder ein, ach, was will ich lieb sein!

München.

Den Plan, von Düsseldorf nach Antwerpen zu gehen, hatte Feuerbach längst aufgegeben. Eine Zeitlang hatte er erwogen, sein Studium in Paris fortzusetzen. Aber auch diesen Gedanken ließ er fallen. Einem Wunsche des Vaters folgend, nahm er jetzt München in Aussicht. „Was soll ich denn nach Paris, wo ich in München noch mehr Rubens und Tizians nebst solider Zeichnung und Schule habe? Ich will da zuerst kopieren und mich dabei in der Stille auf mein großes Bild vorbereiten."

Zunächst aber machte er einen Abstecher in Nürnberg, wo die Großmutter Feuerbach und die beiden Tanten Leonore und Elise lebten. (Wenn Allgeyer in seinem Werke behauptet, auch der Onkel Ludwig habe damals in Nürnberg gewohnt, so ist das eins von den zahlreichen Versehen, die sich in das sonst so vortreffliche Buch eingeschlichen haben. Ludwig Feuerbach lebte damals in Bruckberg bei Ansbach.)

Anfang Februar 1848 brach Anselm nach Nürnberg auf. Natürlich wurde der hübsche junge Mensch im Kreise der Familie verhätschelt. „Hier tun sie mir alles, was sie mir nur an den Augen absehen," schreibt er Ende Februar an die Eltern. „Welcher Kontrast gegen Düsseldorf, aber warte, denen will ich den Feuerbach noch einmal zeigen!"

In Nürnberg verkehrte er im Hause H. v. Holzschuhers, bei dem er den „einzigen schönen Dürer" fand. Die beiden Töchter Holzschuhers hatte er bei einer Maskerade kennen gelernt; „sie sind," schreibt er, „obgleich etwas älter, doch bildschön und lieb." Die eine von ihnen, Elise, scheint einen tieferen Eindruck auf den jungen Künstler gemacht zu haben. Eine briefliche Notiz aus dem Jahre 1850 besagt: „Meine liebe Elise von Holzschuher ist gestorben. Einen Sommer war sie in Meran in Tirol; todkrank reiste sie, um noch in der Heimat zu sterben.

Also eine liebe Erinnerung grausam abgeschnitten; es wird eine Lücke mein ganzes Leben bleiben."

Fleißig, wie immer, malte er für die Verwandten sein Selbstporträt, zeichnete in dem alten Rathaussaal und fahndete auf sehenswürdige Kunstwerke. Aber „die finstern Architekturen und die deutschen Skizzen mit Goldgrund" paßten wenig in seine Götterwelt.

Nach einem längeren Aufenthalt in Freiburg traf Anselm, begleitet von seinem Vetter Karl Roux, Ende Mai in München ein. An den Altphilologen Friedrich Wilhelm Thiersch, den Minister von Zwehl und den Bildhauer Schwanthaler hatte er Empfehlungsbriefe vom Vater. Schwanthaler war gerade krank. „Er empfing mich im Bette, seine rechte Hand von Gicht geschwollen, die Knie zusammengebogen — ein Schmerzensanblick. Ich gab ihm schweigend Deinen Brief. ‚Ach, von Anselm!' waren seine ersten Worte. Ich war entzückt von diesem herzlichen Ton. Er frug mich sehr lieb nach Dir. ‚Ja,' sagte er, ‚ich bin eben jetzt so herunter, ich muß mich in mich selbst zusammenziehen, in meine innere Welt.'" Vor den Fresken des Cornelius fährt der junge Künstler zurück, was man ihm nicht verdenken kann. „O weh, Vater!" ruft er aus, „wie schön hast Du mir die olympischen Götter beschrieben!" Aber bescheiden fügt er hinzu: „Du wirst sagen, ich hätte kein Recht zu urteilen — leider ist es so; nun, dann schweige ich eben."

Mit der Akademie scheint er zunächst nichts zu tun gehabt zu haben. Er kopierte in der alten Pinakothek Rubens' „Simson und Delila" und malte in seinem kleinen Atelier ein Bacchusbild. Im September hatte er dann mit der Mutter eine Zusammenkunft in Ansbach. Später hören wir von dem Plan, eine Madonna zu malen. „Ich studiere," betont er, „alles nach der Natur." Von der blinden Nachahmung des Rubens sei er geheilt. „Ich habe qualvolle Stunden durchlebt — jetzt bin ich im klaren. Du meinst, der Gegenstand wäre abgedroschen —

ich will eine Mutter malen und ein Kind, daß den Leuten die Tränen in die Augen kommen." Die Mutter scheint über sein Suchen und Tasten beunruhigt gewesen zu sein. Er schreibt darüber: „Die Kunst ist zu schwer und erhaben, als daß alles so ohne Irrtum und Kampf stets gut gehen kann." Wir sehen, wie der als Klassizist verschriene Feuerbach sich bemüht, streng der Natur zu folgen, und wir sehen zweitens, wie sehr er mit dem Kleinmut der Seinigen zu kämpfen hatte. Wir werden das noch öfter zu beobachten haben.

Später wurde Feuerbach dann doch noch Schüler der Akademie. Und zwar trat er in Karl Schorns Malerschule ein. „Die Technik dort," schreibt er, „hat mich fast kleinmütig gemacht, dagegen haben mich die Bilder kalt gelassen; ich ging weg zu meinem Bild, und ganz klar stand mir mein Verhältnis zur jetzigen Malerei: ‚Jene sind Maler, und du bist Künstler.'"

Im Mai 1849 weilte er kurze Zeit in Freiburg, ging dann nach Heidelberg, wo er den alten Hofrat Kapp malte, und endlich nach Karlsruhe, wo er für eine würdige Ausstellung seines Bildes „Pan, von Amoretten entführt" sorgte. Er geriet damals in den Trubel der badischen Revolution und mußte, um nicht mit Gewalt in die Revolutionsarmee gesteckt zu werden, unter falschem Namen über Wiesbaden nach München zurückkehren. Er arbeitet noch eine Weile still für sich weiter, sieht aber, wie in Düsseldorf, bald ein, daß er auf der Akademie nichts mehr lernen könne. „Ich sehe meinen Untergang," schreibt er im Sommer (etwa Juli) 1849, „und doch soll ich auf der Akademie bleiben, wo ich nichts, gar nichts lernen, sondern nur verlernen kann ... Ich wollte, ich wäre damals, wie ich immer wollte, nach Brüssel oder Paris in ein Atelier gegangen. Ich muß auf ein halbes Jahr zu Rahl, und das bald. Ich habe Köpfe von ihm gesehen, die einem Tizian und van Dyck Ehre machten. Ich ruhe nicht, bis ich das kann." Es ist ganz erstaun-

lich, wie klar der junge Künstler sieht. „Ich fühle einen brennenden Durst nach Studien," ruft er aus, „aber den größten Abscheu vor diesen erbärmlichen Rücksichten. Was geht vor: Soll ich ein tüchtiger Künstler werden oder ein bevorzugter Mensch, protegiert von allen Seiten, ohne eine Idee der echten Künstlerschaft zu haben?"

Er arbeitet dann eine Zeitlang unter dem Geschichtsmaler Karl Rahl, und als dieser die Absicht hat, nach Italien zu gehen, möchte er sich ihm am liebsten anschließen. Aber Rahl gibt seinen Plan auf, und nun zieht es Feuerbach nach Antwerpen. Aber er denkt auch an Paris. „Warum ich zu Rahl ging, ist klar. Du kennst meine Verehrung für die alten Meister; in dieser Verehrung also war ich entrüstet über den Dünkel der hiesigen sogenannten Zeitgenossen, die sich über die Alten setzten und doch nicht einmal die Technik eines Niederländers hatten. Was war natürlicher, als daß ich zu Rahl eilte, in dem ich allein dieses Streben fand; ich konnte ja damals nicht wissen, wie vereinzelt ich nun stehen würde ... Ich schwöre Dir es, liebe Mutter, es beginnt ein neuer Anselm; nur laß Dich diesen Brief nicht bekümmern, sondern freue Dich, denn ich will mir eine Technik erlernen, daß Rahl ein paar Augen machen soll."

Aus Briefen Feuerbachs.

Nürnberg, Ende Februar 1848.

Vor acht Tagen zeichnete ich allein in der Dämmerung im alten Rathaussaal, der groß und hoch und finster ist; ich hatte den Schlüssel bei mir und schloß ab. Hinten am Ende steht der hohe, wunderlich geschnitzte Stuhl, auf dem Maximilian immer saß; rechts war das Armesündertürchen, und dabei fegte der Wind in den gotischen, zerbrochenen Scheiben. Ich setzte mich auf den Thron und dachte, ich wäre der Kaiser und wie die Deutschen sich vor mir neigten, ich versetzte mich lebendig in die

alte Zeit. Großmama hatte schon geschickt, sie war ängstlich. Endlich stieg ich herab, und da hallten meine Tritte. Mir war unendlich wohl auf dem Stuhl, ich habe noch nie so süß geschwärmt und geträumt; ich gehe auch noch einmal hinein.

München, Sommer 1848.

Sei nicht ängstlich über die Idee*), freue Dich, daß ich aus diesem Rubensieren heraus bin; manche können den Rubens ihr ganzes Leben nicht verdauen, ich habe ihn mit achtzehn Jahren verstanden und im neunzehnten bin ich wieder ich geworden ... Du weißt nicht, was das heißt, wenn man fühlt, wie schal unser modernes Machwerk ist, und wenn man vor den Rubens tritt und sieht, daß er es ist, der als Ideal in der Brust gelebt. Nun studiert man ihn, hängt sich an Äußerlichkeiten, ans geniale Machwerk, entfernt sich immer mehr von der Natur; das Resultat zeigt mein Bacchus. — Ich habe an der Natur wieder ausführen gelernt, ich lief hier wie wahnsinnig herum, ich suchte nach einem einfachen Gegenstand, an dem ich meine ganze Innigkeit, mein Naturstudium auslassen kann. Ich habe qualvolle Stunden durchlebt — jetzt bin ich im klaren. Du meinst, der Gegenstand wäre abgedroschen — ich will eine Mutter malen und ein Kind, daß den Leuten die Tränen in die Augen kommen.

München, ohne Datum.

Beide Bilder sind entworfen, und die Komposition ist mir nur so aus der Seele geflossen, weil ich sie geistig ganz durchdacht habe und ein ernstes Streben mich bewegt. Zum Scheine will ich Korrektur gern annehmen, obgleich hier kein einziger ist, vor dem ich Achtung haben kann; aber nicht eher, als bis ich mir nicht mehr zu hel-

*) Eine Madonna zu malen.

fen weiß. — Ich finde auf der Pinakothek in Rubens und van Dyck und namentlich Murillo alles, aber auch alles, was ich brauche; über jegliches kann ich Aufschluß haben. Gott, was war denn natürlicher, als daß mich das viele Sehen verwirrte, nachdem ich noch gar nichts gesehen! Ich muß noch einmal wiederholen, was ich schon in Ansbach gesagt, daß ich es ja bin, der alles macht, also muß es doch mein höchstes Interesse sein, mir durchzuhelfen, Ehre zu haben. Die Kunst ist zu schwer und erhaben, als daß alles so ohne Irrtum und Kampf stets gut gehen kann.

Du glaubst, ich sei zwei Bildern nicht gewachsen, weißt Du auch, warum der Bacchus so schlecht wurde? Weil ich ohne Vergleich mit anderen mich in die Farbe so hineingehudelt habe, daß ich ihn jetzt liegen lassen muß. — Meine Bilder sind zwei Seelenstimmungen, wovon die eine die andere frisch erhält.

München, ohne Datum.

Meine liebe, gute Mutter!

Noch ein paar Zeilen sollen Dich in den Eilwagen begleiten. Du magst recht trübselig Deine Tage verbringen, ich möchte Dich so gern erheitern, so oft muß ich an Deine Gefühle denken, ich habe schon ähnliche, wiewohl anderer Art, durchmachen müssen. Einmal, wie ich allein wieder in die Nacht nach Düsseldorf fuhr, war ich ganz trostlos gestimmt; es war mir, als ob ich in mein Grab zurückkehrte; nachher fand ich mich wieder, wurde heiter und jetzt, wenn mir wieder so etwas passiert und ich einsam dasitze, so recht Zeit habe, über alles nachzudenken, weiß ich ein Mittel, zu dem auch Du greifen mußt, sonst kommst Du krank an. Du sagst ernstlich zu Dir, Du willst nun einmal alle diese Gedanken verbannen, Du gehst kühn dem entgegen, was auch kommen mag; es klingt komisch, aber es hilft, diese Macht über sich hat man, zudem, da alles Überlegen der Zukunft ganz dem

Moment überlassen ist. Ist der herbste Schmerz überwunden und wird es gelinder, dann nimmst Du das zum Gegenstande Deines Denkens, was Dir das Heiligste und Liebste ist, es hat jeder Mensch einen Gedanken, für den man oft keine Worte findet, der entfernt ist vom geringsten Anhängsel der gewöhnlichen Welt, der Ruhe gibt, der eine stille Heiterkeit gibt, wie ein Traum vor die Seele zieht, und der nie langweilig wird, weil er sich bis in die kleinsten Stimmungen erstreckt.

München, Anfang Winter 1848.

Ich weiß nicht, ich sehe alles jetzt mit ganz anderen Augen an, jeder Mensch schafft sich sein eigen Paradies, und bestände es bloß in einem Blitz voll Hoffnung; ich weiß, daß ich noch wenig, sehr wenig kann, aber ich habe eine Zuversicht, die ins Grenzenlose geht, und bin ich auch manchmal kleinmütig, so kommt noch sicher eine Zeit, wo ich alle Wirr- und Drangsale unter mir sehen muß, und ist es nicht so, so habe ich doch wenigstens kühn gestrebt und gehofft.

München, Anfang 1849.

Rahl ist der einzige, der mein Bild gegen die Schmähungen hier kräftig verteidigte, ohne mich zu kennen, der aber mir auch sagt, es sei an der Zeit jetzt, mich zusammenzunehmen, außerdem hätte ich Talent und könnte schon noch ein brauchbarer tüchtiger Kerl werden.

München, Frühjahr 1849.

Ich war neulich in Schorns Malerschule, wo auch der junge Thiersch arbeitet. Ich war überrascht, so wenig Poesie und Gemüt mit einer brillanten Technik verbunden zu sehen. Das glänzt und gleißt. Gott, wie einfach kam mir mein Bild dagegen vor. Diese eklatante Behandlung und Manier hatte ich mir nicht geträumt. — Stoffe schimmernd, nur Wärme fehlt. — Ich dachte mir, soll ich

zu Schorn gehen, wie mir fast alle raten? — Wie würde mein Bild aussehen, wenn es Schornisch gemalt wäre? Was würde Vater sagen, wenn ein Bild käme, so recht geschaffen für die moderne Welt? — Die Technik dort hat mich fast kleinmütig gemacht, dagegen haben mich die Bilder kalt gelassen, ich ging weg zu meinem Bild, und ganz klar stand mir mein Verhältnis zur jetzigen Malerei: „Jene sind Maler, und du bist Künstler."

München, Mai 1849.

Ich will nun kurz erzählen, was ich treibe, und wie mir's geht, zu Plänen, Idealen, Hoffnungen ist jetzt nicht mehr Zeit. Daß ich so bald aus all den poetischen Himmeln herunterstürzen würde, habe ich nicht geglaubt. — An ein Bildermalen habe ich selbst jetzt nicht gedacht, sondern ich male Köpfe, übe mich im Zeichnen nach Idee und Antike, solange es geht; ich will gründlich studieren und mir eine ausgezeichnete Technik erwerben, damit, kommt die Zeit, ich als Künstler auftreten kann. Ich hätte ja auch gar nicht die Ruhe, ein größeres Werk zu vollenden.

Wann wir uns wiedersehen, weiß ich nicht, ich denke nicht daran, alles ist gerissen, ich mag nicht mehr nach Baden, mir ist es, als ob ich keine heimatlichen Berge mehr hätte; nur die Kunst muß zweite Heimat werden.

München, Sommer 1849.

Ich will lieber Soldat werden, als daß ich diese akademische Komödie noch länger fortspiele. Ich bin ganz mit mir zerfallen, der eine redet mir dies ein, der andre das; Rahl warnt mich, er sagt, es wäre höchste Zeit, und begreift nicht, wie ich der paar Verhältnisse wegen Mittel und Wege einschlage, die mich ganz auf Irrwege bringen, er hat mir haarklein und klar gezeigt, daß ich so zugrunde gehe; liebste Mutter, ich muß etwas werden, ich muß mich einem Studium in die Arme werfen, wogegen das bis-

herige ein Marionettenspiel war, aber unter steter Aufsicht eines gediegenen Steuermanns.

Ich sehe meinen Untergang, und doch soll ich auf der Akademie bleiben, wo ich nichts, gar nichts lernen, sondern nur verlernen kann. Ich kann nicht mehr die Güte Rahls in Anspruch nehmen, denn ich müßte Komödie spielen, aus der ich, wenn dieses Hin- und Herzerren meine innere Verzweiflung steigert, sehr bald eine Tragödie machen muß; ich kann es nicht mehr ertragen, es geht nun nicht mehr. — Ich bin jetzt auf der Stufe, wo es reißen oder brechen muß, ich kann nicht mehr, um Zeugnisse zu erlangen usw., die Zeit, die kostbare, opfern, mich vertrösten; ich fühle einen brennenden Durst nach Studium, aber den größten Abscheu vor diesen erbärmlichen Rücksichten, unter denen man kein Künstler werden kann. Was geht vor: soll ich ein tüchtiger Künstler werden, oder ein bevorzugter Mensch, protegiert von allen Seiten, ohne eine Idee der echten Künstlerschaft zu haben? — Ich wollte, ich wäre damals, wie ich immer wollte, nach Brüssel oder Paris in ein Atelier gegangen, Studien gemalt, einen Kopf um den anderen, jetzt hätte ich die erforderliche Praxis, aber so. Ich muß auf ein halbes Jahr zu Rahl, und das bald. Ich habe Köpfe von ihm gesehen, die einem Tizian und van Dyck Ehre machten. Ich ruhe nicht, bis ich das kann, und wenn ich das kann, kann ich Porträtmalen und bin ich ein gemachter Künstler; — für das halbe Jahr muß ich ihm zwölf Louisdor geben, und er führt mir förmlich den Pinsel, bewacht die Komposition, lehrt mich Handgriffe, die ihn zu dieser außerordentlichen Gewandtheit gebracht haben! Dann bin ich geborgen und scheue den Teufel nicht. — Wird es unter den jetzigen gedrängten Umständen zu viel, dann freilich entsage ich. — Und doch, wenn ich recht spare, mit dem Stipendium läßt sich es auf ein halbes Jahr machen.

München, Anfang September 1849.

Rahl selbst ist hier verkannt, verleumdet und verschwatzt worden. Seine Sachen leuchteten wie Sterne im Kunstverein aus dem miserablen Zeug, allein kein einziges Bild hat er verkauft, ja, die Münchner stehen wie die Ochsen davor; denn seine Sachen sind nicht so leicht zu verstehen, weil sie schlichter aussehen, aber herausleuchten zuletzt. — Ihm ist München verleidet, er sinnt wieder nach seiner Heimat, Rom, zu gehen, er harrt der Berichte, wie es dort steht mit den Franzosen; ist es gut, dann geht er Ende Oktober. Daß dann hier für mich nichts mehr zu suchen ist, sagt mir Herz und Verstand, ich bleibe mir selbst überlassen und der alte. — Das Gefühl überwältigte mich so, daß ich ihm gleich sagte, ich käme nach, und sollte es alles kosten. Er aber freut sich, wenn ich mit ihm reise, er würde mir alles zeigen, in Rom selbst für mich sorgen, mich in sein Atelier nehmen, da er dort zu Hause ist. Es sei wenig teurer als hier, und das Schülerverhältnis wird ein freundschaftliches, sobald er sieht, daß meine Finanzen schlecht stehen; er würde mich nie im Stiche lassen.

München, 10. November 1849.

Rahl war diesen Morgen bei mir und sagte mir, daß er über vier oder fünf Wochen nach Italien segelt, er kann es nicht mehr aushalten hier unter dem Kunstpöbel, und er lud mich ein, ihn zu begleiten. — Er will, daß ich mich ihm ganz anschließe. Ich verliere gewiß mit ihm mein Alles, er allein ist es, der mich zu einem wahrhaft großen Künstler machen kann, er zeigt mir mit einer Aufrichtigkeit seine Kunstgriffe, daß ich deutlich sehe, er will mich zu seiner Ehre erziehen, wie die alten Meister. — Käme es auf mich an, ich liefe zu Fuß zu Euch, um alles zu ordnen. Ach, ich fühle so tief, daß es jetzt Zeit ist, meine ersten Flügel zu regen, und sei es auch das

letztemal; ich bin nun zwanzig Jahre alt und kann, ruhig überlegt, ohne unsinnigen Enthusiasmus, alles Schöne in mich auffassen und verarbeiten. — Ihr teilt das warme Gefühl, meine Sehnsucht, und wollt das Äußerste anwenden, mich hinzubringen, es schieben sich aber Monate hin, Monate her, und die Ereignisse kommen dazwischen, ich hier und Rahl dort. — Kann ich nicht mit Rahl gehen, dann will ich meinen Aufenthalt in Dresden nehmen und dort nach den Alten kopieren und mich ausbilden; denn was blüht mir denn hier? Mißachtung, Trostlosigkeit; was kann ich dafür, daß, wenn Rahl fortgeht, München für mich ein koloritloses Leichenhaus wird?

München, 20. November 1849.

War ich schwankend, so verzeiht es, das kommt stets so unerwartet, und ich weiß mir momentan nicht zu helfen als durch Schreiben. Rahl ist Künstler, und wenn er fort will, so hat es eben auch mich angesteckt. Du schreibst ohne Widerrede: „Wenn Du kommst, so bringe dies und jenes mit", ach, ich bliebe ja hier, ich will auch nicht drängen, ich hatte an einen traulichen Winter nach langer Zeit gedacht; aber ich sehe so gut ein, daß es gescheiter ist, die wenige Zeit mit Rahl zu benutzen. Da ich das Bildchen beginne, ist ja gar nicht an ein Nachhausekommen zu denken, da komme ich vor März nicht los, und damit wäre also der Gedanke abgetan. — Es ist eine kleine Grablegung, recht streng im Stil, und da sind hier allein Leute genug, die Sinn dafür haben. Ich tue das nicht aus Spekulation, sondern um endlich einmal ein dramatisch-ernstes Bild unter gewissen Regeln und Formen malen zu müssen. Es muß wie eine alte Kirchenmusik werden; der Schmerz ergreifend wahr. Habe ich erst dies, zwar klein, aber streng durchgeführt, dann kann ich ja wieder freier arbeiten. Es ist durchaus eine Strenge jetzt nötig. — Ich möchte so gern im kleinen zeigen und geben, daß ich groß fühle, ich plage mich an den kleinsten Empfin-

Der Tod des Pietro Aretino.

1854. (Museum zu Basel.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

dungen und Bewegungen. Ich tröste mich, das wird Schule sein, und freue mich, daß ich noch jung bin. — Zaghaft verzweifeln und nichts tun kann ich nicht, und wenn ich manchmal meine, ich hätte gar kein Talent, und ich müßte so zugrunde gehen, so bin ich im nächsten Augenblick schon wieder beim Papier.

Nur eins bitte ich flehentlich, nehmt meine aufbrausenden Ideen doch nicht schwer auf, laßt sie Euch nicht mehr verletzen. Ich habe eine gute Natur, die auch ernst und gesetzt ist, und die mich das Voreilige immer doppelt schmerzlich bereuen läßt, leider, wenn ich schon geschrieben und es zu spät ist. — Meine eigne Unruhe hat mir schon viel Kummer gemacht; wäre ich nicht in letzter Zeit nun ernstlich ruhiger und besonnener geworden, ich hätte mich in mir selbst verkohlt. — Mein Wille ist stets gut geblieben, und ich verspreche von ganzem Herzen, etwas Rechtes leisten zu wollen. Man sollte doch meinen, etwas Selbstüberwindung, und es müßte sich alles machen. — Ich weiß nicht, freut Euch der Brief oder wie. Ich möchte so gern alles tun, um Euch meinen ganzen Zustand, mein Sein darzulegen, aber es geht mir mit dem Schreiben so langsam und ermüdend, daß ich stets nur die Hälfte meiner Gedanken bringen kann.

München, November 1849.

Meine liebe Mutter!

Ich habe lange gewartet, gerungen, um bei diesem Briefe die rechten Worte endlich finden zu können. Ich weiß, wieviel Kummer ich Dir gemacht zu Deinem ohnehin so traurigen Leben durch die kurz abgerissenen, exaltierten Pläne und Gedanken, jeden Augenblick etwas anderes; aber ich selbst bin so unglücklich, so unglücklich dabei. Ich habe diese Tage die qualvollsten Kämpfe gehabt; ich hätte so gerne mein ganzes Herz geöffnet, so gern dringend gebeten, mich, ehe es zu spät ist, ja, sei es nach Antwerpen als Eleven, Schüler auf der Akademie,

zu schicken. Ich will bloß Köpfe malen, ja, ich wollte gern in eine Elementarklasse gehen, nur um die stets quälenden Gedanken zu verbannen. Ich muß, statt zu arbeiten, rastlos denken: „was bist du, was hättest du sein können". Ich habe schon mit dem äußersten mich vertraut gemacht, und ich gehe zugrunde, wenn ich mich nicht in eine grenzenlose Arbeit stürzen kann.

Rahl geht nicht nach Italien, also ist mein Liebstes zu Wasser geworden ... ich kenne ihn nun durch und durch, ich folge ihm, aber wer vertreibt mir mein rastloses Umherschweifen, dieses Unbefriedigtsein, was mich fast wahnsinnig macht! Ich möchte mich so gern an etwas anklammern, was mich in die Höhe bringt. Ich ringe nach den rechten Worten, Dir meine Leere zu beschreiben, ich fühle mich unbeschreiblich hohl und drückend. Ich bitte Dich um Gottes willen, liebe Mutter, rechne diesen Zustand nicht wieder bloß der Laune an; der Gedanke, daß es Dir so scheinen könnte, ist Gift.

Was ich die Jahre her verbrochen habe, war ein schwärmendes Träumen nach Idealen, im Gefühl meiner jugendlichen Kraft. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß ich auf dem Irrwege bin; jetzt bin ich wachgerissen, und der ruhige Aufenthalt hier, bloß als Muster ein Rahlsches Bild, macht eben, daß all die Gedanken mit doppelter Gewalt auf mich einstürzen, und so wie ich mich körperlich matt und fieberhaft aufgeregt fühle, so suche ich geistig vergebens einen Anhaltspunkt ... Ich habe keine Mitarbeiter, keine gleichstrebenden Elemente, die emporheben, dazu kommt noch, daß ich jede Stunde bezahlen muß, und alles, alles verlorenes Geld und verlorene Zeit ist! Ich bin Rahls einziger Schüler, Rahl ist der einzige Pfahl, an dem man sich halten kann in dem unermeßlichen Meere von Nichts und faden Gesellen. Daß ich nicht bei Schorn blieb, das kann kein Vorwurf sein; denn wenn man keine andere Wahl hat als Schorn und Rahl, wer wird da nicht augenblicklich zu Rahl

gehen! — Wie soll ich das verstehen, zuerst, wie ich nur eine Andeutung von Fortgehen fallen lasse, werde ich angehalten zu bleiben, und nun schreibst Du wieder: „wollte Gott, Du wärst von Rahl fort". — Sollte ich denn zu Schorn? Nein, liebe Mutter, so sehr ich dich betrübe, so sage ich doch, ich muß fort, es geht nicht anders, meine Mittel hier übersteigen das bei weitem, was ich lernen kann! — Mit Italien ist es nichts, nach Venedig soll ich nicht, und Ihr habt recht, denn ich stünde auch dort — außer den Alten — verlassen. Was soll ich nun beginnen? Ihr kennt München gar nicht; bin ich denn wegen München hergereist? Nein, um mit Rahl fortzugehen; nun denkt er aber gar nicht an Italien, also muß ich fort. — Ich schäme mich, so wenig zu können; ich muß an eine Schule. Ja, ich gehe selbst in die Zwangsanstalt zu Antwerpen, wo man eingesperrt wird von morgens sechs bis abends fünf Uhr, mit Freuden, nur will ich arbeiten und ein wütendes Streben um mich herum haben, nicht stets ein und dasselbe und noch einmal ein und dasselbe braune Kolorit.

Du schreibst, mir hätte die moderne Affektiertheit Schorns nicht geschadet. Warum durfte ich damals nicht nach Paris? Weil Hettner und alle sagten, es wäre diese Klippe die gefährlichste für einen jungen Menschen. Warum, liebe Mutter, soll ich denn hierbleiben, wo ich dasselbe Geld brauche durch das Atelier und Rahls Honorar? Ist es da nicht gescheiter, an eine tüchtige Schule zu gehen, sei es nun Antwerpen oder Paris? Doktor Heine mit seinem Gespenst des Nichtzeichnenkönnens ist ein Narr, der nichts von Kunst versteht. Er wäre entzückt, wenn ich à la Kaulbach mysteriös-katholische Allegorien zeichnete, möchte ich nun malen, wie ich wollte.

Liebste Mutter, ich weiß gewiß, dieser Brief kann Dir keinen Kummer machen, gewiß nicht; denn schau, es handelt sich ja nicht um das Fortwollen, sondern ich will einen neuen Menschen anziehen, und ich sage dir, es

geht hier nicht. Ich soll hier mit Rahl gegen die Schule der Münchener arbeiten! Das kann Rahl; ich bin zu unreif dazu, um gegen den Strom schwimmen zu können. — Ach, ich bin so froh, so glücklich, daß ich zu dem Bewußtsein gekommen bin, daß ich mich in eine Schule begeben muß, mitschwimmen, arbeiten, daß der Schweiß herabläuft; ein Jahr noch, und ich bin geborgen, denn so flink und rasch ist nicht so bald einer. Mutter, ich wäre töricht, wenn ich, weil ich töricht war, verzweifeln wollte. Zum ersten Male bin ich zur Erkenntnis gekommen, meine Zukunft wird sonnenklar, aber unterstützt dieses Bewußtsein, ich bitte Euch dringend, es ist rein, und ich kann nicht anders. Daß ich nach Venedig wollte, war der Anfang, indem ich nicht einsah, warum ich nach Tizianschen Kopien von Rahl mich bilden soll und für dasselbe Geld in Venedig an der Quelle studieren kann. Jetzt aber bin ich zu der Einsicht gelangt, daß ich bloß studieren muß, und daß es da am besten ist, wo das regste, gleichstrebendste Element ist, und das wäre Antwerpen oder Paris. So wie München kein Umweg für Italien war, so ist meine Rückreise über Freiburg kein Umweg nach Antwerpen oder Paris. Ich lerne dann einen Monat tüchtig Französisch, und dann ziehe ich entweder nach Antwerpen [oder nach Paris] und ruhe nicht, bis ich Euch in einem halben Jahre einen Pack Studien gemalt habe, daß Ihr die Wände damit tapezieren könnt; dort werden jede Woche drei lebensgroße Porträts, Köpfe, gemalt, in einem halben Jahre lerne ich mehr als hier in drei. Wie die Manier, ist mir ganz gleich, meine Originalität bewahre ich eher, wenn die Klasse ein Streben hat, als wenn ich nichts sehe zum Bilden als die Arbeit eines einzigen. Habe ich soviel Praxis (und darauf kommt alles an, Geist kann mir niemand geben), dann ist es immer noch Zeit, in eine Privatschule zu gehen, und dann mit mehr Bewußtsein. — Den Zwang ertrage ich gern und freudig.

Das ist Antwerpen; könnte ich nach Paris, dann würde ich im Louvre so lange und emsig nach Spaniern und Italienern studieren, bis ich so weit bin, ein Bild in einem Atelier zu malen, denn daß Rahl dort nur eine Nebenrolle spielen würde, ist gewiß. — Was ich Rahl zu verdanken habe: er hat mich von meiner Rubensmanie geheilt, mich reeller denken gelehrt. Warum ich zu Rahl ging, ist klar; Du kennst meine Verehrung für die alten Meister, und die Kopie gibt Dir Zeugnis, daß die Alten nicht bloß eitle Torheit sind, in dieser Verehrung also war ich entrüstet über den Dünkel der hiesigen sogenannten Zeitgenossen, die sich über die Alten setzten und doch nicht einmal die Technik eines Niederländers hatten. Was war natürlicher, als daß ich zu Rahl eilte, in dem ich allein dieses Streben fand; ich konnte ja damals nicht wissen, wie vereinzelt ich nun stehen würde.

Ich schwöre Dir es, liebe Mutter, es beginnt ein neuer Anselm; nur laß Dich diesenBrief nicht bekümmern, sondern freue Dich, denn ich will mir eine Technik erlernen, daß Rahl ein paar Augen machen soll. — Ist das, was ich gesagt, nicht so klar, ist denn hier wieder Laune im Spiel? Du kannst das nicht von mir denken, oh, schreibe bald, ich warte mit Sehnsucht, Ihr werdet einen liebevolleren Sohn an mir finden. Das Bewußtsein meines vorigen Lebens hat mich heruntergebracht, aber das Bewußtsein baldiger Erlösung und unausgesetzter Tätigkeit treibt mich von Tag zu Tag in die Höhe. — Ich habe ausgekämpft, dies ist mein Alles, was ich sagen kann; wird mir dieses geraubt, dann habe ich zwar Pflichten zu erfüllen, aber meine Kraft ist gebrochen, und ich schleiche den Schneckengang auf dem vermeintlich wahren Weg nach unsäglichen, geistigen Kämpfen meinem Untergange zu.

Mein Kopf tut mir regelmäßig abends sehr wehe, und mein Schlaf ist unerquicklich, gebe Gott, daß ich bald aus diesem Zwitterzustand erlöst bin. — Ich weiß nicht, habe ich klar geschrieben, beunruhigt Dich dieser Brief

wieder, ach, liebste Mutter, was soll ich denn tun, Dir endlich Ruhe und Frieden zu verschaffen, es hat mich harte Überwindung gekostet, ich wollte nicht schreiben, weil ich fürchtete, Dir wieder Schmerzen zu machen, ich wollte mich ganz meiner Lage hingeben, ruhig fortmachen, aber es kochte in mir, wie wenn es unrecht wäre, Verrat an Euch und mir, und als ob es bloß um einen ausführlichen Brief zu tun wäre, um Euch und mich aus dieser endlosen Ungewißheit herauszureißen. — Daß ich stets Pläne machte, ist ja der Beweis, wie unbehaglich und fremd ich mich fühlte. — Hier wiegt alles wie zum Schlafe, und doch sagte mir stets eine Ahnung, es ist unverantwortlich, wenn du dich hingibst... Ich habe den Brief noch einmal durchgelesen, er ist wahrhaftig noch nicht das geworden, was ich Dir sagen wollte. In meinem Kopfe ruht etwas, was alle, alle Zweifel zunichte machen kann, die reine, klare Freude, der reine Drang, nur dem Studium mein Leben zu opfern.

Tausend Grüße dem lieben Vater und Emilie.

Dein treuer Anselm.

Antwerpen.

Wann Feuerbach in Antwerpen eingetroffen ist, wissen wir nicht. Im „Vermächtnis" heißt es, er sei im Frühling 1850 nach Antwerpen gegangen; der erste Brief aus Antwerpen an die Mutter aber stammt vom Oktober 1850. Allgeyer nimmt an, daß der Künstler in der Zwischenzeit in Freiburg und in Brüssel gewesen sei. In seiner Begleitung befand sich wiederum Karl Roux. Die beiden jungen Leute ließen sich alsbald als Schüler an der Akademie einschreiben. Diese stand damals unter der Leitung von Wappers, einem Anhänger der modernen französischen Richtung. Hier begann Feuerbach seinen akademischen Kursus von neuem. „Herrgott, wie malen

doch die Düsseldorfer und Münchner!" ruft er aus. „Das ist wahr, malen können die Flamländer!" Später schreibt er: „Ich begreife nicht, wie ich mich in dieses Schulleben habe finden können. Es wird Euch lieb sein und beruhigen, daß ich entschlossen bin, hier zu bleiben. Wir leben in einem Kreise von jungen, sehr tüchtigen deutschen Künstlern, und ich habe den Vorteil, ein atelierartiges Zimmer zu bekommen. Da denke ich nun mich genau mit meinen Geldmitteln so einzurichten, daß ich ein Bild malen und soundsoviel für Naturstudium aufwenden kann." Natur und immer wieder Natur ist das Losungswort dieses angeblichen Klassizisten.

Beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand seines Vaters veranlaßten den Künstler, im Februar 1851 nach Freiburg zu eilen. Das Gemütsleiden des Vaters hatte weitere bedrohliche Fortschritte gemacht. „Heftige Nervenanfälle, teilweise Lähmung der rechten Hand, welche den Dienst des Schreibens völlig versagte, und mehrere andere beunruhigende Symptome deuteten auf ein von Grund aus zerrüttetes Nervensystem, während der heftige Blutandrang Schlagfluß befürchten ließ." Mitte November 1850 wurde er ernstlich krank; es bildete sich Herzwassersucht aus, wobei der Kranke an unbeschreiblich qualvollen Beängstigungen litt. In diesem Zustande fand ihn sein Sohn. Manchmal ging es dem Vater besser, ja, er hatte, wie Henriette Feuerbach berichtet, Momente, in denen die Feinheit und Schärfe seines Urteils ganz ungetrübt in einzelnen Lichtblitzen aufleuchtete, aber es waren nur Momente. Diese Sorge um den Vater warf oft einen dunklen Schatten auf Anselms jugendlichen Frohsinn. In jedem Briefe erkundigt er sich ängstlich nach des Vaters Zustand; die trüben Verhältnisse im Vaterhause drückten auf ihn und machten ihn reizbar und empfindlich. So schreibt er unterm 4. Juni 1851: „Dein Brief, liebe Mutter, hat mich so betrübt, ich muß mich mit Gewalt zwingen, daß ich nicht Tag

und Nacht mir Vaters Leiden vergegenwärtige. Es ist so ein schrecklicher Kontrast, ich fühle mich immer mehr gehoben durch das Gewinnen von praktischen Kenntnissen, habe gearbeitet mit viel Hoffnung, habe jetzt das letzte Bild fertig, und bei Euch sieht es so trostlos, so traurig aus."

An Bildern entstanden in Antwerpen: ein betender Mönch, eine junge Hexe, die nach dem Richtplatz geschleppt wird, und Kirchenräuber. Die Kirchenräuber sind verschollen. Die junge Hexe befand sich, wie Allgeyer berichtet, längere Zeit in Frankreich im Hause eines französischen Patrioten und galt dort als Jungfrau von Orleans. Der Künstler hatte nämlich, weil er mit dem Bilde nicht mehr zufrieden war, seine Unterschrift übermalt, und erst bei einem in Deutschland vorgenommenen Reinigungsversuch kam diese wieder zum Vorschein; sie lautet: Anselm Feuerbach Anvers 1851.

Aus Briefen Feuerbachs.

Antwerpen, 13. Oktober 1850.

Seit acht Tagen bin ich in Antwerpen, und wir gedenken noch zwei bis drei Monate hier zu bleiben . . . Der Aufenthalt hier ist langweilig, monoton, bis auf das Seeleben an der Schelde, was wirklich etwas Großartiges hat. Es hat mich nichts überrascht, es werden hier keine außergewöhnlichen Leistungen gemacht, nur ist ein reges praktisches Naturstreben hier, entfernt von aller Schwindelei, was erfreut und wohltut; dabei wieder eine einseitige Rubensverehrung, die mich aber nicht mehr berührt. Überhaupt glaube ich, so ziemlich ruhig überlegen zu können, was jetzt zu tun und zu lassen ist. Wir sind auf der Akademie, unsere erste Probe ist schon gemacht, bis Mittwoch oder Donnerstag werden wir mit der zweiten fertig werden, und dann kommen wir zum Malen nach Modell. Es wird zwar nicht sehr gut gemalt und namentlich nicht praktisch zum Porträtmalen, allein die

Korrektur ist ausgezeichnet, und anderthalb bis zwei Monate wollen wir recht drauflosmalen. Ich sehe jetzt erst, wie stärkend ein gesunder Natursinn ist.

Antwerpen, 7. Januar 1851.

Ich war und bin noch immer auf der Akademie und hatte noch den Zwang, Vorlesungen und Antikenzeichnen abends mitmachen zu müssen, bloß um tags malen zu können. Ich begreife nicht, wie ich mich in dieses Schulleben habe finden können. Es wird Euch lieb sein und beruhigen, daß ich entschlossen bin, hier zu bleiben. Wir leben in einem Kreise von jungen, sehr tüchtigen deutschen Künstlern, und ich habe den Vorteil, ein atelierartiges Zimmer zu bekommen. Da denke ich nun mich genau mit meinen Geldmitteln so einzurichten, daß ich ein Bild malen und soundsoviel für Naturstudium aufwenden kann ... Ich bin froh, daß es mir vergönnt ist, noch einmal ungestört studieren zu können; ich will das Meine tun. Im August werde ich nicht nach Hause müssen, denn vielleicht erst im Herbst werde ich imstande sein, entweder zwei kleine oder ein größeres Bild schicken zu können. Ich bin fest überzeugt, daß ich Anerkennung finde, sowie ich mich auf einen wirklichen Grund stelle und etwas wahrhaft Studiertes und Natürliches leiste. — Ich bin während dem Studienmalen Tag und Nacht beschäftigt, mein Bild bis ins kleinste auszudenken, mich über alles klar zu machen. Alle Figuren will ich zuerst als Studien für sich malen und dann aufs Bild übertragen. — Ich will nicht mehr provisorisch und in Zukünftigem leben, sondern hinter mich schaffen. Ach, Antwerpen ist auch der Ort dazu, an Öde ein zweites Düsseldorf, und wenn ich nicht einen lieben Kreis hätte von guten Freunden, bei denen ich etwas lerne, wäre es kaum auszuhalten. Ich denke eben, es sind meine Lehrjahre; die Wanderjahre werden ja auch einmal kommen, Italien mit all seinem Schönen kommt, wenn man es am wenigsten ver-

mutet. Hier unter so vielen Roheiten und Alltäglichkeiten flüchte ich mich oft in meinen Schatz an Erinnerung und zu dem Bewußtsein, daß ich Euch, Ihr lieben Eltern, habe. Ich habe oft gesagt, nicht Ruhm will ich, sondern ich bin Künstler, um das Euch wiedergeben zu können, was Ihr in mir geweckt habt.

Erzähl dem lieben Vater, daß ich ganz mit Studien beschäftigt bin, daß ich heiter male und hoffe, ihm bald Freude zu machen, auch daß ich mich stets auf die Akademie stützen, aller falschen Selbständigkeit entsagen will. — Kein Ort wie Antwerpen ist mehr geeignet, so recht begreifen zu lernen, wieviel Handwerker der Künstler sein muß und dann nach vorhandenem Meisterbrief erst der Geist kommt, der ihn vor den andern auszeichnet und adelt.

Antwerpen, 13. März 1851.

Ich war, da die Zeit drängt, rasch entschlossen, nahm ein wunderschönes altes Modell und male, ganz nach der Natur, einen steinalten Mönch, in der effektvollsten Beleuchtung, wie er vor einem Heiland, der mit einem vertrockneten Efeukranz geschmückt ist, im Gebete versunken ist. Es wird sich als Bild ergreifend machen. Der Kopf ist beinahe vollendet, es wird bis ins kleinste ausgeführt, und ich zweifle nicht, daß ein solcher Effekt in seiner Einfachheit und Naturtreue seine Wirkung tun wird. Dieses Bild wird spätestens Ende April in Freiburg eintreffen. Die Natur sitzt so bestimmt vor mir, daß ich sie nur abkonterfeien darf. Daß er nicht sentimental wird, dafür ist gesorgt. — Ich bestrebe mich, einen Rembrandtschen Lichteffekt hervorzubringen.

Im Mai geht in Paris der Louvre auf, das kann für den Herbst eine schöne Aussicht werden, im Fall ich das Glück haben sollte, die jetzigen Sachen zu verkaufen. — Dann würde ich zuerst nach Ribera kopieren und dann

in ein Atelier gehen und ein größeres Bild, den Rattenfänger, malen.

Möge Euch der Brief doch wohlauf treffen und erheitern! Wie geht es Euch, Ihr Lieben, obgleich so kurz, kommt mir's doch schon wie eine halbe Ewigkeit vor, seit ich bei Euch war. — Gestern abend schon wollte ich schreiben, aber da hatte mich eine solche Melancholie befallen, meine Einsamkeit fiel mir so schwer aufs Herz; dazu kamen dann noch die schmerzlichen Erinnerungen. Ich fühlte so recht zum erstenmal, was es heißt, wenn ein Stück Jugend und Erinnerung abgeschnitten ist; ach liebe, gute Eltern, bleibt Ihr doch noch recht lange um mich, schont Euch auch und pflegt Euch gegenseitig, nur allein der Gedanke, daß Ihr so leidend seid, bringt mich zur Verzweiflung. — In Mainz überfiel mich plötzlich ein furchtbares Heimweh, und ich kam mir plötzlich so fremd, so verlassen vor, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten. — Das ist der Ernst des Lebens. Gottlob, in der Arbeit weiß ich von nichts, ich fühle mich frei und leicht, und das ist ein Glück. Ich weiß nicht, warum ich die Einsamkeit so schwer vertragen kann, warum mir's erst wohl wird, wenn ich mit Leuten verkehre. — Ich habe ordentlich eine Freude, wenn mein altes Modell in seiner Mönchskutte Spektakel macht und im Atelier herumkauderwelscht.

Antwerpen, 11. Mai 1851.

Ich kann nicht leugnen, daß ich nach und nach eine kränkliche Gereiztheit meiner Nerven spüre, denn bis jetzt habe ich nicht einen Tag ausgesetzt; ich begreife jetzt noch nicht, wie ich es aushalten konnte; aber das Bewußtsein, meine Kräfte durch alle Mühen durch gespannt zu haben, ist mir lieb. Erst neulich, bei einem Spaziergang vors Tor, sehe ich plötzlich, daß ja der Sommer da ist, daß alle Bäume grün sind; es war eine eigene Empfindung. — Wenn das letzte Bild fort ist, male ich für den lieben

Papa dein Bild. Was ich dann beginnen soll, weiß ich nicht; ich stelle das Euch anheim, was Ihr für besser haltet, noch hier zu bleiben und ein großes Bild für Berlin zu beginnen, oder nach Paris gehen und auf dem Louvre kopieren und dann in einem Atelier ein Bild malen. Ich bin wirklich jetzt zu angegriffen und beschäftigt mit dem, was ich vor Augen habe, um weitere Pläne bedenken zu können, und doch wollen wir beratschlagen.

Ich leide hier an einer steten, stachelnden Unzufriedenheit; nichts ist mir fein genug durchgeführt, und so quäle ich mich oft recht ab. Wenn die Bilder kein Gelderwerb wären, ich hätte sie immer noch behalten, sie vielleicht verdorben, es war gerade Zeit, daß der Entschluß, sie wegzuschicken, reif war, denn sie sind nun fein genug. — Am letzten will ich noch malen, bis ich nicht mehr kann... Wenn ich müde bin, erfrischt mich das wilde Scheldewasser unter meinem Fenster mächtig, und ich bin gestärkt für den ganzen Tag; auch bietet das großartige Schiffsleben täglich etwas Neues und Interessantes.

Antwerpen, 4. Juni 1851.

Dein Brief, liebe Mutter, hat mich so betrübt, ich muß mich mit Gewalt zwingen, daß ich nicht Tag und Nacht mir Vaters Leiden vergegenwärtige. Es ist so ein schrecklicher Kontrast, ich fühle mich immer mehr gehoben durch das Gewinnen von praktischen Kenntnissen, habe gearbeitet mit viel Hoffnung, habe jetzt das letzte Bild fertig, und bei Euch sieht es so trostlos, so traurig aus. Und noch gar, daß der liebe Vater so gepeinigt wird im Gedanken an mein Aufkommen in der Kunst!...

Mein einfacher Plan wäre der, ich ginge jetzt auf vier Monate nach Paris und kopierte nach Ribera, Tizian, Veronese, um mir Stoff zu sammeln zu einem großen Bilde; dann kann ich ja im Spätherbst wieder hierher kommen und das Bild den Winter über hier malen.

Paris.

Über den Pariser Aufenthalt heißt es in der Urschrift von Feuerbachs Lebenserinnerungen, er habe sich dort in steter Anregung gefühlt, „immer enjoué, wie die Franzosen sagen. War es doch die Zeit eines Troyon, Rousseau, Delacroix und Decamps". Diese Künstler gehörten, so verschieden sie voneinander waren, zur sogenannten romantischen Schule, die den Kampf gegen den akademischen Klassizismus auf ihr Banner geschrieben hatte. Begonnen wurde dieser Kampf im Jahre 1819 durch Theodor Géricault mit seinem „Notfloß der Fregatte Meduse". „Farbe, Leben, Bewegung" war die Parole, der die jungen Künstler nun folgten. Als ihren Führer verehrten sie bald darauf Eugène Delacroix, und den von Feuerbach bereits genannten Namen wären noch etwa Corot und Diaz hinzuzufügen. Der frische und kräftige Naturalismus, der die Werke dieser Künstler auszeichnete, hatte es Feuerbach angetan.

Die Reise nach Paris hatte er wiederum zusammen mit Karl Roux gemacht, und gemeinschaftlich hatten sich auch die beiden Freunde hoch oben in einem Hause in der rue Blanche ein Zimmerchen gemietet. Im Juni waren sie angekommen, und am 8. August konnte Feuerbach bereits nach Hause berichten, daß er im Louvre fünf kleine Kopien nach Rembrandt und Veronese gemalt habe, hauptsächlich Porträts. Im ganzen fühle er sich in Paris ganz heimisch, nur plage ihn die gräßliche Hitze und ein immerwährendes Getöse; er bringe beinahe alle Nächte schlaflos zu. Seine einzige Erholung seien die Morgenstunden im Louvre, da sei es kühl und still, aber schon um elf Uhr sei ein solches namenloses Geschwirre von Fremden um einen herum, daß man Kopf und Sinn fest auf die Arbeit richten müsse, um nicht irre zu werden.

Aber dem jungen Feuergeist geht es nicht schnell genug.

„Diesen Winter muß ich auf jeden Fall ein großes Bild malen, und zwar etwas Ausgezeichnetes ... Geht es hier nicht, da die Auslagen zu groß sind, dann muß ich mich wohl entschließen, in irgendeine kleinere Akademiestadt zu gehen. Um in Paris lange zu leben und als Künstler zu leben, gehören große Mittel, das kann ich nicht auf die Dauer." Dieser Brief macht den Eltern Sorge und läßt sie glauben, Anselm zerstreue sich zu sehr, verbrauche zu viel Geld und sei unbeständig. Der Sohn ist über diese Wirkung seiner Worte erschrocken und versichert in einem Briefe vom 24. August, es schmerze ihn tief, daß er der Mutter wieder Schrecken und Angst gemacht habe. „Ihr Lieben glaubt nicht, in welchem unglaublichen Zustand mein Gemüt ist, wie mir auf der einen Seite Euer Kummer und Leiden fast das Herz abdrücken, und auf der anderen Seite, wie ich von Tag zu Tag meine Sicherheit im Pinsel anstaunen muß, wie ich gehoben und gedrückt werde, nicht weiß, ob ich lächeln oder weinen soll."

Inzwischen war der Zustand des Vaters immer bedenklicher geworden. „Die Liebe zu seinen Kindern", erzählt Henriette Feuerbach, „war fast noch der einzige Magnet, der die armen, zerstreuten Gedanken sammeln konnte. Es war so rührend, wie bei jeder solch lieben Erinnerung ein schwaches Lichtchen, gleich mattem Kerzenschein, über die kranken Züge schlich ... Ein freundlicher Nachbar, ein Musiker, hatte oft Violinquartett bei sich, weil es dem lieben Kranken Freude machte. Das letzte Mal sagte Feuerbach beim Beginne eines Adagios von Mozart (die Fenster waren geöffnet, und er lag todesbleich auf seinem Bette): ‚Ich höre Amalie rufen, so süß und reizend!' Dann setzte er langsam und träumerisch hinzu: ‚Ja, ich werde sanft und selig entschlafen — ganz gewiß — ganz sanft — ganz selig.' Dies waren seine letzten verständlichen Worte." Es folgte eine acht Tage andauernde Lethargie, und am 7. September ist der vielgeprüfte Mann gestorben.

Anselm schrieb auf die Todesnachricht an die Mutter: „Mir ist, als hätte ich durch Vaters Tod selbst einen Schritt zur Vergeistigung getan, als hätte ich alles das selbst erlebt, gefühlt und mit gelitten. Sein teures Bild wird mich wie schützend durch mein ganzes Leben begleiten, und sein Andenken wird ewig jung in meinem Herzen stehen."

Wie wir hörten, wollte Feuerbach ein großes Bild malen, „und zwar etwas Ausgezeichnetes". Er wählte denselben Stoff, den er soeben erst behandelt hatte, nämlich den Hexenprozeß: so nennt er jetzt den Vorgang, wie eine junge Hexe zum Richtplatz geschleppt wird. „Mir wird versichert," schreibt er, „daß die Skizze bereits schon keinen Vergleich mehr zum alten Hexenprozeß zulasse. Paris hat großartige Einflüsse, ich empfinde all die Ungeschicklichkeiten des vorigen — ich male jetzt mit ganz wenig, aber transparenten Farben, wie ich es bei den besseren Franzosen und Gallait gefunden. Mein Bild soll ganz einfach werden — es ist ganz im spanischen Charakter komponiert: eine öde Berggegend, Hitze und Staub, viel armes lumpiges Lazzaronivolk in der Art wie Murillos Bettelknaben, schwarze ernste Spanier, Landsknechte, die den Karren umgeben, der von sechs Ochsen gezogen wird."

In der Zwischenzeit waren Feuerbachs drei Bilder endlich im Freiburger Kunstverein ausgestellt worden. Die Mutter hatte sie gesehen und einen großen Fortschritt gegen Anselms frühere Arbeiten festgestellt. Allein verkauft wurde nichts — die erste Enttäuschung im Leben des Künstlers; unzählige andere sollten folgen. Die Mutter hatte Bedenken dagegen geäußert, daß Anselm schon jetzt ein so großes Bild malen wolle. Er pflichtet ihr bei und will „den Hexenprozeß als fertige Komposition liegen lassen bis zu einem gereifteren Alter, nicht allein wegen der enormen Kosten, als besonders, weil ich zu gut mit Dir fühle, daß ich jetzt auf einer Ausstellung nicht bloß eine Komposition bringen darf, sondern ein

fertiges Bild. Eine Skizze, die mir gelungen ist, habe ich schon fertig, und wenn Du den Brief liest, bin ich schon an der Arbeit." Es handelt sich um die Vorstudien zu dem Gemälde „Hafis vor der Schenke", der ersten Arbeit Feuerbachs, die den künftigen Meister verrät. „Die Figuren sind lebensgroß", schreibt er am 30. November, „und, liebe Mutter, ich glaube, ich bin daran, das erste Kunstwerk meines Lebens zu machen." Später: „Ich male alles nach der Natur; im Kopfe des Hafis, der bereits beinahe vollendet ist, bin ich belohnt, und da liegt es darin, daß ich die Kraft erhalte, das ganze Bild würdig zu vollenden."

Ende April 1852 war das Bild fertig. Feuerbach stellte es nicht in Paris aus, sondern ließ es nach Deutschland gehen. Dort wanderte es von einer Stadt zur andern, überall bespöttelt und bekrittelt. Die einen sprachen von Anbetung des Auslands — eine Formel, die gern die Nichtskönner im Munde führen; die andern verurteilten die Farbe als genial sein sollende Nachahmung der französischen Spachtelmalerei; wieder andere stießen sich an den nackten Figuren. Eine rühmliche Ausnahme machte einzig und allein der Berliner Kritiker Titus Ulrich.

Im Sommer 1852 weilte Feuerbach in Heidelberg, wohin die Mutter nach dem Tode des Vaters übergesiedelt war. Anfang November war er wieder in Paris. Es ist ein bezeichnender Zug in Feuerbachs Charakter, daß er bei allem Selbstgefühl und aller Selbstsicherheit von Zeit zu Zeit das Bedürfnis empfand, gleichsam von vorn anzufangen. So begab er sich jetzt abermals in die Schule eines Meisters. Aber nicht Delacroix wählte er, wie man vermuten sollte, sondern den bei weitem unbedeutenderen Couture. Thomas Couture (1815—1879) hatte sich durch sein Bild „Die Römer der Verfallszeit" einen Namen gemacht, und Feuerbach selber sagt im „Vermächtnis", daß ihn dieses Bild bewogen habe, Couture aufzusuchen. In den Briefen dagegen heißt es, der ameri-

Dante mit edlen Frauen. 1858. (Kunsthalle, Karlsruhe.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

kanische Maler William Morris Hunt (1824—1879) habe ihm versichert, „die Basis sei Couture". Die Liederlichkeit seiner Schüler sei bekannt, aber über seine Korrektur sei nur eine Stimme. Ein paar Wochen später schreibt Anselm: „Couture kommt beinahe alle Tage und lobt und geißelt mit Geist und großer Liebenswürdigkeit. Im Louvre führt er uns nur vor Raffael, Tizian und Veronese. Kurz und gut, ich fühle, das ist der erste wahre Lehrer, nach dem ich mich mein ganzes Leben gesehnt habe, und bloß weil man mit Freude und Liebe, selbst beim strengsten Tadel, bei ihm malt." Diese zuversichtliche Stimmung hielt an, und der junge Künstler betont immer wieder, daß er die Stunde segne, in der er Coutures Atelier betreten habe. Sein einziger Kummer war, daß seine Mittel zu Ende gingen. In seiner Not wandte er sich an einen Jugendfreund des Vaters, Medizinalrat Heine in Speyer. Heine war ein eingeschworener Verehrer Kaulbachs und hatte sich früher einmal erboten, Anselms Ausbildung zu bezahlen, wenn dieser sich entschließen könne, Kaulbachs Schüler zu werden. Feuerbach hatte das aus guten Gründen abgelehnt, und nun grollte ihm Heine. Er antwortete denn auch auf das Bittgesuch Anselms ablehnend. Mit Recht war der Künstler über dieses Benehmen gekränkt. „Was ist das für eine Heldentat," schreibt er, „einem jungen Menschen, dem noch die Zukunft offen liegt, mit ein- oder mehreren hundert Gulden aufzuhelfen? Gott, wenn ich Mittel hätte, wie wollte ich aufhelfen!"

So zwang ihn denn die bittere Not, Paris vorläufig zu verlassen. Im Laufe des Monats Mai 1853 traf er in Heidelberg ein. Er hoffte, dort Bestellungen auf Porträts zu erhalten und so die weiteren Mittel zum Studium in Paris sich zu verdienen. Aber mit diesen Bestellungen scheint es nicht weit hergewesen zu sein. Wir wissen nur von einem Porträt des Professors Umbreit, für das er bare 50 Gulden erhielt. Aber das Werk scheint nicht

gefallen zu haben; Allgeyer berichtet, die Wäsche sei nicht rein und gebügelt genug gewesen. Man muß sich solche Abderitenurteile merken, um die spätere Verbitterung des Künstlers verstehen zu können.

Feuerbach wird froh gewesen sein, als er wieder in Paris war. Und doch ging es ihm dort noch schlechter als in der Heimat. Er konnte nichts verkaufen und wurde überdies krank. Da erhielt er, in der höchsten Not, von einem Bekannten eine Bestellung, die einen Wert von 1600 Franken hatte. Aber auch das war nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und Hafis, auf den Feuerbach immer noch schüchterne Hoffnungen gesetzt hatte, war nicht zu verkaufen. Man kann es dem Künstler nicht verdenken, wenn er immer mutloser wurde. „Ich darf Dir offen sagen," schreibt er an die Mutter, „daß ich jetzt oft nächtelang in Tränen gebadet auf meinem Kissen liege und mich frage: ‚Kind, was ist das beste, was sollst du tun, was ist recht oder unrecht?' Ich leide ganz namenlos dabei. Bald steht mein Bild so lebhaft und schön vor meinen Augen, daß ich meine, es ist besser, alles ins Spiel zu setzen, um ein Kunstwerk zu machen; dann frage ich mich wieder: bist du all der Opfer wert, und kann das etwas Gesundes werden, was mit soviel Leiden und Angst unternommen wird?" „Dir meine ganze Lage schildern, das kann ich nicht," fährt er fort. Er verschweigt der Mutter, daß er dem bestrickenden Einfluß eines Weibes unterlegen war, dem er sich nur durch die Flucht entziehen konnte. Im Jahre 1860 besuchte Feuerbach in der Begleitung Allgeyers in Karlsruhe eine Aufführung des „Tannhäuser". „Feuerbach," erzählt Allgeyer, „fühlte sich besonders von der Szene nach dem Vorspiel aufs tiefste erschüttert, wie nach den friedlichen Klängen der Schalmei und des abziehenden Pilgerchors Tannhäuser, von Lenz- und Heimatsgefühl bestürmt, in den Ruf ausbricht: ‚Allmächt'ger, dir sei Preis! Groß sind die Wunder deiner Gnade!' ‚So war auch mir zu-

mut,' äußerte er auf dem Heimweg, ‚als ich, zerschlagen gleich einem Schiffbrüchigen, aus den schweren inneren und äußeren Kämpfen meines Pariser Aufenthalts heraus mich plötzlich in der Heimat unter dem Dache der Mutter befand. In jenem Augenblicke wußte auch ich, daß ein völlig neues Leben für mich anhebe. Wenn ich Wort gehalten, mir selbst treu geblieben bin, so danke ich es zwei Dingen: meiner Kunst und dem Umstand, daß ich mich seitdem bei allem fragte: Was würde deine Mutter dazu sagen.'"

Aus Briefen Feuerbachs.

Paris, den 31. August 1851*).

Zuerst tausend Dank für das viele Geld, Du bist so gut und lieb.

Liebste Mutter!

Ich schicke Dir hier umgehend den Paß, der zwar schon abgelaufen ist, allein sie können keine Umstände machen, ihn zu verlängern oder auf zwei Jahre einen neuen für Paris auszustellen; daß sie übrigens ja das militärfrei darauf bemerken.

Dein lieber Brief hat mich so erfreut: daß Du in Deinem Elend so aufmunternd und lebensfrisch schreibst, ist mir ein zehnfacher Sporn. Wirklich, ich bedarf nun nichts, als daß der große Genius meine Hand leitet und mich mit einem Ruck in die Öffentlichkeit hineinwirft. — Ich fühle nun, durch das öffentliche Nennen meines Namens, daß die Zeit da ist, wo ich nie mehr zurückgehen kann und wo ich anfange, wirklich mit Fleisch und Blut das zu schaffen, was mir verliehen ist. Wenn ich Dich, liebe Mutter, beruhigt und wegen meiner voll Hoffnung weiß, dann denk' ich auch, ich dürfe nur beginnen und Segen müßte darin sein. — Ich habe mir nun Zutritt zu den

*) Zuerst veröffentlicht von C. Lang in Nr. 42, Jahrg. 1908 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung".

Spaniern erzwungen und habe bereits drei Kopien nach Ribera gemacht, die ein Rezept zu jenem prächtigen Prometheus sind, den ich in Antwerpen sah. Und ich habe es nun mit meinen schwachen Kräften dahin gebracht, daß meine früheren Louvrekopien wie Pulcinelle gegen die letzten aussehen. — Ich habe keine Pläne mehr, keine Ungewißheiten, jetzt steht mein Wirken auf dem Standpunkt, wo ich wirklich bewußtlos von einer anderen Macht gezwungen werde, wie Luther zu sagen: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders, Amen." Ich fühle mich wie vom alten Geist beseelt und fühle so reformatorisch, wie wenn ich auf dem Reichstag zu Worms stände und müßte jedes meiner Worte durch die Tat bekräftigen. — Ich bleibe den ganzen September, bis die Gewißheit des Verkaufes da ist, auf dem Louvre und will mir noch Kopien für mein ganzes Leben machen; ach, liebe Mutter, kenntest Du das süße Gefühl, wenn so das Bewußtsein mit der Pinselfertigkeit mächtig wächst und wenn man die erste jugendliche Kraft mit einem männlichen Willen in der Brust spürt. — Ich begreife Doktor Hettner nicht, der da sagte, in Paris müsse einen gesunden Menschen die dortige Affektation bald anekeln.

Ich glaube nicht, daß Raffael und Michelangelo (deren wir hier auch Meisterwerke haben) in Italien diesen wunderbaren Ernst und Zauber der Spanier auf ein junges Gemüt ausüben können: die Spanier mit ihrer herrlichen Zeichnung und tiefernsten Kolorit. — Sei versichert, daß ich den rechten Zeitpunkt meines Bildes treffe, ich fange erst dann an, wenn ich es gar nicht mehr aushalten kann. — Und ich will auch das Bild groß malen, einfach und dramatisch, nicht mehr mit Ungeschicklichkeit. Der Gegenstand ist und bleibt der Hexenprozeß, aber geläutert und ins Spanische übersetzt; nenne das nicht Einseitigkeit, daß ich darauf beharre, denn bei Gott, er soll anders werden als der erste, sondern denke Dir, daß ich diese reiche Idee noch nicht mir genügend dargestellt habe; es geht mir

wie den Schriftstellern, bei denen oft eine Idee spukt in den ersten Werken, die dann in späteren erst ans Licht tritt. Im Frühjahr ist hier die große Ausstellung, da soll es hin, denn ich habe die Beweise, daß kein Publikum anerkennender ist für alles, was wahrhaft gut ist, als die Franzosen. Es gibt Beispiele, daß sich hier junge Künstler mit einem sogar kleinen Bilde einen Ruf für ihr Leben gegründet haben. Dann soll es nach Berlin usw.; wenn es hier nur halb und halb anerkannt ist, das ist dann eine Garantie für Deutschland. — Um aber diesen Zweck im Auge haben zu können, muß ich notwendig an Ort und Stelle bleiben, wo ich täglich sehe und höre, was und wie die Leute malen. Um so mehr, da die Briefe aus Frankfurt dumm und ungewiß lauten. Wenn ich es irgend kann, werde ich allein ein Atelier nehmen, ohne eines mit Roux zu teilen, weil er zwar gut, aber hemmend ist, es müßte denn zu teuer sein; ich habe schon mehrere gesehen, der durchschnittliche Preis ist jährlich 400 Fr., das macht also für den Winter bis April oder Mai ein halbes Jahr 200 Fr. Das läßt sich hören, wenn ich mein Bild verkaufe; mit den 300 Fr., die Du mir, liebe Mutter, geschickt, male und lebe ich bis Ende Oktober, bis Du den Ertrag meiner Bilder hast, das ist sicher, und dann gebe ich noch 100 Fr. davon, von den 300, weg für das Atelier ein Vierteljahr und beginne ruhig, bis die Unterstützung kommt. — Alle Entbehrungen an Gegenständen, die zum Malen zu teuer sind, über all das wird mich der Gedanke, in Paris zu sein, tausendfach hinaussetzen. Denn das bin ich fest überzeugt, und Du auch, daß man meinem Bilde gleich ansehen wird, ob es in Paris oder in Frankfurt gemalt ist. Kurzum, ich bleibe hier, wenn Du nichts dagegen hast, denn um was hier teuerer, kostet mich die Reise nach Belgien zurück mit Kisten und Kasten dasselbe, wenn nicht noch mehr. — Liebe Mutter, sei fest, fest überzeugt, ich löse meine Schuld ein und Ihr erlebt bald Freude an mir, eher will ich sterben.

Paris, 17. September 1851.

Meine liebe, liebe Mutter!

Ich danke Dir herzlich für Deinen innigen, lieben Brief, er riß mich aus dem qualvollen, traumhaften Zustand, und es kam wie eine Ruhe über mich, wie ich in stiller Abendstunde mich so ganz in meinen teuern Vater hineinlebte und ihn begleitete bis zu seinem seligen Sterben. Mir wurde es so weich, ich konnte weinen ... Mir ist nur noch ein unendlich schönes Bild von Vaters ganzem Leben geblieben, und wenn mich die Wehmut und das grenzenlose Vermissen übermannen will, dann denke ich mir sein liebes Angesicht, seinen Blick so lebhaft und verklärt, daß mir's immer ist, als hielte ich seine Hand, und er zöge mich hinüber. Mir ist, als hätte ich durch Vaters Tod selbst einen Schritt zur Vergeistigung getan, als hätte ich alles das selbst erlebt, gefühlt und mit gelitten. Sein teures Bild wird mich wie schützend durch mein ganzes Leben begleiten, und sein Andenken wird ewig jung in meinem Herzen stehen.

Paris, 7. Oktober 1851.

Mein Aussehen ist nicht das brillanteste, aber sei ganz ruhig, liebe Mutter, ich weiß, alle diejenigen, die ein ernstes Streben haben, sind wie gefeit. — Ich war vor ein paar Tagen hier zum ersten Male im Theater, und zwar in des teuern Vaters Lieblingsoper „Josef und seine Brüder". Ich habe hier eine Aufführung erlebt, so ergreifend, daß ich kaum die Tränen halten konnte und ewige Schauer mich durchbebten. Am andern Tage bemühte ich mich, etwas von diesem Geiste meiner Komposition einzuverleiben, und Vaters und Dein Segen wird ja bei mir sein.

Paris, 17. November 1851.

Das Sujet ist heiter, es ist der persische Dichter Hafis vor der Schenke, wie er, weinbegeistert, Ghaselen kompo-

niert, umlagert von zwei schönen Knaben und einem Mädchen, die im Anschauen und Anhören versunken sind. Hafis ist gegenwärtig in ganz Deutschland bekannt, und ich hätte nirgends mehr Gelegenheit, orientalische Draperien zu studieren als in Paris. Meine Komposition muß warm und leuchtend in der Farbe werden, und sie ist so einfach, daß eigentlich jede Figur eine Studie nach der Natur ist.

Paris, 30. November 1851.

Ich habe mich von allen Reminiszenzen freigemacht, ich habe im kleinen den Gegenstand angefaßt, er war mir oft zu gering; ich zauderte, komponierte es ganz um, war immer nicht zufrieden, kurz, der Verzweiflung nahe; aber immer sagte mir eine innere Stimme: Ruhe nicht, raste nicht! und so unter dem Hin- und Hertragen wurde mir der Gegenstand immer werter und teurer, so daß jetzt in dem Stadium, in welchem bei meinen früheren Bildern der Degout anfing, mir der Gegenstand so ans Herz gewachsen ist, daß ich lieber nicht leben möchte, als ihn nicht mit aller Inbrunst vollenden. Die Figuren sind lebensgroß, und, liebe Mutter, ich glaube, ich bin daran, das erste Kunstwerk meines Lebens zu machen. Ich bin selbst oft überrascht, wie in meinem so konfusen und unreifen Hirne eine so abgerundete Komposition hat entstehen können mit Ruhe und innerem Feuer. Alle, die die Aufzeichnung sahen, wünschten mir Glück und sagten, dies Bild würde mir unfehlbar Ruf verschaffen. — Ich erzähle Dir dies, liebe Mutter, nicht aus Eitelkeit, gewiß nicht, ich habe stündlich Qual und Sorgen um mein Bild, und ich sage es bloß, um Dir zu zeigen, daß ich an der Pforte stehe und Einlaß begehre.

Nun kommt aber das Gespenst, was mir immer nicht aus den Augen will, woher das Geld, woher die Mittel? Ich habe Dich schon ganz ausgesogen, ich möchte weinen, wenn Du auch nur im geringsten Mangel litteſt, denn

so hoch schlage ich meine Arbeit wahrlich nicht an. Ich zerbreche mir Tag und Nacht den Kopf, warum kann denn niemand kommen und sagen: Anselm, ich gebe dir tausend Frank, da male, male ein Jahr daran, wenn du Lust hast; aber so kostet mich ein weibliches Modell täglich fünf Frank, ein Mann drei bis vier Frank. Himmel, wo soll das hinaus, für meine Leinwand habe ich fünfzig Frank bezahlt und habe nicht einmal einen Tisch im Atelier. Ach, ich möchte das Bild ohne alle quälende Unruhe so recht nach der Natur malen, ich möchte mich ganz in die Natur versenken und wochenlang modellieren und ausführen, bis ich das Bild so hätte, wie es in meiner Phantasie steht. Aber so peinigt mich der Gedanke, daß jede Minute bezahlt werden muß — und so werde ich viel frei malen müssen... Du arme, liebe Mutter, Du glaubst nicht, wie mir es das Herz zerschneidet, daß ich so von Dir zehren muß. Ich habe so gehofft, doch wenigstens das kleinste meiner Bilder zu verkaufen — nichts. — Und jetzt, wie zum Hohn, habe ich ein Bild, was gemalt werden muß, und nun soll ich Dir das bißchen nehmen, was Du so sehr brauchst. Sieh, all diese Sachen machen mich mir fremd und demütigen meine schönsten Empfindungen bis in den Staub, das macht mir keine heitere Stunde mehr; wenn mich heute einer in Versuchung führte, weiß der liebe Gott, ich würde einen Shylocksschein unterzeichnen.

Paris, 12. Dezember 1851.

Höre, ich habe jetzt die feste Überzeugung, daß ich mit diesem Bilde mir Bahn breche. Aller Flattersinn, alles verwöhnte Spielen ist aus mir gewichen, ich bin die Arbeit, ich lebe im Bilde, es ist ein Stück von mir. Ich male alles nach der Natur, im Kopfe des Hafis, der bereits beinahe vollendet ist, bin ich belohnt, und da liegt es darin, daß ich die Kraft erhalte, das ganze Bild würdig zu vollenden; das, liebe Mutter, ist der erste Abguß der

Natur, die spricht. Alles Bisherige sind teils bloße Talent- oder Geistessachen; hier aber, glaube ich, wird ein Stück Leben herauswachsen. — Das lebensgroße Malen nach der Natur hat so etwas Erhebendes und Stärkendes, ich fühle mich in meinem Element, und die Schönheit der vorsitzenden Natur hält das hitzige Feuer und zu rasche Auflodern in ehrerbietigen Schranken. Ich rücke langsam vorwärts, aber was einmal steht, das bleibt auch. Bis wann ich es fertig bekomme, daran denke ich nicht.

Paris, 1. Februar 1852.

Ich habe heute eine Beethovensche Symphonie gehört, die hat mich so durchgerüttelt und ergriffen wie noch nie; ich fühlte erst, wieviel wunde Stellen ich habe, und da hackt die Musik ein. Es war die in C-Moll. Ich habe mit solchen Schmerzen den lieben teuern Vater vermißt. Ich mag auch nicht mehr hingehen, es bringt mich zu sehr heraus. So ein einzelnes Werk wühlt den ganzen Menschen um. Man kehrt so demütig zur Staffelei zurück. Meine einzige Erhebung und Freude ist, daß ich heute noch ebenso frisch und freudig an meinem Bilde malen kann, wie am ersten Tag. Ich bin mit dem Ganzen schon seit vierzehn Tagen beisammen und habe einen Korb mit üppigen Blumen nach Studien hineingemalt; das verleiht dem Bild mehr Schwung und Reichtum. Ich begreife nicht die Gegensätze: ich bin innerlich so ernst und verschlossen, und auf meinem Bilde lacht mich alles an!

Paris, 25. Februar 1852.

Ach, Du glaubst nicht, was mir Tätigkeit Bedürfnis ist, ich prüfe mich täglich und kann mir sagen, daß meine Kunst nicht mehr Eitelkeit oder Laune ist, sondern daß ich sie liebe, ohne in mich selbst verliebt zu sein. Nur das ist ein wahres Kunstwerk, in welchem sich die ganze Liebe des Malers ausspricht. — Für mein Bild habe ich von einem Norweger die reizendsten Früchte, Trauben,

Melonen, Blumenstudien erhalten, und ich habe nun mein Bild umrankt und staffiert, daß es von Sonne und Heiterkeit voll ist. In zwei Monaten kann ich fertig sein. — Gestern waren auch meine älteren Bekannten da und versicherten mir alle, ich hätte einen Fortschritt gemacht, worüber sie sich nicht genug verwundern könnten. Ich schreibe Dir das ganz naiv, liebe Mutter, weil es mich wahrhaft freut, weil ich alle Tage gemalt habe, mich viel gequält, und weil mich ja Lob nur aufmuntert, nicht aber hochmütig oder übermütig macht. Ich hoffe alles, alles, liebe Mutter. Ich habe viel Geld gebraucht, und Du warst so gut, so gut, aber das hat mir auch so meine stete Freude aufrechterhalten, daß ich nichts Krankes und Kummervolles gemalt habe.

Paris, 24. April 1852.

Wie gerne möchte ich Dir nach Heidelberg Freundliches schreiben zum Gruße, und doch muß ich immer von den traurigen Geldsachen sprechen. Ich habe meinen Kopf und Sinn voll Sorgen um Euch und mich.

Mein Bild ist fertig, ich arbeite nur noch mit großer Vorsicht daran. Zwei alte, tüchtige französische Künstler sind mir zur Hand gegangen mit Rat und Studien. Das Bild ist gut, und ich bin nach dieser Seite ruhig, ich kann Dir nichts davon erzählen, vertraue mir ganz fest. Alles Urteil ist überall dasselbe. Ich habe noch viel zu lernen, und ich muß wieder nach Paris, durchaus. Im Bild ist nichts Jungenhaftes, für Deutschland ist es gut, aber ich möchte mir in Paris Namen machen, und dazu gehört, glaube mir, ohne alle Renommage, etwas mehr als Lessing. Ich bin kein Kind mehr in dem, zu unterscheiden, was den wahren Künstler macht. — Aber es erfordert noch vielen Fleiß und in Paris bleiben. Der erste Maler hier, Courbet, nach Couture ohne allen Zweifel der liebenswürdigste größte Künstler, ist in den Dreißigern; der hat zehn Jahre lang verkannt, beinahe aus-

gelacht, mit seinen Bildern dagestanden; jetzt, seit zwei Jahren, ist er erkannt und steht in der Reihe der ersten Größen; er soll furchtbar gerungen haben. . . . Couture ist erst aus der dunkeln Armut vor zehn Jahren herausgezogen worden, verkannt, lieblos behandelt; jetzt ist er der Führer der neuen Richtung. Es ist eine eigene Geschichte in der Malerei: unsere großen Männer, Sohn, Bendemann, Kaulbach, ja, die dürften hier nicht ausstellen. O Gott, ich bin so durchdrungen von der Wahrheit, was die Kunst der Gegenwart ist, und wer in spätern Jahren zu den Zuckerbäckern gerechnet wird. Mir fehlt noch soviel, aber ich will lernen, meinen Weg verfolgen, es ist mir einerlei, ob mir es von jetzt an schlecht geht, über zwanzig Jahre, und sei es erst nach meinem Tode, soll es besser sein. Ich will nur das für mich verdienen, daß ich leben kann und produzieren, ohne Dir, lieben Bloi, zur Last zu fallen; was weiter ist, das ist mir gleichgültig, und soviel kann ich mir bald erwerben. Nimm das Räsonnement für baren Ernst; ich will hier leben und bleiben und ringen und kämpfen; erringe ich mir hier nur einige Blättchen Lorbeer, dann habe ich einen Kranz für Deutschland und andere Länder. Mir ist alles erst klar geworden, seit ich die Franzosen habe verstehen lernen. Ein älterer Münchener, der mich besuchte, sagte mir: „Sie malen ja ganz französisch!" Ich war so froh, und doch bin ich noch so weit davon.

Paris, Anfang Nov. 1852.

Hunt hat reizende Sachen gemalt, so will ich es lernen; aber die Basis, sagt er selbst, ist Couture. Die Liederlichkeit seiner Schüler ist bekannt, aber über seine Korrektur ist nur eine Stimme. — Kommt Dir mein Schwanken nicht lächerlich vor? Aber gewiß ist es zu begreifen. — Meine Bekannten wollten mich immer davon abbringen, aber wenn ich Hunts Leistungen sehe neben denen meiner Freunde, dann ist der Entschluß da. — Nachher muß

ich mir eben Mittel verschaffen, ein Bild zu malen, das Wo ist einerlei.

Paris, Mitte Nov. 1852*).

Meine liebe Mutter!

Wie freundlich hat mich in meiner Hetzerei Dein lieber Brief berührt, ich habe Dir unendlich viel zu sagen. — Ich lief herum wie ein abgehetzter Hirsch. Also den ersten Tag war ich in Coutures Atelier und eine solche Enttäuschung habe ich noch in meinem Leben nie gehabt. Ich sah alle Studien genau durch und fand eine Liederlichkeit, ein sinnloses dickes Auftragen der Farben ohne die Spur von Zeichnung. Woran es liegt, daß Coutures Bild im Luxembourg mir mehr als je gefiel, ich weiß es nicht. Korrigiert er bloß für Geld und liederlich, oder sind die Schüler alles Anfänger, aber dann sollen sie doch wenigstens korrekt zeichnen. Du, liebe Mutter, würdest Dich mit Abscheu abgewandt haben. Vielleicht kommen bis zum Januar wieder bessere, bis jetzt wüßte ich auf Ehre und Gewissen nicht, von wem ich was lernen sollte, im Gegenteil glaube ich halb krank zu werden, wenn ich alle Tage das widrige Zeug ansehen muß.

Ich bin recht im tiefsten enttäuscht und verstimmt, ich fühle mich geistig gedrückt und mein bisheriges Herumirren, meine Arbeitslosigkeit mag viel schuld daran sein. Ich lief mir fast Sinn und Verstand ab, um ein Atelier zu finden, aber ich bin zu spät gekommen. Auch sind sie alle zu teuer, 400 bis 500 Fr. Spangenberg der Ältere verreist auf sechs Wochen und so lange kann ich sein Atelier unentgeltlich benützen. Da will ich dann bis zum Januar zwei Studienköpfe für Hannover usw. ausführen nach Modell. Hunt ist schon seit Jahren nicht mehr bei

*) Zuerst veröffentlicht von H. Ebert in den „Süddeutschen Monatsheften" (4. Jahrg. 1907, Heft 3).

Couture und hat einen ganz selbständigen Weg eingeschlagen. Ob ich im Januar nun zu Couture gehe, weiß ich nicht, ein Atelier werde ich nicht finden oder nicht bezahlen können, was bleibt mir anderes übrig als wieder fort zu gehen und an einen billigeren Ort zu gehen, wohin, das weiß Gott. Die Liederlichkeit in Coutures Atelier hat mich so verstimmt, ich weiß gar nicht, was ich davon denken soll. Vielleicht kann ich mich überwinden, später hinzugehen, aber jetzt mit meinen Ideen nach Rundung und Schönheit ekelt mich das Schmieren an. Ich will Dir nicht vorlamentieren, ich will jetzt streng arbeiten an ein paar Köpfen, was dann wird, nicht daran denken. Bei P. bin ich nur zu freundlich aufgenommen worden, die Tochter ist äußerst liebenswürdig, ich bin morgen zum Diner eingeladen, dann Montags in eine Soiree. Sie wollen mich mich Hébert bekannt machen, von dem Dir Karl erzählen kann. Mir ist es nicht recht, einen Frack muß ich von Bekannten pumpen, eine weiße Weste kaufen und der Hut ist schon gekauft. Da gehen meine Gelder weg für Larifari.

Herr Dubuis ist ein Kaufmann en gros, er war mit Besuchen umringt, wo dann mit Zehntausendfrankbilletten um sich geworfen wurde; ich ließ mir 240 Fr. geben und ging davon. Das sind so Ideen von der lieben Kestner. — Er war so freundlich, als ich an seiner Stelle auch gewesen wäre. — Es ist alles so teuer, nun kann ich meinen Ofen, alles, nach dem Atelier Spangenbergs bringen lassen für schweres Geld, dann im Januar sitze ich wieder in der Luft. Dann auf der anderen Seite, 45 Fr. für die Atelier Couture-Schmiererei zu geben, habe ich noch weniger Lust. Ich gehe jetzt noch einmal hin, ich scheue ja keinen Gang, ich will ja gern da malen, wenn ich dem Ding nur eine Seite abgewinnen könnte. Sage Karl, an seiner Stelle würde ich mit den wenig Mitteln in dies teure Quartier nicht kommen, um Schick zu lernen. Er soll nach München, Knaus kommt im

Sommer hin. — Julchen Fritz ist sehr zufrieden, ich will von Zeit zu Zeit hingehen. Daß die liebe Emilie den Winter bei dir bleiben will, ist mir so lieb, ich danke ihr von ganzem Herzen für diesen Entschluß. — Ich habe eine schöne Idee für später, bloß drei Figuren „der Tod des Propheten Mohammed, der auf Polstern hingestreckt in den Armen seiner Geliebten stirbt". Doch das alles später. Spreche wegen meines Bildes noch einmal mit Hofrat Issel, außerdem schreibe ganz kurz bloß an Herrn Kunsthändler Sachse in Berlin, daß er das Bild, wenn der Firnis getrocknet, nach Wien gehen lasse und er möge Dir ein Formular schicken, wodurch wir es, glaube ich, portofrei erhalten. Schreibe aber, als wäre ich es. Vielleicht können wir es auch nach Hannover gehen lassen. Meine Adresse ist: „rue Blanche Nr. 83 A. Feuerbach."

Ich fahre heute fort und merke, daß ich gestern mit Kopfweh und fieberhafter Unruhe meine Abenteuer hingesudelt. Jetzt wollen wir meine Lage noch recht von allen Seiten in Ruhe besprechen. Den Brief an Dubuis besorgte ich gleich und traf ihn zu Hause mit mehreren Freunden. Da hatte er dann die häßliche Bankierlarve abgetan und war ein gemütlicher Mensch, der mir sehr hübsche Sachen vorsang und mir sagte, ich solle ihn öfters besuchen, und mir versicherte, der letzte Brief von Kestner sei ganz unnötig, da Charlottens Brief genug Empfehlung sei. Das ist also abgemacht, ich werde von Zeit zu Zeit hingehen. — Was mich betrifft, so brenne ich vor Begierde, zu arbeiten und fühle ein Bedürfnis nach Sammlung und Ruhe. Ich habe durch die Visiten, Toiletten und das Herumfahren mehr Geld gebraucht, als ich hätte sollen, das muß nun aufhören. Spangenbergs Atelier ist ein kleines Loch, in das ohnedies die Sonne hineinscheint, also wieder ein Hemmnis. Andere Ateliers sind nicht zu bekommen. Und meine Scheu, in Coutures jetzt so verwahrlostes Atelier zu gehen, ist natürlich, weil ich weiß, daß ich schon so viel malen kann,

wenn meine abgehetzte Seele einmal Ruhe hat zum Nachdenken. — Ich habe die Aussicht, wenn auch nicht die Gewißheit, auf ein halbes Jahr ein ganz eingerichtetes Atelier eines Amerikaners, der es auf drei Jahre gemietet hat und verreist, zu 250 Fr. zu bekommen. Nun fragt es sich, ob ich auch da wohnen kann, denn es liegt weit von meinen jetzigen Kreisen entfernt, an der Seine. Ich könnte da in Ruhe ein mäßiges Bild malen mit recht viel Inbrunst und Ausdruck, danach sehne ich mich, ein solides Bild. Aber ich muß mit Dir beratschlagen, ob ich durchkomme. Ich möchte um Gottes willen keine Schulden machen.

Paris, Ende Nov. 1852.

Couture sagte mir, wenn ich erst so sorgfältig malen könnte, wie meine Zeichnung und Auffassung sei, dann würde ich bald zur grande peinture gelangen. Er kommt beinahe alle Tage und lobt und geißelt mit Geist und großer Liebenswürdigkeit. Im Louvre führt er uns nur vor Raffael, Tizian und Veronese. Kurz und gut, ich fühle, das ist der erste wahre Lehrer, nach dem ich mich mein ganzes Leben gesehnt habe, und bloß weil man mit Freude und Liebe, selbst beim strengsten Tadel, bei ihm malt.

Paris, 2. Dezember 1852.

Der Geist der Manier ist ganz, wie ich mir die Venetianer denke. Den Geist habe ich nun schon los, aber jetzt muß ich mich unausgesetzt üben. Ich bin sehr zufrieden, trotz meines Ärgers und Kummers, wenn ich etwas Schlechtes gemalt habe. — Ich komme aus dem Katzenjammer gar nicht heraus. Ich habe Couture früher sehr unrecht getan, indem ich ihn falsch verstand. Das Schöne an ihm und seinen Schülern ist, daß seine so systematisch präparierten Studien zuletzt eben bloß wie die einfachste Natur aussehen. Trotz alledem bin ich nicht vernarrt in

ihn und nur so froh, daß ich mir einmal recht auf den Zahn fühlen kann und jetzt klar weiß, was ich noch zu lernen habe.

Paris, 19. Dezember 1852.

Ich kann Euch nichts schicken, als daß ich frischen Mutes, gesund und tätig bin. Und wenn ich Euch die namenlose, endliche innere Seelenruhe beschreiben könnte, mit der ich täglich meine Fortschritte sehe und fühle! Drei lebensgroße Figuren habe ich vier- bis fünfmal abgekratzt und mit Konsequenz immer wieder gemalt, und zuletzt wieder abgekratzt, bis mir vorige Woche eine Lichtfreude aufging, und nun habe ich den ersten Akt vollendet, einen alten Zigeuner. Coutures Bemerkungen und seine Leitung ist wirklich ganz frappant und reell. Er nimmt nun Interesse an mir und behandelt meine Mängel mit medizinischer Genauigkeit; er gibt mir die Mischungen usw. an, dabei hat er meine frappante und energische Durchführung gelobt. Kurz und gut, liebe Mutter, ich segne die Stunde, in der ich sein Atelier betrat. Mein einziger Kummer ist, daß ich nicht lange genug dableiben kann, weil die vielen Farben und das Großmalen meine Mittel erschöpfen, aber auch dann bin ich fest entschlossen, nach Heidelberg zu gehen und mir durch Porträts, die ich jetzt teurer machen muß, meinen späteren Aufenthalt hier zu verdienen. Ich halte mich an Couture auch beim künftigen Bilde. Es ist eine solide Malerei, und wenn Du die Studien siehst, so wird Dich die breite, altmeisterliche Auffassung, selbst in meinen noch unvollkommenen Schülerarbeiten, frappieren. Ich bin jetzt auf dem Punkte, ihn und was er will, ganz richtig zu verstehen. Mehrere ältere Berliner Maler sind nun auch gekommen und bringen den armen Couture fast zur Verzweiflung mit ihrer Malerei. Einer war drei Jahre im Orient, ein Jahr in Griechenland, zehn Jahre in Rom, denke Dir, er frug mich gleich, ohne mich zu kennen, ob nicht hier

Kinderständchen. 1858. (Städt. Museum, Leipzig.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

ein junger Feuerbach arbeite, der den Hafis in Berlin hatte — es war zu komisch. Es habe ihn großenteils bestimmt, nach Paris zu Couture zu gehen; aber er sähe doch ein, daß er zu alt wäre, um mit ganzer Energie alles das wieder vergessen zu lernen, in dem er früher gearbeitet usw.

Paris, ohne Datum.

Ich sehe mit Kummer täglich mein Geld schwinden, und der Gedanke, daß ich jetzt bald wieder abbrechen muß, quält mich Tag und Nacht und nimmt mir meine schönsten Stunden. Ich habe erst zwei Akte des Aufhebens wert gefunden, und was ich dabei lerne, ist mein einziges, aber wahrhaftes Glück. Ich bin nun fest entschlossen, immer wieder hierher zurückzukehren, immerfort Studien zu malen, bis ich den Grad der Vollendung erreicht, den Couture will. Er behandelt mich mit großer Achtung und ärgert sich sehr, wenn mir eine Woche etwas nicht gelingt. Er sagte mir, mein Bildermalen hätte mir nichts geschadet, und wenn er mich streng tadelt, sagt er immer: „Si je parle avec vous, je parle à un homme, qui est déjà assez avancé etc.“ Er fühlt recht gut, daß mein Talent nach größter Anschauung geht, und was er sagt, sagt er mit Liebenswürdigkeit und Interesse. Das ist gewiß, daß ich später bei einem Bilde eine große Stütze an ihm haben werde.

Das Benehmen Heines hat mich im Innersten gekränkt, weil ich voll Vertrauen war. Ich sehe hier täglich fertige Künstler in Verlegenheit und in Not; was ist das für eine Heldentat, einem jungen Menschen, dem noch die Zukunft offen liegt, mit ein- oder mehreren hundert Gulden aufzuhelfen? Gott, wenn ich Mittel hätte, wie wollte ich aufhelfen! Und wenn mir es nur möglich ist, den Frühling noch hier zu bleiben, dann habe ich doch ein halbes Jahr feste Atelierzeit, das ist doch etwas. — Coutures Lehrweise ist so, daß man bis auf den Fond

dringen muß, wie bei jeder wahren Kunst. Gott gebe, daß Du wohl bist und stark im Glauben, daß ich was Rechtes will und werde, dann werden wir auch noch Mittel und Wege finden, meinen Aufenthalt zu verlängern. Das sind eben noch Zeiten der Prüfung, und wenn der Gedanke, jemand etwas zu schulden, drückend ist, so wird niemand den Mund mehr auftun, wenn ich einmal ein wahres Kunstwerk geschaffen habe.

Sei fest überzeugt, daß nur, wenn ich mich unwohl fühle, eine gewisse Scheu und Furcht wie ein Mantel vor mich tritt; im übrigen kann ich einen furchtbaren Puff vertragen, und ich wünschte vielen anderen, sie hätten an meiner Stelle beinahe fünf Monate in einem solchen Atelier, mit dreißig anderen, bei einer solchen Hitze malen müssen.

Mich kränkt kein Heller, den ich leihen muß, wenn ich dadurch vorwärtskomme; jetzt bin ich noch Schüler, aber später, wenn ich etwas leiste, vergißt sich das gewiß. — Sollte es mir einmal glücken, mir viel zu verdienen, dann will ich aber auch die Heiterkeit und die Ausdauer selbst sein, ich möchte ein ganzes Füllhorn voll Glück auf Euch ausschütten für den vielen Kummer, den ich Dir schon gemacht habe.

Paris, 4. April 1853.

Ich weiß jetzt von meinem Rezensenten in Berlin, daß es ein angesehener, geistreicher Mann ist, das gibt mir viel, viel Mut. Mein Bild hat mehr Sukzeß gehabt als Du glaubst, und mein Name steht dort gut angeschrieben. Sollten lumpige zweitausend Frank, die man nicht hat, die Ursache sein, daß man zugrunde geht? Nimmermehr!

Paris, 8. Mai 1853.

Wundre Dich nicht, daß ich heute schon schreibe, aber ich habe mich entschlossen, Mittwoch vormittag von hier

abzureisen, so daß ich Donnerstag früh bei Euch sein kann. Wenn Du mir ein Stübchen ohne Ungeziefer finden könntest, wäre mir es sehr lieb. Ich habe mich kurz entschlossen, ich verzehre hier mein Geld, und je eher ich in Heidelberg zur Arbeit komme, desto eher kann ich ja wieder mit frischen Kräften hierher zurück. Der Hauptgrund aber ist, daß ich mich wirklich fieberhaft unwohl und unheimlich fühle. Das wird sich dort in zwei Tagen geben. Ich habe in allem Ernste vor, mir Geld zusammenzuscharren, daran hängt eben zuletzt doch alles. Ich bekomme später hier, wenn ich ein Bild malen kann, eine sehr schöne Stellung mit all meinen Bekannten. Müller hat reißende Fortschritte gemacht, ist auch ein Liebling Coutures, und malt jetzt ein großes, schönes Bild. Das alles stachelt mich so und zwingt mich, diesen Zwitterzustand aufzuheben und mir die Mittel zum weiter hier zu studieren, zu erwerben. Du wirst mich recht mager und kränklich finden, doch wird sich das in Kürze geben, und daß ich arbeite, dafür stehe ich gut. — Auch möchte ich Dich noch länger sehen, ehe du weggehst. Grüße die liebe Emilie, und erwarte mich bestimmt bis Donnerstag. Wenn ich Euch nicht so liebhätte, würde mir der Abschied von hier recht, recht sauer, von meinen Sachen nehme ich nur das Beste mit.

Paris, 12. Dezember 1853.

Ich arbeite mit viel Liebe an meinem Bilde, nur hat sich meiner eine ganz namenlose Traurigkeit und Niedergeschlagenheit bemächtigt, schreibt mir doch bald einen recht lieben Brief. Reue, Scham über den Kummer, den ich Euch gemacht habe, über das, was ich bin und sein könnte, nehmen mir das bißchen Ruhe in der Nacht. Gottlob, meine Arbeit freut mich, und wenn ich noch dazu komme, ein zweites, kleineres Bild zu malen, werde ich Euch gewiß aushelfen können.

Paris, 20. Januar 1854.

Meine sechshundert Frank habe ich, und nun will ich Dir offen und klar sagen, wozu ich entschlossen bin. Ich bin arm, aber ich will mir mit meinem Talente Bahn brechen; ich habe nun auch schlechte Zeiten durchgemacht und weiß, daß Arbeit zu allem Guten führt. So in meiner kleinen Stube kann ich nicht mit Modell arbeiten, deshalb nehme ich ein kleines Atelier, kaufe mir die nötigsten Möbel, welche Art zu leben hier die billigste ist, und fange an, unbekümmert um die Zukunft, frisch zu arbeiten. Für Hamburg male ich ein Bild, und wenn die Zeit langt, für Hannover einen Studienkopf. Kurz, ich bleibe hier ... So gern und wie gern ich Dich, liebe Mutter, sehen und trösten möchte, ich kann und darf nicht kommen; nach allem, was mir von Heidelberg berichtet wurde, nebst Ottos Brief, der nicht so viele Worte zu schreiben gebraucht hätte, um mir zu sagen, was man von mir denkt, kann ich nicht zurückkehren. Ich habe es so gewollt, und jetzt will ich mich auch halten. Ich leugne nicht, wieviel sicherer mich der Verkauf des Hafis, und sei es zu dreihundert Gulden, gestellt hätte, doch unter solchen Umständen will und mag ich nichts mehr. Das einzige, was ich noch wünsche, ist, daß Du, liebe Mutter, das Bild siehst, ich weiß, daß Du mich dadurch lieber gewinnst; es muß Dir sagen, daß ich vorwärtskommen muß, und daß ein poetischer Sinn darin ist.

Paris, 5. Februar 1854.

Meine jetzige Adresse ist Rue de Douai 15. Ich bin ziemlich wohnlich eingerichtet, habe drei Monate glücklich vorausbezahlt, mir die nötigsten Möbel angeschafft. Ich schlafe auf einem etwas harten Sofa und habe bis jetzt noch eine merkwürdige Ruhe, wie sich alles machen wird. Ich mag nicht sagen, mit wie wenigem ich auskommen muß. Daß Karl sich so bemüht um mein Bild, ist so

lieb von ihm; wenn es nur möglich wäre, es für zweihundert Frank zu verkaufen, mir wäre dann geholfen; ich habe einen schönen Plan mit dem Gelde, den ich Dir später mitteilen werde.

Einen anständigen Ort, um Porträts zu malen, hätte ich nun, und wenn ich Dich bitte, alles aufzubieten, das Bild bald zu verkaufen, und sei es nur zu zweihundert Gulden, so habe ich meine triftigen Gründe. Ich könnte mich auch so durcharbeiten, aber nicht auf die rechte Weise, denn jetzt bei den miserablen Zeiten ist auf Bilderverkauf hier nicht zu rechnen, wohl aber durch Empfehlungen auf Porträts, die ich hier in Paris, ohne Furcht zu verlernen, malen kann.

Paris, 1. März 1854.

Meine liebe Mutter!

Das ist nun der dritte Brief, den ich schreibe und diesmal nicht zerreißen will. Es fällt mir so schwer, Dir das ordentlich zu sagen, was ich möchte, ohne Dir wehe zu tun . . . Nach Heidelberg zurückkommen kann ich nicht. Ich habe mit dem Atelier Verpflichtung auf noch vier Monate, und in welchem Lichte stünde ich hier, wenn ich alles im Stich ließe? Durch meine Gegenwart habe ich Kredit; wenn ich jetzt wieder weggehe, habe ich es hier für immer verspielt.

Dann ist mir der Aufenthalt in Heidelberg verhaßt, wenn mich wieder die Schwätzer peinigen und ich Monate warten kann, bis man mir wieder ein Porträt gibt für fünfzig Gulden; das geht nicht. Meine Abneigung, Dir wieder zur Last zu fallen, mein grenzenloser Ekel an den Gesichtern, die mir mein Bild loben werden, ist so groß, daß ich selbst die Misere hier vorziehe. — Es ist meine Pflicht gegen Dich, just nicht in einem solchen Gemütszustand zu Dir zu kommen.

Ich habe schon lange ein Bild angefangen für Bremen,

aber damals wurde ich aus meinem Atelier geworfen und war auf ein kleines Zimmerchen beschränkt. Daraufhin nahm ich meine letzten Mittel und mietete das Atelier, und nun soll ich wieder fort. Wenn Christian mit seiner kleinen Bestellung Ernst macht und mir das Geld vor dem 1. April hierher senden kann, dann bin ich ja zur Not geborgen und kann mein Bild fertig malen; bisher habe ich kleine Porträts gemalt.

Wenn ich mich gründlich erholen wollte, dann müßte das ein anderer Ort als Heidelberg sein — Italien, nach dem ich auch pilgern werde, sowie ich die Mittel habe. Im Frühjahr gehe ich aufs Land und male Landschaftsstudien. Was soll ich in Heidelberg machen? . . . Was anderes ist es, wenn ich eine feste, gut bezahlte Bestellung habe; aber wieder Probestückchen zu malen, ob meine Art dem Publikum vielleicht genehm wäre, das kann ich nicht mehr. Ich habe große Fortschritte gemacht, und nur meine Mittellosigkeit verhindert mich an vielem. Dem wird dort auch nicht [ab]geholfen; es würde mir dort so gehen, wie es meinem Bilde ging.

Warum bist Du immer so betrübt und machst mir das Herz noch schwerer? Ich lebe wie ein Hund und klage nicht und fühle mich manchmal glücklich.

Wie gesagt, ich komme auf vierzehn Tage, wenn ich ein Porträt zu malen habe, was sich der Reise verlohnt, oder wenn ich mich dem Regenten selbst vorstellen müßte. — Wenn ich jetzt für drei Monate fort wollte, müßte ich durchbrennen und alles im Stich lassen, und das kann ich und will ich nicht. Schreibe an Christian und ich bin für drei Monate geborgen, habe Atelier zum Arbeiten, Kredit; Zeit gewonnen, ist viel gewonnen; bis dahin macht sich entweder was hier oder zu Hause.

Dein Anselm.

Paris, ohne Datum.

Den Brief mit ... Frank*) habe ich erhalten, habe einige kleine Posten damit gedeckt, ein wenig Modell gehalten und mich dabei doch so unglücklich gefühlt, da ich sehe, daß Du Opfer bringst für mich, und ich doch nicht in der Weise arbeiten kann, wie es ein Kunstwerk erfordert. Ich habe, da Aretin zu schwierig ist, eine Art Sommernachtstraum komponiert; das Bild steht auf meiner Mauer, die Leinwand daneben, aber ich kann es unter meinen Verhältnissen noch nicht wagen, anzufangen. — Dein letzter Brief klingt so wehmütig, daß ich Dich ganz aufrichtig fragen muß, wünschest Du sehr, daß ich zurückkomme? Ist es Dir wirklich am Herzen gelegen, dann lasse ich ja gerne alles im Stich, weil mich der Gedanke an Deine Einsamkeit drückt. Zudem ist es mir zu hart, von Moleschotts Geld annehmen zu sollen, die es ja selbst so nötig haben, gib mir doch darüber umgehend Aufschluß. Soll ich nach Karlsruhe und mich dem Regenten durch Bayer vorstellen lassen? Aber auch dazu gehören Kleider und Geld.

Sprich Dich darüber offen aus, mache mit mir, was Du für gut hältst. Ich darf Dir offen sagen, daß ich jetzt oft nächtelang in Tränen gebadet auf meinem Kissen liege und mich frage: „Kind, was ist das Beste, was sollst du tun, was ist recht oder unrecht?" Ich leide ganz namenlos dabei, bald steht mein Bild so lebhaft und schön vor meinen Augen, daß ich meine, es ist besser, alles ins Spiel zu setzen, um ein Kunstwerk zu machen; dann frage ich mich wieder, bist du all der Opfer wert, und kann das etwas Gesundes werden, was mit soviel Leiden und Angst unternommen wird? Ich kann Dir, liebe Mutter, das alles offen sagen, da Du ja die einzige bist, die mit trägt und leidet und mich lieb hat. Ich habe trotz meiner Seelenleiden Kraft genug, entweder das eine oder das andere durchzuführen.

*) Die Zahl ist unleserlich.

Schreibe mir doch so bald wie möglich, wie sich das mit Moleschott verhält, das drückt mich mehr als meine ganze Situation. Ist es freiwilliges Anbieten oder Bestellung? Trotz alledem wird mich mein guter Engel mit meinem Bilde nicht sitzen lassen; ich habe noch hinreichend Kraft in mir, trotz Hunger und Elend etwas Gutes zu leisten. Schreibe mir bald einen lieben Brief, der mir Ruhe, die ich so nötig habe, ins Gemüt gibt; denke, daß ich viel verschuldet und verdient habe, daß ich aber auch hart dafür büße und leide. Meine Sehnsucht geht jetzt, auf einige Tage aufs Land in die Natur, was ich tue, sowie ich kann, und dann hole ich mir ein frisches Herz und einen klaren Blick, was ich zu tun habe. Ich danke auch innigst für das, was Du mir schicktest, wenn Du, liebe Mutter, nur keinen Mangel leidest, Du bist viel zu gut mit mir. Daß unser Kätzchen gestorben ist, hat mich recht wehmütig gemacht, ich mag nicht sagen, was ich mir dabei gewünscht habe.

Paris, 4. April 1854.

Ich komme erst heute vom Lande und finde Deinen Brief. Was ist da zu machen, ich komme nach Hause, und zwar, wenn nicht noch ein besserer Brief von Dir kommt, was nicht wahrscheinlich, reise ich Samstag. Was ich gearbeitet habe? Porträts zu fünf Frank gemalt, und mein ganzes Bild untermalt. In sechs bis acht Wochen angestrengter Arbeit wäre es vollendet. Doch das ist nun vorbei. Wie es mich schmerzt, daß ich mit allem scheitere, weißt Du besser als ich. Der Brief soll Dir keinen Kummer mehr machen, ich bin entschlossen, das Bild wird abgenommen und beiseite geschafft. Es wurden mir hier auch mit Porträts Bestellungen versprochen; es ist nicht meine Schuld, daß ich in die Länge hingehalten werde. Ich werde in Karlsruhe Bayer und Karl sprechen, was zu machen ist. Noch eines: ich werde mit wenig Gepäck kommen, denn ich muß leider heimlich hier fort

und alles im Stich lassen. An Moleschott schreibe ich heute noch, sein Brief ist sehr lieb, er sagt, es wären Beiträge einiger Kunstfreunde. Dein Zustand und mein armes Bild jammert mich, aber ich sehe die Notwendigkeit ein und füge mich. Mit Willich stehe ich sehr gut, aber er kennt meine Lage, und ich werde ihn nicht auffordern, das geht nicht, er ist jung und braucht sein Geld selbst. Grete hat mir geschrieben, ich danke ihr, aber ich bin ja nicht so schlimm, daß ich nicht alles aufgäbe, wenn Du nur ein Wort sagst. Du bist leidend und vielleicht recht krank, schon deswegen muß ich kommen, Gott, ist es nicht verzeihlich, daß ich mich an alles anklammerte, um hier noch malen zu können? Aber ich will und muß Geld machen, und wenn's mir noch so sauer wird.

Liebe Mutter, nimm meinen Brief und mich bald freundlich auf! Es ist mir noch selbst so unerwartet und neu, daß ich komme, daß ich weiter nichts sagen kann als: Es wird wohl alles so gut sein. Vielleicht daß ich bald von meiner Schuld abtragen und mit eigenen Mitteln und ruhigerem Gemüte ein Bild malen kann. Ich hatte noch Zeit, Dir zu schreiben, da ich noch gut vier bis fünf Tage brauche, um wenigstens die besten meiner Sachen zu retten. Ich komme zwar mit schwerem Herzen und leichtem Gepäck, aber der Gedanke: „Es muß sein" — hebt mich über vieles weg.

Karlsruhe.

Nachdem sich Feuerbach kurze Zeit in Heidelberg bei der Mutter aufgehalten hatte, siedelte er nach Karlsruhe über.

Wir können dieses Kapitel nicht besser einleiten als durch die lebendige Schilderung, die Adolf Hausrath in seinen „Erinnerungen an Gelehrte und Künstler der badi-

schen Heimat" (Leipzig 1902) von den damaligen Zuständen in Karlsruhe gibt. Hausrath berichtet:

„Von Überfüllung und Wohnungsnot war zu Anfang der fünfziger Jahre nicht die Rede. Die meisten Häuser waren damals noch zweistöckig. Im Erdgeschosse wohnten die Subalternbeamten, oben die Regierungs- und Ministerialräte, im Seitenbau nach dem Hofe die Hauseigentümer. Für junge Genies, die aparte Wege gehen wollten, wie Scheffel und Feuerbach, kann es nicht gerade als ein Glück bezeichnet werden, daß so viele Pensionäre und Beamtenwitwen auch von außen nach der Residenz zogen. Das ist überall eine müßige und krittelnde Gesellschaft, die jedem gefährlich wird, der vom gewohnten Pfade der Beamtentugend abweicht. Da obendrein ziemlich jedermann aufs Sparen angewiesen war, so waren die Lebensinteressen notwendig trivialer Art, und es ergab sich ein fast in jeder Beziehung enges und kleinliches Wesen.

Mit dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Herrn hatten aber allerlei Neuerungen einen Einbruch gemacht in diese kleinbürgerliche Beamtenwelt. Das Theater wurde durch Eduard Devrient zu einer Bühne großen Stils; das Polytechnikum nahm durch die glänzende Wirksamkeit von Ferdinand Redtenbacher einen mächtigen Aufschwung; die neugegründete Kunstschule gewann in Wilhelm Schirmer und dann in dem Galeriedirektor Lessing Landschafter und Historienmaler ersten Ranges. Die echten alten Karlsruher waren mit diesen Dingen einverstanden, soweit dieselben Geld einbrachten; aber mit dem innersten Wesen derselben standen sie in Opposition. Die Gründung eines Polytechnikums hatte die Bureaukratie überhaupt widerraten, da eine dritte Hochschule nur ein weiteres revolutionäres Element sein würde. Von der Kunstschule erwarteten die Eltern nur Verleitung ihrer Söhne zu einer brotlosen Laufbahn, und mit dem klassischen Repertoire Devrients hat sich der echte Karlsruher eigentlich niemals ausgesöhnt. ‚Man hat Jammer und Elend genug zu

Hause,' pflegten sie zu sagen; ‚dafür ist das Theater da, daß es einen zerstreue.' Das war die Stadt, in der 1854 Scheffel und Feuerbach Freundschaft schlossen: Scheffel, der Sohn eines ansässigen Baurats und früheren Majors, wie er sich lieber nennen ließ: Feuerbach, der Sohn eines Freiburger Universitätsprofessors; Scheffel schon achtundzwanzig, der andere fünfundzwanzig Jahre alt; beide vom Elternhause her für die Kunst begeistert.

Der, welcher zuerst die mißbilligende Aufmerksamkeit jener bereits erwähnten kritisch gestimmten Kreise auf sich zog, war der junge Maler Feuerbach, insofern er mit einem feuerrot ausgeschlagenen Mantel von Paris nach Karlsruhe gekommen war, den er malerisch über die Schulter geworfen trug. Seit den vielbesprochenen spanischen Radmänteln der drei Söhne des aus Dresden ‚zugezogenen' Theaterdirektors, hatte die ehrbare Residenz ein so aufregendes Kleidungsstück nicht gesehen. Der Träger war in einer Woche jedem Karlsruher unter dem Namen ‚Fra Diavolo' bekannt, und Meister Anselm hat wohl in seinem Leben nie geahnt, wieviel ihn sein aus Paris mitgebrachter Mantel gekostet hat. Die Modelle für seine Bilder suchte er auf dem Wochenmarkte zu werben, als ob die Staffeln der Karlsruher Stadtkirche die spanische Treppe unter Trinita in monte wären, was neue Entrüstung hervorrief. Als sein erstes Bild ausgestellt wurde, waren weitaus die meisten Beschauer gekommen, um zu sehen, was der Träger eines solchen Mantels malen könne, und das Wohlwollen, mit dem dasselbe beurteilt wurde, läßt sich denken. Dazu kam Fra Diavolo auch sofort mit der hohen Polizei in Konflikt und mußte eine seiner ersten Nächte in dem nicht einmal malerisch erfreulichen Rathausturme verbringen. Es war, wenn ich nicht irre, eine Nachwirkung der überstandenen Revolutionszeit, daß damals auch der harmloseste Wanderer, der nach der Polizeistunde auf der Straße sich blicken ließ, von den Posten mit ‚wer da?' angerufen ward. So geschah es auch Feuer-

bach, der mit zwei im juristischen Examen befindlichen Freunden durch die nächtlichen Straßen strich. Statt des üblichen ‚gut Freund' gab einer der angeheiterten Examinanden dem Posten zwei andere Worte zurück, die in keinem Komplimentierbuche stehen, aber aufs kürzeste besagten, die Schildwache solle lieber schweigen. Obwohl jene nicht gerade attische Redewendung ein Lieblingsausdruck der Karlsruher Jugend war, nahm der Soldat dieselbe übel und brachte das ganze Kleeblatt auf die Wache. Für die Examinanden war das ein unangenehmer Zwischenfall, und da Anselm ritterlich genug war, den Missetäter nicht zu verraten, büßte er eine Tat, die er gar nicht begangen, mit zwölf Stunden Dunkelarrest. Die beiden Freunde fielen nachher doch im Examen durch, und Anselm hatte von seiner Großmut nur den Gewinn, daß er die Wirkung seines roten Mantels in den Gemütern der Karlsruher aufs erfolgreichste unterstützte. — So hatte Feuerbach sich möglichst unvorteilhaft in der achtbaren Residenz eingeführt."

Trotzdem schien sich die Sache ganz gut anzulassen. Zwar hatte er zunächst kein eigenes Atelier, sondern malte bei einem österreichischen Künstler, aber schon nach sechs Wochen erlebte er die große Freude, daß der Prinzregent sein Gemälde „Blumenmädchen" ankaufte. Zugleich bekam er von dem Hofkonditor Fellmeth den Auftrag, in dessen Gartenhause ein Wandbild zu malen. So richtete er sich denn in einem Gartensaale, der dem Bahnhof gegenüber lag, ein geräumiges Atelier ein und malte munter darauflos. Die Briefe an die Mutter aber enthalten Klagen, nichts als Klagen. Der Künstler muß also doch wohl persönliche Erfahrungen gemacht haben, die ihn niederdrückten. Mitte Mai 1854 schreibt er an die Mutter: „Länger als drei Wochen kann und darf ich nicht mehr hier bleiben, sonst bin ich physisch und moralisch tot. Sollte ich Dir all das wiedererzählen, was mir passiert, so müßte ich mich übergeben ... Ich gehe sogar lebhaft

mit dem Gedanken um, die Malerei aufzugeben und irgendwo ein praktischer Mensch zu werden; denn mit der Kunst soll selbst der Talentvollste nie Scherz treiben." Das sind natürlich nur Stimmungen, aber bittere Erfahrungen müssen ihnen zugrunde liegen. Man erinnere sich übrigens, daß der junge Gottfried Keller ähnliche Anwandlungen hatte.

Mit Schirmer, der bald nach Feuerbach in Karlsruhe eingetroffen war, stand sich der junge Künstler sehr gut. Anfang Oktober war sein neues Werk, „Der Tod des Pietro Aretino", bereits soweit vorgeschritten, daß er es Schirmer zeigen konnte. „Am Aretino", schreibt er an die Mutter, „habe ich mit der größten Anstrengung und Erfolg gearbeitet, und ich kann jetzt sagen, mit der Hand auf dem Herzen, daß dieses Bild mir meinen Namen feststellen wird. Schirmer tadelte nichts; es ist so ernst, und alle, die es sahen, sind mehr oder minder ergriffen."

Pekuniär geht's dem Künstler aber herzlich schlecht. Er muß im ungeheizten Atelier arbeiten, weil er kein Geld hat, Holz zu kaufen. Am 10. November aber kann er berichten: „Geheimsekretär Kreidel war dreimal bei mir; ich habe acht Bilder ins Schloß zu malen, lauter Kindergruppen, wo ich all mein Talent entfalten kann ... Also für den Winter sind wir geborgen; denn das ist eine Affäre von 880 Gulden." Inzwischen war der „Aretino" fertig geworden, und Feuerbach gab sich der Hoffnung hin, der Prinzregent werde ihn für die Galerie ankaufen. Der alte Freund Schirmer stellte auch den Antrag, aber die Kommission sprach sich gegen den Ankauf des Werkes aus. A. von Oechelhäuser gibt in seiner wertvollen Untersuchung „Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren" (Leipzig 1905), der wir viele Aufschlüsse über die Karlsruher Zeit verdanken, den Bericht der Intendanz der Großherzoglichen Hofdomäne an den Regenten wieder. Es heißt darin: Der Preis von 2000 Gulden erscheine sehr hoch. „Da außerdem mehrere namhafte Kunstkenner zum Teil

mit scharfem Tadel sowohl über den Gegenstand als die Malerei des Bildes sich ausgesprochen haben, der jedoch in mancher Beziehung gewiß zu weit geht, indem das Gemälde auf der andern Seite wieder große Vorzüge besitzt, so wollen wir nicht gerade einen Antrag auf Ankauf stellen, in Erwartung, daß das Bild vielleicht später um einen niedern Preis, oder ein anderes, der großherzoglichen Galerie mehr zusagendes Gemälde von diesem Meister wird akquiriert werden können." Der Kommission, die das Meisterwerk des jungen Künstlers so niedrig einschätzte, gehörten außer Schirmer lauter beamtete Kunstgrößen an, nämlich Galeriedirektor Frommel, Baudirektor Hübsch, Münzrat Kachel und Prof. Koopmann vom Polytechnikum. Daß dieser Beschluß nicht bloß von der Dummheit diktiert war, muß selbst der vermittelnde Oechelhäuser zugeben; er schreibt: „Immerhin erscheint wahrscheinlich, daß auch persönliches Übelwollen und kleinlicher Künstlerneid, denen Schirmers allzu wenig kampfbereite Natur machtlos gegenüberstand, dabei im Spiele gewesen sind."

Der allzeit fleißige Feuerbach hatte inzwischen ein zweites Bild vollendet: „Die Versuchung des heiligen Antonius". Hausrath, der es gesehen hat, schildert es folgendermaßen: „Es war eine hohe Tafel im Format von Tizians Petrus Martyr oder der Madonna von Pesaro, eher noch schmäler. In einer wilden Waldschlucht kniet in ekstatischer Verzückung ein abgehärmter Mönch, von einer derben Frauengestalt sich abwendend, die ihm näherkommt und ihn anzureden scheint und deren Bild sich verführerisch von einem trübroten Abendhimmel abhebt." „Die Verehrer des jungen Meisters," fährt er fort, „verteidigten das Bild nur zaghaft. Ich erinnere mich noch lebhaft der Streitigkeiten vor demselben. Es hatte auch Freunde; aber die schnöden Bemerkungen behaupteten das Feld. In der Tat wirkte das Bild in seinem furchtbaren Realismus auf den ersten Blick abstoßend. Aber sobald man sich in dasselbe ver-

senkt hatte, gewann die leidenschaftliche Gestalt des unglücklichen Mönches ein tragisches Interesse, und das Ganze war von ergreifender dramatischer Wirkung. Es war eine katholische Vision, betrachtet mit protestantischen Augen, und doch war etwas von der großartigen Auffassung und wilden Leidenschaftlichkeit des spanischen Ribera in dem Bilde. Jedenfalls war es eines der merkwürdigsten, die ich je gesehen."

„Die Versuchung des Antonius" sollte nach Paris gesandt werden. Aber die Aufnahme-Jury lehnte die Zulassung ab. In der Urschrift seiner Lebenserinnerungen sagt Feuerbach darüber: „Um die kleinliche Borniertheit der Karlsruher Anschauungen darzutun, erwähne ich, daß Aretino und Versuchung für die Pariser Ausstellung bestimmt waren. Nachdem der mit den Anmeldungen betraute Ministerialrat Diez mich unfreundlich empfangen, wurde letzteres Bild des halbnackten Weibes wegen keuschheitlich einfach zurückgewiesen." An seine Mutter schrieb der Künstler über diese neue Demütigung: „Ich möchte mich darüber wegsetzen mit aller Kraft, aber das nagt an mir, ich kann nichts essen, alles quillt mir im Munde, das war der letzte Stoß. — Habe ich verdient, daß ich verdammt bin, unter diesen Schandgesellen hier leben zu müssen. Ich habe hier nur hinunterzuwürgen, und die ewige Pein und Not geht mir an die Gesundheit." Dieses eine Erlebnis wäre hinreichend, den scheinbar allzu harten Satz zu rechtfertigen, den man in der Urschrift der Lebenserinnerungen liest: „Ich glaube, daß wenn man über meinem Grabe von Karlsruhe sprechen sollte, ich mich unfehlbar darin umdrehen werde." In Wut und Verzweiflung hat er dann sein Werk vernichtet. Aber — und das ist sehr bezeichnend für Feuerbach — schon nach wenigen Tagen findet er sich wieder. Wir denken an die Worte des Großvaters, des Kriminalisten Feuerbach: „Ich will kämpfen, ich will siegen, | Meinen Nacken beug' ich nicht!" Am 2. März 1855 schreibt er an die Mutter:

„Schone Dich sehr, es wird besser gehen, als wir glauben, das ist meine Überzeugung." Er arbeitete an einer Grablegung und an einer neuen Versuchung des Antonius. Mit Schirmer, dem er wegen der Ablehnung der Bilder gegrollt hatte, versöhnte er sich wieder, und unterm 18. März 1855 richtete er durch den Geheimsekretär Kreidel an den Regenten das Gesuch, ihm einen Auftrag zu erteilen; „sei es eine Kopie nach einem alten Meister oder ein eigen komponiertes Bild im Geiste der Venezianer an Ort und Stelle zu malen." Schirmer erstattete ein für Feuerbach günstiges Gutachten, und der Künstler, der bereits 26 Jahre alt war und soeben erst mit dem „Tode des Aretino" ein Meisterwerk geliefert hatte, erhielt ein Reisestipendium von 1000 Gulden. Davon gingen 100 Gulden für die Reise ab; die übrigen 900 Gulden sollten durch das Bankhaus Gebr. Schielin in Venedig in Monatsraten von 88 Gulden zur Auszahlung gelangen. Man sieht, es sind keine überwältigenden Summen, die man damals für einen aufstrebenden Künstler übrig hatte, aber ein armer Teufel wie Feuerbach mußte froh sein, wenn ihm überhaupt die Möglichkeit gegeben wurde, nach Italien zu kommen. Nach drei Monaten sollte der Künstler eine Probe seines Fleißes einsenden. Das war die Bedingung.

Aus Briefen Feuerbachs.

Karlsruhe, Mitte Mai 1854.

Länger als drei Wochen kann und darf ich nicht mehr hierbleiben, sonst bin ich physisch und moralisch tot. Sollte ich Dir all das wiedererzählen, was mir passiert, so müßte ich mich übergeben. Ich habe meine Schuldigkeit getan und in der kurzen Zeit drei Bilder und ein ganzes Gartenhaus gemalt, auf welches ich glaubte ähnliche Bestellungen zu bekommen, was auch wäre, wenn der Fürst von Fürstenberg hierher käme. Jetzt male ich noch ein Mädchen in

Studienkopf (Nanna).

1861. (Kunsthalle, Karlsruhe.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Blumen als letzte Gastrolle. Der Regent hat durch Zufall meine zwei früheren Köpfe und neuerdings mein Bild gesehen, er hat gesagt, ich wäre eben ein Genie usw. Mir bleibt nichts übrig, als mein jetziges nochmals mit Hintansetzung alles dessen, was sein könnte, so gewissenhaft zu malen, wie mein „Schlafendes Kind", dann dasselbe nicht auszustellen, sondern direkt zum Regenten, wo er auch sei, zu bringen, ehe ihm die andern Giftkröten den Geschmack verderben. Mit dem jetzigen ist es fertig, ich aber nehme Gott zum Zeugen, daß ich getan habe, was ich nur konnte; es ist weich, fein und lieblich und wird, je länger man es sieht, desto angenehmer, aber niemand gibt sich ja die Mühe. In drei Wochen habe ich dann vier Bilder, mit denen ich in der Welt mein Glück versuchen will. Ich bin und bleibe aber ein Lump, ich mag arbeiten oder nichts tun. Und was bringt mich so herunter? Daß ich bei meinen Sachen studiere und mich nicht begnüge, etwas hinzumachen, was ja so leicht ist. Eben geht der Vergolder fort, ich muß Rahmen haben, damit ich die beiden Mädchen zusammen in Baden ausstellen kann, der liebe Gott wird den Mann bezahlen, ich kann jetzt nichts machen. Habe nur Mut, ich bin angeekelt und mißtrauisch geworden, aber ich lasse nicht los, und daß ich hier ausharre, muß Dir ja ein Beweis meines Ernstes sein ... Das Gartenhaus auszumalen, war meine glücklichste Zeit, und das sieht man auch. Ich hatte gute Tage, zu trinken, zu rauchen, dabei sonniges Grün, was braucht der Mensch mehr! Ich habe eine Laube in der Laube gemalt, und durch die Rosen und Früchte springt eine leichte Tänzerin hervor. Ich möchte fort, weit fort, und ich gehe auch noch dahin, wo mich kein Mensch kennt, denn ich traue niemand mehr. Ich gehe sogar lebhaft mit dem Gedanken um, die Malerei aufzugeben und irgendwo ein praktischer Mensch zu werden, denn mit der Kunst soll selbst der Talentvollste nie Scherz treiben. Es klingt anekdotenhaft, daß mein Wie-

ner, durch meine Bilder angeregt, anfing, bei seinen Porträten studieren zu wollen, und siehe da, seine Köpfe werden von Tag zu Tag besser, aber die Leute wollten die Bilder abkratzen, zurückschicken usw., bis er genötigt war, zu seinen Puppen zurückzukehren. Das sind Wahrheiten, an denen läßt sich kein Jota ändern. Der echte Künstler muß arm bleiben, bis er nach großen Mühen sich Namen erworben hat, dann kann er malen wie er will. Hier errege ich Ärgernis, weil ich mir einen Namen erzwungen habe, darum bellen und geifern sie nun.

Ohne meinen Wiener, in dessen kleinem Stübchen ich wenigstens malen kann, wäre ich zu gar nichts gekommen. Und wie muß ich mich da beschränken; meine Sehnsucht nach einem Atelier ist grenzenlos.

Karlsruhe, 18. Mai 1854.

Hier habe ich so einen indirekten Ruf, und da immer wieder neue Sachen kommen, so merken sie, daß es mir Ernst ist, und am Ende müssen sie mir eingestehen, daß die anderen eben nicht malen können ... Der Regent ist entzückt von Saals Zinnobersonnenuntergang, da wird für mein Schlafendes Kind wenig Hoffnung sein, indes, ich arbeite, und das ist genug. Sonst ist mir alles gleichgültig; geht es hier nicht, dann geht es wo anders.

Meine Bilder sind zum Langeansehen und Ein-bißchenstudieren, aber dann machen sie auch einen bleibenden Eindruck, die anderen knallen, aber werden zum Ekel, je länger man sie ansieht.

Karlsruhe, 9. Oktober 1854.

Mit Schirmer, der jetzt noch zu beschäftigt ist, stehe ich auf dem besten Fuße von allen. Frommel und er sahen den Aretin, Schirmer beschämte Frommel in Gegenwart meines Bildes, er behandelte mich als Meister und bot mir ein Professorstelle an, sowie die Akademie in Ordnung ist. Das ist jetzt definitiv, daß mich der Prinz

reisen läßt, und es hängt nur von mir ab, wann er den Aretin sieht. Schirmer tut alles, um mich hier zu halten, doch begreift er, daß ich mich erholen muß, und ist mit einer viermonatlichen Reise zufrieden. Am Aretin habe ich mit der größten Anstrengung und Erfolg gearbeitet, und ich kann jetzt sagen mit der Hand auf dem Herzen, daß dieses Bild mir meinen Namen feststellen wird. Schirmer tadelte nichts; es ist so ernst, und alle, die es sehen, sind mehr oder minder ergriffen ... Lamentieren kannst Du mir nicht mehr vorwerfen, denn Du hast keine Ahnung, was dazu gehört, ein solches Bild zu malen, und dabei sich mit Vergoldern, Schustern usw. herumzuschlagen, denen man noch etwas schuldet. Doch ich harre aus, mein Bild ist meine süße Hoffnung, meine Freude und meine Genugtuung.

Karlsruhe, 3. November 1854.

Aretin ist fertig. Frommel ist nebst allen entzückt davon. Schreibe, wann Du kommst, ich sehne mich, mich mit Dir zu besprechen ... Ich bin sehr herunter. Danke für das Geld, ich hatte bis vor fünf Tagen im Kalten gearbeitet aus Mangel an Holz, doch jetzt ist die Krisis da. Über mein Bild nichts, es wird sprechen. Ich habe die feste innige Überzeugung, daß ich belohnt werde. Schreibe bald, ich freue mich recht, Dich zu sehen, vor Mittwoch aber komme nicht.

Karlsruhe, 10. November 1854.

Geh. Sekretär [Kreidel] war dreimal bei mir; ich habe acht Bilder ins Schloß zu malen, lauter Kindergruppen, wo ich all mein Talent entfalten kann. Es soll rasch erledigt werden, da der Regent hinein will. Und ich habe mir vorgenommen, ihn zu überraschen durch das Unmögliche, daß er die Bilder vorfindet, wenn er einzieht. Sie kommen hoch in die Wand. Da man hier an so lange Zeit gewohnt ist, wird ihn das sehr frap-

pieren. Zugleich kommt der Aretin. Also für den Winter sind wir geborgen, denn das ist eine Affäre von achthundertachtzig Gulden. Da die Kinder lebensgroß sind, bin ich nicht unbescheiden, wenn ich fürs Stück zehn Louis fordere.

Ich fühle mich so so, hätte gern Ruhe gehabt, allein, was ist da zu machen!

Gefallen die Sachen, dann steht mir nächsten Sommer vielleicht die Mainau offen, die hergerichtet wird. Dort ist auch das Blumenmädchen, heute sah ich auch meinen Faun im Schloß, sehr naiv und nett.

Du kannst also jetzt etwas faulenzen und ruhig schlafen. Ich werde aufgesucht und geschätzt genug und verdiene Geld. Dein Anselm.

Dann ist noch die Zigeunerin und der Aretin da.

Ich habe noch Kraft genug, da mir die Sachen Spaß machen, und wie kommt mir hier meine mühsam errungene Praxis zustatten!

Karlsruhe, 28. Dezember 1854.

Dieser Tage kommt die Kommission zusammen, ich habe sehr große Hoffnung. Prinz Karl war mit dem Regenten da und sagte: „Das Bild müssen wir haben." Markgraf Wilhelm war eine Stunde davor und sagte, er wolle mit dem Regenten sprechen. Er war entzückt davon, ich weiß es positiv; also ist gewiß etwas im Werk; das wäre allerdings sehr lieb und gut. Das Bild hat durchgeschlagen, also noch ein wenig Geduld, die Verzögerung im Schloß ärgert mich so genug.

Karlsruhe, 1. Februar 1855.

Ich bin jetzt sehr herabgestimmt, mein Bild ist fertig und gewiß feiner als der Aretino, allein es macht mir keine Freude mehr. Sekretär Kreidel ist krank und hat Karl [Roux] sehr unhöflichen Bescheid gegeben, als er ihn ersuchte, sein letztes Bild beim Regenten ausstellen

zu dürfen. Allein das soll mich nicht abhalten, ihn zu bitten, daß er den Regenten aufmerksam macht auf mein letztes Machwerk. Der Regent ist eben ein Kind in Kunstsachen. Betteln kann ich nicht. Beim Hofmaler Dietz, der die große Bestellung hat, geben sie sich alle Mühe, ihn zu halten; er ist aber dennoch fort und hat ein Porträt hier ausgestellt zurückgelassen, so miserabel, daß er noch einmal nach Düsseldorf in die Malklasse gehört; da heißt es denn Schonung, er ist Familienvater. Mich werden sie ruhig gehen lassen, das ist so in der Welt, bis ich mir nach langem Kampfe im Auslande eine dürftige Existenz sichere. Ich habe die Augen offen gehabt und habe wenigstens diese Kretins besiegt; jetzt aber wird meine Sehnsucht riesengroß nach ernstem Studium, an einem Ort, wo die Luft geheiligt ist. In vierzehn Tagen packe ich in der Stille, und obgleich mir Heidelberg nichts bietet, so will ich mich doch da vergraben und harren auf bessere Zeiten ... Da male ich denn kleine Geschichten, es ist doch besser als nichts, denn hier gehe ich zugrunde. Mein letztes Bild hat mich zu stark angepackt, und die innere Freudigkeit ist fort, nicht, daß ich nicht arbeiten wollte, im Gegenteil, der Drang ist größer als je, nur nicht mehr auf diese Weise. Meine Posten, die noch stehen, kann ich nicht bezahlen, bis auf bessere Zeiten, und so muß ich ganz in der Stille fort.

Karlsruhe, 15. Februar 1855.

Ich war bei Kreidel, er war artig, hat aber, nachdem er das Bild gesehen, sich geäußert: er würde mir persönlich, wenn ich wiederkäme, den Marsch machen, wie ich die Unverschämtheit haben könne, zu einem solchen Bilde Seine Königliche Hoheit einzuladen. Das ist faktisch! Was soll ich denn zu einer solchen erbärmlichen Borniertheit sagen? Mir wurde von allen gescheiten Leuten, Professoren usw. gesagt, wie schön, naiv und nobel ich meinen Gegenstand aufgefaßt habe, und nun dieses Geschwätz!

Du siehst nun, was für mich hier blüht. Schirmer, der alte Wetterhahn, war entzückt zur Abwechslung über mein Bild. — Liebe Mutter, ich habe es herzlich satt. Mehrere Skizzen sind fertig, aber ich kann und kann sie nicht mehr hier vollenden. — Ich will noch Samstag zum Regenten gehen, mich verabschieden, Rau übernimmt mein Atelier, allein ich tue diese Schritte so ungern, weil ich ja doch nicht verstanden werde. — Der junge Klose ist hier, geht aber bald nach Paris. Wie glücklich ist so ein Mensch, er geht wohin er will. Ich habe nichts als Schuldenmachen. Ich möchte wieder studieren, aber wie? wo?

Mache mir keine Vorwürfe über meine Unentschlossenheit, als Künstler bin ich entschlossen und fest, aber meine Verhältnisse wachsen mir über den Kopf, und ich weiß im Moment nicht, wo hinaus.

Karl malt mit Ruhe ohne Natur, ich kann ohne zu studieren nicht leben, ich möchte ein großer Künstler werden, einen Platz in der so überfüllten Kunstgeschichte einnehmen, das kostet einen harten Kampf. — Ich verzapple mich förmlich in Bildern, die ich nicht malen kann, und die noch alle gemalt werden müssen.

Karlsruhe, 28. Februar 1855.

Seit heute steht mein Bild wieder auf dem Atelier. Ich erhielt vom Ministerium den ganz kurzen Bescheid, daß man Anstand genommen habe, es nach Paris zu schicken. Wenn ich Dir beschreiben soll, wie sehr ich seit zwei Tagen im Gemüt leide, würden Worte nicht hinreichen. Ich möchte mich darüber wegsetzen mit aller Kraft, aber das nagt an mir, ich kann nichts essen, alles quillt mir im Munde, das war der letzte Stoß. Habe ich verdient, daß ich verdammt bin, unter diesen Schandgesellen hier leben zu müssen! Ich habe hier nur herunterzuwürgen, und die ewige Pein und Not geht mir an die Gesundheit. Wie soll ich denn in solchem Zustande arbeiten? Ich kann nicht. Das Bild soll in Frank-

furt mit dem Aretin ausgestellt werden. — Noch ein solches halbes Jahr, und dann haben sie mich dahin gebracht, wo ich eigentlich am liebsten wäre. Wenn noch irgend etwas in der Welt wie Vergeltung existiert, so werden mir ja bald die Mittel werden, in freiere Luft zu kommen, denn hier werde ich gemütskrank, das fühle ich.

Ich habe heute lange vor dem Bilde in Wehmut gesessen; es war, als spräche es mit tausend Zungen in seiner Einfachheit. Das ist gewiß, wenn ich diese Kämpfe, die noch lange dauern mögen, überstehe, dann werde ich gerächt für eine solche schimpfliche Behandlung. Ich gehe jetzt ernstlich mit mir zu Rat, was ich beginnen soll; es wird der Entschluß bald da sein, jetzt bin ich zu gereizt und schwach dazu.

Schreibe mir bald ein paar tröstende Zeilen, es tut mir not, daß ich wieder zu irgend etwas Vertrauen fasse. Ich war so froh und heiter in Heidelberg, und hier zertreten sie mir meinen armen Kopf. — Was hilft ein Besuch beim Regenten, ehe ich fest entschlossen bin zu gehen; das Beste, was ich ihm zu sagen hätte, versteht er ja nicht.

Nimm mir diesen Brief nicht übel; es tut mir wohl, wenn ich mich in der ersten Bedrängnis an jemand wenden kann, von dem ich weiß, daß er teilnimmt.

Dein Anselm.

Sollte man den Aretin von Hannover aus nach Paris gehen lassen? Doch das ist unzweckmäßig. Ich denke, die beiden Bilder gehen nach Frankfurt, das eine mit dem Zettel „Refusé par la Commission etc.“, und so soll es denn herumreisen. Alteriere Dich nicht darüber, wir werden auch über diese Geschichte hinauskommen. So hilft man einem jungen strebsamen Künstler zur Unsterblichkeit!

Karlsruhe, 2. März 1855.

Zuerst sei vollkommen ruhig wegen des Geldes, ich habe soviel wie Du und werde diese Woche noch einige Scheine Euch schicken. Fellmeth hat mich aus des Juden Klauen erlöst, darüber beruhige Dich vollkommen. Warum mir schreiben, ich räsonniere im Wirtshaus? Das mag Roux tun, ich bin gewohnt, meinen Ärger in mich hineinzufressen, bin verschlossen und still, und nun soll ich — nach Schirmer — im Wirtshaus schwatzen? Doch genug davon. Will der Regent mich nach Italien schicken, dann wird er es tun, ohne daß ich darum bettle, das wird sich zeigen. Ich habe an meiner letzten Geschichte genug. Ich denke bald zur Arbeit zu kommen, und wenn Du willst, gehe ich zum Regenten und sage ihm, daß meine Geduld jetzt zu Ende ist. Schone Dich sehr, es wird besser gehen, als wir glauben, das ist meine Überzeugung, nur bitte ich zu bedenken, daß so, wie ich gearbeitet habe, das Schwatzen von selbst wegfällt. Man riet mir, es mir nicht gefallen zu lassen mit Paris, ich aber mag und kann mich in nichts mischen, ich bin herzlich müde. — Ich male noch ein kleines Bild und bitte Dich, Dich nicht ohne Not zu alterieren.

Karlsruhe, ohne Datum.

Wie danke ich Dir für das Versprechen, es gibt mir Ruhe zur Arbeit, und wenn ich auch jetzt noch so arm bin, daß ich Dir nichts schicken kann, so ist desto größerer Segen in meiner Arbeit. Die Grablegung ist in der Anlage die beste meiner bisherigen Arbeiten, ich arbeite daran mit Leidenschaft; die kleine Sängerin ist beinahe fertig für die Leute, und das Beste, die Versuchung, ist der Vollendung nahe und ein Bild, was nun allgemein gefallen wird. Ich habe es mit Todesverachtung ganz umgeändert, und jetzt segne ich die Kommission, ich segne sie dafür. Ich taufe es zeitgemäß Tannhäuser, es macht

eine geisterhafte Wirkung, der Mönch ist in wilder Bewegung zurückgesunken, und sein Gesicht, bleich mit verwirrten Haaren, ist zwischen Traum und Wachen, das Weib, geisterhafter, mehr bekleidet, ganz von Waldesdunkel umhüllt, ruft ihn an, kurz, wenn Du es nur sehen könntest. — Doch nun zur Hauptsache, ich frage Dich um Rat und bin vollkommen meines Erfolges gewiß. Nämlich, da Schirmer gegenwärtig beim Regenten und überhaupt alles ist, und mein Italienerprojekt doch ihm allein zur Begutachtung vorgelegt wird, er aber mir wohlgesinnt ist, das heißt eine redliche Haut ist, dem ich nur religiöse Skrupel machte, so bin ich hin und habe mich vollkommen versöhnt mit ihm, was Dir lieb sein wird zu hören. Er riet mir, an den Regenten zu schreiben, kurz, aber deutlich; daß ich einen Auftrag wolle usw. Italien mit seiner ernsten Kunst würde mich vor Abwegen, wie meine letzte Richtung sei (das ist nun speziell Schirmerisch, das kann man ja weglassen), [bewahren]. — Schirmer sagt, ich solle noch ein wenig warten, den Regenten zugleich einladen, mein neu umgeschaffenes Bild und die anderen Sachen zu sehen ... Der Regent und Schirmer werden die letzten Skrupel fallen lassen, wenn er meinen Christus sieht, und wenn es verlangt wird, kann ich ja auch eine kleine Abbitte tun, wegen der Indezenz. Was liegt mir daran! Existenz geht vor allem, und was einmal gemalt ist, ist gemalt.

Karlsruhe, 18. März 1855.

Der Brief ist abgegangen, jetzt müssen wir eben erwarten. Schirmer ist, seit die religiösen Grillen überwunden, die Herzlichkeit selbst. Er sagte, er würde es dem Regenten als einziges Mittel, mich zu retten und in die Höhe zu bringen, vorstellen. Ich werde mich jetzt, da alle Mißhelligkeiten beseitigt sind, immer gut mit ihm halten ... Mein großes Bild nehme ich wahrscheinlich nach Italien mit, gerollt, da der gänzliche Mangel an

Modell mir die feinere Durchbildung beinahe unmöglich macht.

Die Grablegung ist übermalt, allein aus Geldmangel muß ich aussetzen, haben wir eben noch ein wenig Geduld.

Karlsruhe, 31. März 1855.

Heute in aller Frühe war Schirmer voll Freude bei mir, mir mitzuteilen, daß die Verhandlungen begonnen. Und zwar derart, daß ich vorderhand das Reisegeld erhalte und dann zunächst drei Monate in Venedig monatlich vom Bankier aus bezahlt werde. Und es wäre das als Pension betrachtet, die sich jahrelang hinausdehnen kann, wenn meine Leistungen derart sind, daß mir ein längerer Aufenthalt in Italien nötig ist. — Einesteils freut mich diese Einteilung, weil ich genötigt bin, abzureisen, andernteils bin ich noch ängstlich, wie ich hier fortkomme. Ich tue mein möglichstes; zwei kleine Bilder zum Verkaufe sind schon fertig, das dritte in Arbeit, so wird es mir gelingen, mich der notwendigsten Schulden zu entledigen.

Daß ich sparsam sein werde, fleißig, brauche ich nicht zu versichern, die Hälfte von allem sei Euer, ich möchte so gerne auf ein paar Tage kommen und die Sache mit Dir besprechen, aber ich bin noch unvermögend. Wäre das Glück vollständig, dann ginge die Zigeunerin in Hannover los, und mit welcher Ruhe könnte ich dann meiner Arbeit entgegengehen. So bin ich voll Sorgen, da für den Moment für Euch eine größere Summe nötig wäre. Doch einstweilen haben wir das eine, ich tue noch hier, was in meinen Kräften steht.

Im ganzen ist nun doch der grauenvolle Alp der Melancholie, der in den letzten Tagen mich ganz zu zerrütten drohte, gehoben, ich sehe es lichter werden. Dazu kommt noch Emiliens Brief, der mir anzeigt, daß Du, liebe Mutter, der Ruhe Dich widmen kannst, Du hast es so

nötig, und es muß alles aufgeboten werden, daß Dir die Ruhe, von der Dein und unser ganzes Wohlsein ja abhängt, erhalten werde.

Es wird die Nachricht einen freudigen Schimmer auf Euer Zimmerchen werfen, bald komme ich auf einen Tag, wenn es mir möglich ist, vor acht Tagen auf keinen Fall. Ich will meine Zeit noch recht benutzen, nach Ostern stelle ich vier Bilder aus.

Dein Anselm.

Karlsruhe, ohne Datum.

Soeben vom Geh. Sekretär; er war die Freundschaft selbst. Ich kann reisen, wann ich will. Also denke ich Mitte oder Ende Mai. Ich erhalte den Tag meiner Abreise hundert Gulden, in Venedig finde ich hundert, dann in sechs Wochen wieder soviel, bis auf vierhundert Gulden. Dann muß eine Kopie da sein, dann Verlängerung auf ein Jahr, also beiläufig tausend Gulden ... Jetzt heißt's überlegen! Hilf mir auch grübeln, wie zweihundert Gulden aufzutreiben, daß ich in vier Wochen gehen kann. Ich tue das Mögliche; vielleicht hilft die „Zigeunerin".

Venedig.

In der Urschrift seiner Lebenserinnerungen schreibt Feuerbach: „Die Reise nach Venedig machte ich zusammen mit Viktor Scheffel, der damals noch ein Dichter war.

Gegenwärtiges Buch soll keine Reisebeschreibung sein. Ich unterlasse deshalb, den ersten Eindruck Venedigs zu schildern. Die Szenerie ist derart, daß sie selbst einen Orang-Utan überraschen muß.

Wenn Venedig weniger abgemalt würde, wäre es noch viel schöner, und wenn die alten Venezianer Maler weniger bestohlen würden, könnte es auch nichts schaden. Die

Empfindung anderer mit seiner eigenen zu verwechseln, scheint einmal auf dieser Erde nicht außer Mode zu kommen.

Nächtliche Rundgänge auf S. Marco mit dem innern, stillen Bewußtsein zukünftiger Schaffensfreudigkeit erfüllten damals meine Seele mit einer Behaglichkeit, die ich später in jener Weise nie wieder empfunden habe, jener Behaglichkeit, wenn äußere Umgebung und Inneres im Einklang sind.

Wunderbar ist Venedig bei Sturm, wenn sich zahllose Möven hineingeflüchtet haben und draußen das Meer an den Murazzi sich donnerartig bricht.

Noch jetzt, wenn ich an Venedig denke, ist es mir, wie wenn ich eine gute Musik gehört oder ein gutes Buch gelesen habe."

Am 29. Mai 1855 fuhr Feuerbach in Begleitung Scheffels von Heidelberg ab. In München wurde er unpäßlich, wobei Scheffel sich als „der liebenswürdigste Krankenwärter" erwies, und am dritten Tage konnten die beiden Freunde die Weiterreise antreten. Am 6. Juni trafen sie in Venedig ein. Am 8. Juni schreibt der Künstler an die Mutter: „Ich hätte nie geglaubt, daß es einen solchen Abgrund von Gefühlen gibt, die ein Menschengemüt bestürmen können. Zuerst nachts beim Einfahren sprachloses Staunen, niederdrückende Melancholie, dann eine innere Freude, die die Brust zu zersprengen droht ... Ich will, abgeschlossen von der modernen Welt, in dieser Stadt der Toten Lebendiges schaffen ... Ich weiß, daß ich ohne Pariser Ausstellung imstande sein werde, mich emporzuschwingen mit Hilfe der großen Toten, die mir verwandter sind als die Lebendigen." In einer Nachschrift heißt es: „Ich muß immerwährend an den lieben Vater denken, und es ergreift mich dann namenlose Wehmut." Feuerbachs Vater war im September 1839 in Venedig gewesen, und auch auf ihn hatten die italienischen Meister einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

„Wahrhaft anbetungswürdig ist mir die Reinheit, Erhabenheit, Liebenswürdigkeit und Naivität des Genies in den älteren italienischen Meistern erschienen," hatte er an seine Gattin geschrieben. „Wie traurig dagegen unsere moderne Kunst, die, aus dem Paradiese vertrieben, im Schweiße ihres Angesichts sich abquält, durch eitle Frivolität oder kränkliche Asketik auch noch den letzten Rest der Heimat, ich meine die Sehnsucht danach, zu verlieren."

Schirmer hätte es am liebsten gesehen, wenn Feuerbach Tizians „Pietro Martire" in der Kirche S. Giovanni e Paolo kopiert hätte, der Künstler entschied sich aber für Tizians „Mariä Himmelfahrt" (Assunta). Er arbeitete im Juni und Juli an dem Bilde. Ende Juli mußte er, von der furchtbaren Hitze ganz ermattet, ausspannen. „Noch fuhren wir wie Gespenster über den funkelnden Gardasee, und dann kamen wir an unserem öden Gebirgssee an, im Kastell, was mitten im Wasser steht." Scheffel hat den Aufenthalt im Kastell Toblino ausführlich beschrieben in seinem prächtigen „Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Kastell Toblino im Tridentinischen". Dieses Gedenkbuch war für die Freunde im Heidelberger „Engeren" verfaßt; später hat es Scheffel für Creizenachs „Frankfurter Museum" umgearbeitet und den Titel „Aus den Tridentinischen Alpen" gewählt.

Anfang der letzten Augustwoche war Feuerbach wieder in Venedig; Scheffel hatte sich am Gardasee von ihm getrennt und war nach Meran aufgebrochen. Inzwischen fing man in Karlsruhe an, ungeduldig zu werden. Am 12. Oktober schrieb Kreidel an Schirmer, weshalb Feuerbach seiner Verpflichtung, nach drei bis vier Monaten Arbeiten einzusenden, nicht nachgekommen wäre. Schirmer, der rasch bei der Mutter des Künstlers Erkundigungen eingezogen hatte, riet zu einer ernsten Mahnung an den Stipendiaten, entschuldigte diesen aber auch zugleich mit der Größe der übernommenen Aufgabe.

Kreidel schrieb alsbald an den Künstler: „Noch immer

entbehren Seine Königliche Hoheit die Vorlage Ihrer gefertigten Arbeiten, während wir angewiesen sind, wie Ihnen bekannt ist, die Ratenzahlungen zu sistieren, wenn Sie nach Empfang der dritten bis vierten Rate keine Kunstarbeit (!) vorgelegt hätten." Schirmer hatte von sich aus einen Ermahnungsbrief beigelegt, der leider nicht mehr vorhanden ist. Wie sehr den Künstler diese Abkanzelungen gekränkt haben, geht aus dem Briefe vom 24. Oktober hervor. Darin heißt es: „Ich erhielt zwei abscheuliche Briefe von Kreidel und Schirmer, und sie haben sogar den Schreiber des Bankiers geschickt, zu sehen, ob ich auch gearbeitet, mir meinen so wohltätigen Landaufenthalt vorgeworfen, mir den einen Monat gestrichen und mir Geld zur Abreise angewiesen. Liebe Mutter, das war eine harte Demütigung, und ich weinte wie ein Kind und sah meine Handzeichnung daliegen, die ein recht liebes Bild werden sollte: die ‚Poesie' — das war hart. — Gott wird mein inniges Gebet erhört haben und mir künftig unverdiente Demütigungen im Fürstendienst ersparen; denn ich fühle die Kraft in mir, mich selbständig und frei zu machen. Muß ich denn immer nach Vollendung einer Arbeit, wo ich so sehr der Ruhe bedarf, Verdruß und Schmerz haben!"

Am 22. Dezember traf die „Assunta" endlich in Karlsruhe ein. Sie wurde in der Kunsthalle ausgestellt, und Schirmer erstattete ein Gutachten, in dem er die Kopie ein vortreffliches Kunstwerk nannte. Zugleich trat er dafür ein, daß Feuerbach eine fernere Unterstützung bewilligt würde, „und zwar derartig, daß Feuerbach dadurch veranlaßt würde, in Rom einiges zu arbeiten". Der Künstler erhält denn auch weitere 600 Gulden in Monatsraten von 100 Gulden.

Feuerbach arbeitete jetzt an einer „Poesie", die er dem Regenten zu dessen Hochzeit verehren wollte. Am 15. April 1856 ging das Werk nach Karlsruhe ab. Am 18. April schreibt Feuerbach an Kreidel: „Da ich mich sehr leidend

fühle, so ist meine Sehnsucht, Venedig zu verlassen, sehr groß, indes verharre ich hier, eine Allerhöchste Entscheidung mit Bescheidenheit erwartend." Unterm 29. April wird ihm der Rest des Stipendiums angewiesen, und Kreidel fügt der Anweisung hinzu: „Hiervon geben wir dem Herrn Maler Feuerbach in Venedig mit dem Anfügen Nachricht, daß es ganz in seinem Belieben steht, Venedig jeden Tag zu verlassen. Es ist uns überhaupt keine höchste Bestimmung bekannt, welche ihn nach Vollendung des Bildes ‚Himmelfahrt Mariä' an Venedig gefesselt hätte. — Das zweite Bild ‚Poesie' ist unversehrt eingetroffen. Seine Königl. Hoheit haben es Allerhöchster Anschauung gewürdigt und haben Höchstihre Befriedigung mit den Fortschritten des Herrn Feuerbach ausgesprochen, auch gerne gestattet, daß das Bild, nach seiner gegenwärtigen Ausstellung in der hiesigen Kunsthalle, nach Berlin, Wien und andern Orten wandere."

Feuerbach, der offenbar etwas ganz anderes erwartet hatte, schrieb daraufhin an die Mutter:

„Meine liebe Mutter!

Auf mein feines Schreiben an den Regenten, auf meine bescheidene Bitte an Kreidel, daß ich Sehnsucht habe, Venedig zu verlassen und einer höchsten Entscheidung in Demut es anheimstelle, als Dank für meine Poesie erhielt ich folgendes Schreiben von Kreidel . . .

Meine herzliebe Mutter, indem ich dies schreibe, habe ich meine Hand fest aufs Herz gedrückt, und ich wollte, ich wäre beim lieben Vater im Himmel.

. . . das war ein scharfes Schwert, was mich getroffen, aber die Wunde ist nicht tödlich, und ich werde mich rächen. Schreibe mir umgehend, damit diese qualvolle Zeit rasch ende und ich im Wiedersehen von Euch Ihr Lieben Italien vergessen lerne."

Oechelhäuser bemerkt zu diesem Ausbruch der Verzweiflung: „Man sollte hiernach allerdings kaum für möglich

halten, wie Form und Inhalt dieses rein sachlich gehaltenen Schriftstückes (gemeint ist das Schreiben Kreidels vom 29. April), in dem alle Wünsche des Künstlers gewährt erscheinen, vor allem auch die heißersehnte Abreise von Venedig völlig in des Künstlers Belieben gestellt wird, die Grundlage haben bilden können sowohl zu der wilden Verzweiflung des Künstlers wie zu den schweren Anklagen wegen bureaukratischer und verständnisloser Behandlung des Künstlers durch die maßgebenden Kreise in Karlsruhe."

Man sieht aus diesem Beispiel, wie wenig die rein aktenmäßige Darstellung imstande ist, einen Vorgang aufzuhellen, wenn man nicht die sogenannten Imponderabilien berücksichtigt. Scheffel spielt noch im Jahre 1881 in einem Briefe an Henriette Feuerbach auf Kreidels Worte an, „der es seinerseits ganz in Anselms Belieben stellte, Venedig jeden Tag zu verlassen", und die Mutter muß das Schreiben ebenfalls als demütigend und kränkend empfunden haben. Versetzen wir uns einmal in die Seele des Künstlers! Er hatte, als Gegenleistung für ein doch immerhin bescheidenes Stipendium, ein Kunstwerk von großen Maßen und dauerndem Werte geschaffen, keine Schülerarbeit, sondern ein Meisterstück. In seiner Begeisterung für die hohe Aufgabe war er mit wahrem Feuereifer tätig gewesen und hatte offenbar geglaubt, das Bild werde in Karlsruhe wie eine Bombe einschlagen. Nun hatte er ein zweites Werk, die „Poesie", diesmal eine Originalschöpfung, dem Regenten zum Geschenk gemacht. Sicherlich hatte er, wenn vielleicht auch nicht auf eine hohe Belohnung, so doch auf freudige Anerkennung gerechnet. Und da nehmen sich die dürren Zeilen Kreidels denn allerdings seltsam genug aus. Warum verließ doch der Dichter Firdusi (in Heines prächtiger Ballade) voller Unmut die Hauptstadt? Hatte ihm nicht der Schach Mahomet zweimalhunderttausend Tomans für sein großes Heldenlied auszahlen lassen? Der Poet, verrät uns Heine,

Studie zur Iphigenie.

1862.

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

hatte goldne Tomans erwartet, und der Schach hatte Silbertomans geschickt.

Der Poet riß auf die Säcke
Hastig, um am langentbehrten
Goldesanblick sich zu laben —
Da gewahrt' er mit Bestürzung,

Daß der Inhalt dieser Säcke
Bleiches Silber, Silbertomans,
Zweimalhunderttausend etwa —
Und der Dichter lachte bitter.

Bitter lachend, hat er jene
Summe abgeteilt in drei
Gleiche Teile, und jedwedem
Von den beiden schwarzen Boten

Schenkte er als Botenlohn
Solch ein Drittel, und das dritte
Gab er einem Badeknechte,
Der sein Bad besorgt, als Trinkgeld.

Seinen Wanderstab ergriff er
Jetzo und verließ die Hauptstadt;
Vor dem Tor hat er den Staub
Abgefegt von seinen Schuhen.

Anselm Feuerbach hatte Goldtomans erwartet, und Kreidels Briefe enthielten nicht einmal Silber, sondern Blei, nüchternes, prosaisches Blei.

Aus Briefen Feuerbachs.

Venedig, Anfang Juni 1855.

Gestern erhielt ich Deinen lieben Brief; was soll ich Dir jetzt antworten, wo ich ja keine Worte habe, mich auszudrücken. Ich bin zwei Tage in Venedig und habe vergeblich nach Ruhe gerungen, an Euch, die Ihr mir nie aus den Gedanken gekommen seid, ein paar Zeilen

zu richten. Ich hätte nie geglaubt, daß es einen solchen Abgrund von Gefühlen gibt, die ein Menschengemüt bestürmen können. Zuerst nachts beim Einfahren sprachloses Staunen, niederdrückende Melancholie, dann eine innere Freude, die die Brust zu zersprengen droht. Die Nacht betraten wir S. Marco, ein Feenmärchen; denkt Euch einen Traum, in dem sich die rastlose Phantasie Paläste, Feentempel baut, die sich alle hell und in Gold strahlend gegen einen mit Sternen besäten Nachthimmel absetzen, wunderbar phantastisch, toll und doch einheitlich, alle Baustile verachtend und doch alles in sich fassend. Dabei Meer, wohin man sieht, Musik und Blumen, zahllose Menschen, zahllose Lichter.

Des Tags ist Venedig, wie Boz sagt, eine schlummermüde Stadt, die sich schlafen gelegt hat in der heißen Mittagssonne. Ich habe noch wenige Bilder gesehen in der Kühle einiger Kirchen, aber genug, um jetzt zu wissen, worin meine Zukunft liegt. Alles, was ich so dunkel gefühlt, ist hier ans Licht gebracht. Die Venezianer in ihrer dunklen Glut haben eine Sprache, die verloren gegangen zu sein scheint. — Als gutes Vorzeichen gilt mir, daß das erste Bild, die erste Kirche diejenige war, wo Pietro Martire von Tizian ist. Ich war in der Mittagshitze herumgelaufen, trat ein und sah es. Noch war ich nicht in der Akademie, aber nimm die Versicherung, daß jetzt meine reichste Zeit beginnt. Ich will, abgeschlossen von der modernen Welt, in dieser Stadt der Toten Lebendiges schaffen.

Venedig, ohne Datum.

. . . Da liegt Venedig, langgestreckt mit zahllosen Lichtern, als wolle es in der Nachtkühle baden. Gondeln liegen da, wir steigen ein, und geräuschlos taucht Palast auf Palast auf, verschwindet, wir kommen in Seitenkanäle, eng, schwarz, die Gondoliere bücken sich unter dunklen Brücken, rufen sich zu. Endlich hält's; „buona

sera", ein Kellner mit Licht führt uns in ein hellerleuchtetes Haus, wir fragen nach S. Marco. „Sempre dritto," und da stehen wir denn nicht wie die Ochsen am Berg, sondern wie Aladin mit der Lampe aus Tausendundeiner Nacht. — Jenen Abend wurde wenig gesprochen, viel gedacht und sich schlafen gelegt mit dem Gefühle, wie es in Vaters Biographie heißt: „Er war verzaubert und wußte die Formel nicht, den Schlüssel." — Jetzt dieser Gedankenstrich bedeutet das Ringen, Suchen, Finden, kurz alles, was hinter mir ist, jetzt bin ich klar. Was soll ich von den Venezianern sagen, das ist eine Bruderschaft der echten Farbe, kurz, sie müssen so sein, wie sie sind. Alle unsere moderne Kunst macht mir keine Schmerzen mehr. Ich bin da, wo ich sein muß, und hätte ich zu ihrer Zeit gelebt, so würde sich vielleicht in mancher dunklen Kirche ein Bild finden, was sich still an die große Kette als bescheidener Ring anschließen dürfte.

Die Venezianer sind ernst in ihrer Heiterkeit und heiter im Ernst, sie brauchen nichts zu suchen, weil sie es schon haben. Wöchentlich zwei-, dreimal stürze ich mich ins Adriatische Meer und wasche alte Sünden ab, und von Tag zu Tag kommt mehr stille Heiterkeit, Ruhe und Klarheit über mich. — Doch jetzt zur Hauptsache: was ich arbeiten werde. Die ersten Tage war ich so unschlüssig natürlich. Pietro Martire hängt zu dunkel, wirkt durch die Größe, ist nicht auszuführen, da die oberen schönen Bäume ganz ins Dunkle schwinden. — Ich male Tizians Himmelfahrt. Meine Gründe dafür sind klar und logisch: Erstens, weil es das Schwerste ist; zweitens, weil ich weiß, für wen ich male. Der Ausdruck der Madonna ist so schön, daß er jedermann verständlich ist, dem deutschen Publikum. Die Glorie der Engel ist reizend, und bei alledem ist das Künstlerische doch überwiegend. Drittens, weil ich meine Verpflichtung großartig lösen will, und dies dann die erste und letzte

Kopie sein wird, und ich dann alles machen kann, was ich will. Viertens erwarten sie das nicht in Karlsruhe, und die Galerie kauft's. Ich werde später an Schirmer schreiben und mir unumschränkte Zeit ausbitten für mein großes Vorhaben.

... Die Kopierzeit ist täglich von acht bis ein Uhr, gerade genug; dann habe ich den Nachmittag für mich. August sind Ferien, also gehört der mir. Juli wird die Himmelfahrt soweit gebracht als möglich, September wird sie vollendet. Im August wird ein großes historisches Bild gemalt, ich habe einen reizenden Gegenstand: wie die goldenen Rosse des heiligen Markus mit Musik und Sang in Venedig einziehen. Das wird poetisch und heiter werden. Auf den Rossen sitzen schöne Knaben mit Kränzen, die die Banner Venedigs tragen, ringsherum ernste Männer, schöne Frauen, Musik, und starke, schöne Gondoliere, Kostüm, Architektur echt, alles echt. — Doch tritt das Bild jetzt vor der göttlichen Assunta in den Hintergrund, doch wird auch ihm seine Stunde schlagen. — Die Zeit, bis meine Leinwand fertig ist, wird trefflich benutzt, ich mache Handzeichnungen nach alten Bildern, dunkel, ernst; Scheffels eine Wand ist schon gefüllt und macht die Stube eigentümlich; er ist fleißig und arbeitet im Dogenpalast. Du siehst also, wie alles so schön und lieblich geht, meine Zeichnungen sind Studien, die mir Ruhe geben, mich mit Ideen erfüllen, und bleibende Erinnerungen, wenn wir auf dem Balkon sitzen. Meine Mappe wird Dir und der lieben Emilie ein dunkles Bild geben von der Pracht des alten Venedig, „ja wir gehen auf Marmor und wohnen in Palästen". Doch genug jetzt, ich lese Vasaris Michelangelo, der ist mir ein großer, breiter Hintergrund, den ich noch ergründen werde. Einstweilen wirft er bloß einen großen Schlagschatten in das heitere Tageslicht der Venezianer.

Kastell Toblino, 4. August 1855.

Dein Brief hat mich hier schon in der Gebirgseinsamkeit getroffen, und ich habe heute ziemlich viel nachzuholen und zu erzählen. — Seit zehn Tagen sind wir hier und bleiben bis Ende August. Ich habe in Venedig ausgehalten, bis ich so leidend und matt war, daß ich die Willenskraft verloren hatte, überhaupt noch fortzugehen, und das wäre mein Untergang geworden. Doch habe ich es noch durchgesetzt, daß die Assunta voll und kräftig, groß dasteht und die nächsten zwei Monate nun in einem freudigen Arbeiten bestehen. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, ich habe ein Stück hinter mich gearbeitet. Es ist eine große Aufgabe, aber wer löste sie nicht gern vor dem liebenswürdigsten aller Meister. Sie hat über dreißig nackte Engelchen. Die Madonna, die große Gruppe links, sämtliche Apostel stehen bereits da, und ich darf mir schmeicheln, daß sie sich in der Farbenglut neben dem Original halten. Also können wir ruhig schlafen. Ich hatte bloß einen Punkt zu überwinden, wie bei allen Sachen, die gut werden sollen, da waren schlimme Tage, wo ich vor Müdigkeit von der Staffelei herabpurzelte; dann wurde ich des Stoffes Meister, und jetzt ist die Arbeit so, daß sie mich interessiert und mir an meiner Schöpfung auch etwas gelegen ist. Es wird ein großes Galeriestück, und meine Absichten und Nebenabsichten dabei kennst Du ja. Ich glaube, daß mich der richtige Instinkt geleitet hat, es zu unternehmen und zu vollenden.

Aber welch guter Stern hat uns im richtigen Augenblick herausgeführt! Die Cholera war zwar vorbei, aber erst nachher erfuhren wir, wie um uns herum die Menschen weggestorben sind. Scheffel konnte gar nicht arbeiten und war zum Schatten geworden; ewige schlaflose Nächte usw. Ich hielt mich länger, trotzdem daß mein Körper von den Schnaken ganz blutig zerstochen war. Dann kamen auf einmal vierzehn volle schlaflose Nächte,

ein Herumwälzen, wie mir es noch in meinem ganzen Leben nicht passiert ist. So wurde ich täglich hohläugiger, unbehaglicher; zuletzt kam nach dem Essen Ekel, Übelsein, Schwindel. Ich mußte das Malen einstellen, und dann hieß es: fort. Noch fuhren wir wie Gespenster über den funkelnden Gardasee, und dann kamen wir an unserem öden Gebirgssee an, im Kastell, was mitten im Wasser steht. Herrliche Luft, freundliche Wirte, Schlaf köstlich, und, wie die Jugend ist, ich bin stark geworden in den zehn Tagen, sehe blühend aus und erkenne nur noch wie eine dunkle Ahnung, daß es diesmal wirklich ernst war.

Der erste Sonntagsmorgen hier steht ewig in meinem Gedächtnis. Wir wurden um sechs Uhr morgens, wie es hier Sitte ist, in die Kapelle zur Messe gerufen, dann stiegen wir herauf und setzten uns in den sonnigen Vorsaal. Rechts stand die große Tür offen, und wir sahen in den alten Burghof aus dem fünfzehnten Jahrhundert; auf einer Eisenstange unter den Bogen saß ein Schwälbchen, das sang mit ganzer Inbrunst. Vor uns ging der Kapuziner in brauner Gewandung langsam auf und ab und las im Brevier; durch die offenen Fenster blitzte der See im hellen Sonnenschein auf, und die Berge standen in zitterndem Dufte. — Wer da nicht gesund wird, der bleibt ein kranker Mann sein ganzes Leben. Unser Leben ist ganz Natur; frühmorgens fahre ich über den See und bin den ganzen Tag draußen und male nach der Natur; vier große Studien habe ich bereits vollendet, die werden mir herrliche Hintergründe werden für historische Bilder. So fahre ich nun fort und fühle mich mit wachsender Sicherheit im Landschaftern unbeschreiblich glücklich.

So vereint sich alles im Leben, Landschaft, alter Boden, Assunta, und wenn das nicht seine Früchte bringt, dann weiß ich es nicht. Eine Madonna für die Burgkapelle habe ich auch gemacht. Das Malen im Freien in der köstlichen Bergluft, Rudern, Baden im See hat mich so gesund und stark gemacht, daß ich nur auf die Gelegen-

heit warte, jemanden recht durchzuprügeln . . . Die Leute alle, Bauern usw. haben uns sehr gern. Ich plappere mit allen, und da ich immer sprechen muß, so geht es auch. Wenn ich weit draußen male, dann habe ich als Unterschlupf eine Osteria in dem phantastischsten Gebirgsdorf der Welt; dort ist ein kleines Stübchen, drüben die Trümmer des Schlosses Madruz, unten ein toller Mühlbach; dort komponiert sich's und sinnt sich's so schön, wenn man müde ist vom Arbeiten draußen in der hellen Sonne.

Die Natur ist wild, groß und streng wie historischer Boden, und mögen da manche künftige Bilder ruhen, die mir erst später in weiter Ferne aufgehen. Ich mache bloß Studien; zu einem größeren Werke reichen die Mittel nicht.

Kastell Toblino, 21. August 1855.

Da ich übermorgen abend wieder in Venedig bin, und zwar von jetzt an im Hause der Signora Fumagalli, Calle de Ridotto, so möchte ich noch diese ruhigen Augenblicke meines Landlebens benutzen, Dir zu schreiben. Wie beglückend und heilsam mir dieses stille, in sich gekehrte, von allem Kultur- und Stadtleben so ferne Treiben getan, fühle ich erst jetzt, wo es geschieden sein muß. Was überhaupt mir das Gehen erträglich macht, ist die Pflicht und die Hoffnung, vielleicht später einmal dahin zurückzukommen, überhaupt, daß ich jetzt das Tal kenne, wohin man sich, wenn es draußen zu toll wird, in Frieden, Arbeit und Natur bei guten, einfachen Leuten zurückziehen kann. Jetzt, wo ich mit der Natur beginne vertrauter zu werden, jetzt muß ich gehen, das ist eben so in der Welt. Scheffel nach Meran, ich nach Venedig; wo wir uns wieder treffen, das weiß der Himmel. Nicht erfreulich war ein sehr freundliches Schreiben Schirmers, worin er mich bat, noch eine geistreiche Skizze von Petrus Martire zu machen, als Vorbild für die Schule in bezug histo-

rischer Landschaft. Ich kann's ihm nicht abschlagen, und ich habe leider eine Arbeit mehr. Der Regent hat mir bewilligt, für die Assunta noch Geld aufzunehmen, aber, daß sich dann um die Summe mein Aufenthalt verkürze. Nun glaube ich zwar, daß etwas erfolgt, wenn das Bild zu Hause ankommt, denn die Leute scheinen von der Arbeit gar keine Idee zu haben ... Ich muß aber den Erfolg abwarten, da ich nichts mehr riskieren mag. Erfolgt nichts, dann gehe ich noch in das nahe Parma, um den Correggio zu studieren, dann nach Hause, bis ich später auf eigene Faust nach Rom kann. Ich habe auch genug gesehen, um lange davon zu zehren, und ich halte dafür, lieber nichts sehen als oberflächlich. Das Touristenleben ist mir verhaßt; das ist mir hier in der Natur recht klar geworden, wieviel einem entgeht, wenn man nicht in die Sache eindringt. Doch das wird sich zeigen, es hat auch vielleicht nur der Brief einen dunklen Schatten geworfen, es kam mir so vor, als würde man sagen in Karlsruhe: „Eine recht fleißige Arbeit, die Assunta, jetzt ist uns der junge Mann verpflichtet, er möge einstweilen die Korrektur in der Schule gratis übernehmen, später, wenn er sich bewährt, können wir ihm dann ein Gehalt von sechshundert Gulden auswerfen." Doch weg damit! Nur möchte ich nicht, wie alle Feuerbach, in kleinen, elenden Verhältnissen zugrunde gehen. Über die Sachen sprechen wir dann später ganz klar, einstweilen werde ich unverdrossen tun und mehr tun als ich schulde, auch bin ich jetzt noch ganz von Dankbarkeit und Hoffnung erfüllt, — einspannen aber lasse ich mich nicht, denn ich habe etwas in mir, was mir sagt, daß ich auf andere Weise durch mein Talent mich emporrichte. Ich kann Dir, liebe Mutter, solche Gedanken, die mich manchmal quälen, nicht verhehlen; sie können Dir keinen Kummer machen, da Du siehst, daß ich unverdrossen auch in Italien weiterschaffe und der Mensch tot ist, der die Hände in den Schoß legt und über sein Schicksal jammert. Aber ich bin

sehr ehrgeizig, ich kenne das Gift der kleinen Stecknadelstiche, ich will mir eine hohe Stellung verschaffen, auch äußerlich. Scheffel empfängt fast täglich ermunternde Schreiben von allen Seiten über sein Werk, für mich armen Teufel kommt nichts, was nur an die Existenz meines Bildes erinnert. Wie vielfach habe ich bereut, es auf solchen lumpigen Ausstellungen herumfahren zu lassen. Ich kann nicht sagen, was mir das wäre im Gemüt, wenn Euch das bißchen Geld dafür ganz wäre, als Zeichen meines Anfanges zum neuen Leben.

Venezia, 1. September 1855.

Ein echt venezianisches Gewitter, welches endlich die heiße Luft niedergekämpft hat, rumorte schon die ganze Nacht und donnert noch in den stillen Sonntagmorgen hinein. Ich erhalte Deinen lieben Brief, und da ich so ganz und gar allein bin, so ist Briefeschreiben an Euch meine liebste Erholung. Zuerst, so einsam ich mich fühle, so sei sie doch gepriesen, diese Einsamkeit. Ich habe ein reizend elegantes, kleines Stübchen; meine Aussicht ist über grüne Bäume das Meer, der Markusturm und ein pezzo Dogenpalast, und die Hauptsache: ich bin innerlich ruhig und zufrieden. Es war mit Scheffel eigen, wir sind und bleiben Freunde und haben gegeneinander eine gewisse Achtung und Haltung beobachtet, die unsere Freundschaft dauernd macht, und doch tut mir jetzt die Einsamkeit wohl; die Landluft hat mich so stark und fest gemacht. Die Cholera ist ja gänzlich aus in Venedig, also damit ist's nichts mehr. — Ich wage kein Urteil abzugeben über Scheffel; er kam mir innerlich, trotz der Frische, krank in etwas vor. Man sah ihm ordentlich den Kummer an, mit dem er sein Wirken und meines verglich. Ich warf mich hier gleich in Tätigkeit und Schaffen, stieg auf dem Land in Hemdärmeln mit der Palette herum; er wartete auf Stimmung in Deutschland und dachte, Venedig sei der Ort, in Venedig—Toblino, und von da trieb's ihn

nach Meran. Ich verstehe diese Art sehr gut, aber sie ist gegen meine Natur, und gesegnet sei die Malerei: da, wenn man keine Ideen im Augenblicke hat, malt man nach der Natur und hat etwas Gutes getan; hingegen die Leute, die immer etwas Geistreiches sagen müssen, liegen monatelang brach, und es ist eigentlich auch dann keine eigentliche Arbeit, da man heutzutage in der Literatur ja sagen kann, was man will. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausgedrückt habe. Ich bin eben bloß Maler und Künstler durch und durch, meine Unruhe wird immer geregelter, und jetzt erst kann ich sagen, ich könnte der Kunst zuliebe mein Leben opfern. Du glaubst nicht, weil ich in Worten nichts sagen kann, wie klar mir der Weg geworden, den ich bereits durchschritten, und wie bestimmt und fest gezeichnet und ernst der zukünftige ist. Das Rätsel mit den dreißig Schritten Distanz bei meinen Bildern wird bald gelöst sein. Doch ich muß mich kurz fassen, sonst wird der Brief wieder ellenlang. Die Assunta und gleichzeitig der Martire, klein, werden bis Anfang nächsten Monates fertig und gut. Mein Wille ist unbeugsam, und meine Hand hat das, was man Fertigkeit nennt; auch arbeite ich mit Lust. Dann möchte ich nach Parma auf einen Monat, um den ersten aller Maler, den Correggio, zu studieren. Habe ich diesen erfaßt, dann werden meine Bilder keine Veroneses sein, aber ich werde gesucht werden und viel Geld verdienen; denn der Correggio hat alles, was ein Menschenherz bezaubern kann: Schmelz, Anmut, glühende Farbe. Aus diesen drei Männern heraus entwickle ich dann meine eigene Anschauung; durch Naturmalen und richtiges Erfassen dessen, was in mir ist, soll meine jetzige Malerei Zeugnis geben. Gesegnet sei die Stunde, die mich Herr der Technik werden ließ, um jetzt dem Geiste unbeirrt nachgehen zu können. Das habe ich eigentlich schon vor zwei Jahren gesagt, und man hat es mißverstanden. Vielleicht bleibe ich den Winter hier und male ein paar reizende Bilder; denn siehst Du, dar-

auf gebe ich nichts, wenn die Maler sagen: „Zuerst vier Monate Venedig, da holen wir uns das Kolorit, dann wird uns Michelangelo mit Großartigkeit und Raffael mit Lieblichkeit und Schönheitssinn versorgen." Siehst Du, das will gar nichts sagen. Habe nur volles Vertrauen zu mir, ich werde wissen, wo meine Schätze zu heben sind; allzuviel ist oft vom Übel. Mein richtiger Instinkt wird mich leiten, ich möchte mir Rom noch aufsparen, denn ich bin keiner der großen modernen Herren, ich begnüge mich mit gesunder Kost und hasse das table d'hôte-Essen in den Tod. Wer Tizian, Raffael, Michelangelo so schnell verdauen kann, der hat, mit Respekt zu melden, einen Saumagen. Doch wird sich alles zeigen. Ein Hauptgrund ist der, noch hier ein paar liebliche Sachen zu malen, die mir die Mittel an die Hand geben, daß ich doch dann nicht wieder ohne einen Kreuzer zu Euch komme. Doch das zeigt sich alles nach meinem Seelenbedürfnis. Meine Gesundheit ist tadellos, Arbeit den Tag und abends ruhiges Nachdenken, was das Beste sei, mich emporzurichten.

Eins habe ich jetzt heraus, daß unsere moderne Kunst nichts ist als geschminkte Leichenpoesie. Und Gott gebe mir den Segen und die Kraft, mit Hilfe der Toten und dessen, was mir die Natur gegeben, noch einen Fußpfad, der zwischendurch auf den Olymp führt, zu finden. — Über meine Karlsruher Verhältnisse bin ich ganz beruhigt, aber wenn jetzt das Kopieren einmal ein Ende hat, dann will ich selber schaffen. Ja, laß uns alles anspannen, daß ich in die Höhe komme. Ich bin, um zum Zwecke zu kommen, heute bereit, noch ein solches Zwangsjahr in Karlsruhe zu beginnen, aber jetzt müssen Aufträge erwachsen, sonst ist es nichts. — Meine Seelenleiden und Kämpfe in Paris und zu Hause waren namenlos; jetzt ist's vorüber, und meiner Natur hat nichts geschadet.

Venedig, 26. September 1855.

Ich will und muß Venedig noch beschließen mit einigen Bildern, in denen ich als Meister der Ausführung dastehen will. Ich habe heute nichts essen können und fühle mich ganz sonderbar bewegt. Meine zukünftigen Bilder haben sich meines armen Kopfes bemächtigt, sie herrschen und wollen heraus. Nur weiß ich es äußerlich nicht zu machen, ich bin abends auf Ateliers gelaufen, alles ist zu teuer, und es hat mich beinahe krank gemacht das Verlangen, bald nach der Natur zu malen und nicht zu können. Es hat aber all dies noch drei Wochen Zeit, und ich werde sehr vernünftig alles überlegen. — Daß mir die Assunta Segen bringt, fühle ich jetzt auch. Wie heiß habe ich den Verkauf eines meiner Bilder erfleht, ich hätte ja nur hundert Gulden gebraucht und hätte mich damit einrichten können und dafür dann Bilder gemalt.

Der lieben Emilie meine herzlichsten Grüße. Sage ihr, ich spräche Italienisch wie ein Papagei, und ich bringe echte Gondolierslieder mit, die ich dann an stillen Balkon- und Mondabenden zum Klavier singen will, wenn mein altes, gutes Venedig in weite Ferne gerückt ist. So ist das Leben, ich werde ihm stets gedenken, daß es seine Schätze vor mir geöffnet und mich zu dem gemacht hat, wozu mich die Natur bestimmte.

Dein treuer Anselm.

Venezia, 1. Oktober 1855.

Scheffel schrieb mir, daß er nach Deutschland zurückkehre, und riet mir, dasselbe zu tun. Stutze nicht, liebe Mutter, sondern höre mich ruhig an! — Daß an Italien meine Seele hängt, versteht sich von selbst, auf der andern Seite liegt die Notwendigkeit, der ich mich auch fügen will wie ein Mann.

Noch vierzehn Tage widme ich der Assunta, damit sie rein dastehe über alle schmutzige Kritik, dann bleibt sie

weitere vierzehn Tage zum Trocknen stehen, dann, den vierten November, reise ich ab, und zwar zu Euch. Ich habe ein Atelier gefunden, und des Prinzen Geld reichte zwar bis Januar, aber was dann weiter? Ich würde in der Arbeit freilich alles vergessen, allein jetzt ist's noch Zeit zur Überlegung. Der Winter würde da sein, ehe ich mir's versehe, und ich würde warten, warten und wieder warten, bis die Herren in Karlsruhe fertig würden; neue Ausgaben wären unvermeidlich, und ich würde am Ende wieder fremde Hilfe ansprechen müssen, wovor mich der liebe Gott in Ewigkeit bewahre. Das ist so gewiß. Ich weiß auch, daß ich schöne Sachen leisten würde, doch muß das bekämpft werden auf bessere Zeiten. Ich mag mich nicht mehr in Gefahr und Risiko hineinbegeben. Du wirst so viel Vertrauen in Deinen Sohn haben, daß Du weißt, daß er, auch zurückgekehrt, seine Sehnsucht männlich niederkämpfen wird und nicht die Hände in den Schoß legen.

Und was ich jetzt sage, halte um Gottes willen von meiner Seite nicht für übertriebenen Edelmut oder unnötige Großmut, sondern für meine Pflicht. Als ich die Assunta begonnen, war der Erlös, wenn wirklich einer kommt, für Euch bestimmt, sonst hätte ich diese Arbeit nie unternommen, noch die Geduld gehabt, die ich entwickelte. Jetzt, wo sie vollendet dasteht, sei sie Euch gewidmet, da mir das Schicksal den Verkauf Aretins mißgönnte. Ihr habt so viel, so viel getan für mich, daß mein Gewissen, meine Pflicht und meine Liebe es so fordert.

Dein Anselm.

Venedig, 24. Oktober 1855.

Mein Bild ist schon auf der Reise, und ich habe an den Regenten einfach und lieb geschrieben, ebenso an Herrn Kreidel und Schirmer ... Die letzte Zeit war nicht ohne Prüfungen und Leiden, indem mir jetzt meine Kopie,

so fein und gut sie ist, keine Freude mehr bereiten kann. Ich erhielt zwei abscheuliche Briefe von Kreidel und Schirmer, und sie haben sogar den Schreiber des Bankiers geschickt, zu sehen, ob ich auch gearbeitet, mir meinen so wohltätigen Landaufenthalt vorgeworfen, mir den einen Monat gestrichen und mir Geld zur Abreise angewiesen. Liebe Mutter, das war eine harte Demütigung, und ich weinte wie ein Kind und sah meine Handzeichnung daliegen, die ein recht liebes Bild werden sollte: die „Poesia" — das war hart. — Eine Stunde darauf war ich imstande, meine Briefe zu schreiben, die einfach und bestimmt lauten. Gott wird mein inniges Gebet erhört haben und mir künftig unverdiente Demütigungen im Fürstendienst ersparen; denn ich fühle die Kraft in mir, mich selbständig und frei zu machen. Muß ich denn immer nach Vollendung einer Arbeit, wo ich so sehr der Ruhe bedarf, Verdruß und Schmerz haben!

Venedig, 2. November 1855.

Ehe die Assunta ausgestellt ist, kann ich kein Resultat erwarten; ich schreibe, damit Du nicht allenfalls an Schirmer schreibst; man hat mich zu bedientenmäßig behandelt, und wenn meine einfachen Briefe nichts helfen, dann hilft auch nichts anderes. Ich werde mich in dieser Zeit der spannenden Unruhe zu meinen Bildern flüchten. Sie werden mir noch ein paar hundert Gulden nicht auf die delikateste Weise zuwerfen, und ich werde künftighin nicht mehr nötig haben, Gnadenbrot zu essen, seien es Empfehlungen nach Paris oder Berlin, meine Bilder sollen mir einen ehrenvollen Weg bahnen. Im Anfang hat mich die Geschichte wirklich sehr angegriffen, jetzt finde ich es tragisch-lächerlich, einen herzujagen, um die Assunta zu kopieren, und ihn dann wieder zurückzuschicken.

Wegen meiner ist mir's ja nicht leid, daß ich fort soll, aber wegen meiner Bilder. Doch Mut und Hoffnung, siehe, liebe Mutter, ich bin innerlich so gequält, so un-

ruhig, ich verplaudere die Nächte mit meinem alten lieben Freund, dessen ruhige, liebe Worte mir ein wahrer Balsam sind. Wie kommt es, daß meine Bilder in wahrhaft majestätischer abweisender Ruhe dastehen, und der, der sie geschaffen, ist ein schwankendes Rohr! Mir ist mein Leben wie ein Traum manchmal; oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Galerien und sehe meine eigenen Werke in stillem Ernst an den Wänden hängen. Ich bin zu Großem berufen, das weiß ich jetzt, mein Leben wird erst zur Ruhe kommen, wenn ich tot bin, Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben.

... Eben kommt ein Brief von Rau: Der Regent habe sehr gelacht, als Kreidel ihm sagte, daß schon nächste Woche mein Bild käme, er soll ganz erfreut sein und habe mit Kreidel etwas beschlossen, was dieser Rau nicht mitteilte. Doch soll wenig Geld bei Hofe sein.

Halte zusammen, mein armer Kopf, und werde nicht verrückt, es geht ja noch alles gut. Mein Brief an den Regenten war auch wahrhaft schön und überzeugend, noch ist nichts entschieden, aber ich fange doch an, und reißt alles, dann brenne ich eben durch ... Sollte es Fügung des Himmels sein, daß Raus Brief kommt mit dem Maße zur Poesie? In einem Augenblicke, wo mir die Tränen in den Augen stehen vor innerer Qual und Seelenpein. Ich werde an dieses Venedig denken, wo sich ganz in der Stille ein Mensch umgewandelt hat in einen ernsten Künstler.

Denke Dir den Markusplatz öde, verlassen, nach Mitternacht, zerrissene Wolken am Himmel, und von ferne her das Brüllen des Adriatischen Meeres, da könntest du alle Abend ein wohlbekanntes, etwas bleiches Männchen sehen, im schwarzen Mäntelchen, was lebhafte Gesten macht und mit einem großen hagern, ernsten Menschen spricht. Das bin ich, unbedeutend, aber es vergeht keine Minute, wo mir meine Aufgabe nicht vor Augen steht, und das

Nachdenken über diesen oder jenen Teil der Kunst verläßt mich keinen Augenblick . . .

Das ist wieder ein meilenlanger Brief geworden, doch ist er gut gemeint; ich habe ein bißchen arg ausgestanden, jetzt bin ich beruhigter, und Gottes Segen wird mit uns sein. Wie oft bin ich stundenlang in meinem Zimmerchen herumgerannt, in Gedanken, was da noch werde mit meinen Bildern und mir, und wenn ich sagen sollte, ob ich zu Tode betrübt oder freudetrunken war, so weiß ich es nicht. Das ist, glaube ich, bei allen Künstlernaturen, und wie sehr weiß ich es zu schätzen, daß ich mich Dir gegenüber mit allen meinen Schwachheiten aussprechen darf, da Du weißt, was für ein erschrecklich guter, aber reizbarer Mensch ich bin.

Venedig, 14. November 1855.

Meine liebe Mutter!

Ich danke Dir vielmals für den lieben Brief und nehme den Inhalt ohne Beschämung von Dir als geliehen an, ich bitte Dich nur, es aufzuschreiben, ich werde es in Bälde Dir mit Dank zurückerstatten, es hilft mir sehr, da ich immer jetzt bares Geld in Händen haben muß, ich gehe vorsichtig damit um, und es ist die pure Notwendigkeit, da jetzt keine Stockung in meinen Studien sein darf. Und Geld in Händen zu haben macht mich ruhig und fördert die Arbeit.

Dein lieber Brief hat mir sehr wohlgetan, ich habe diese Klarheit und Auffassung Deines Pariser Aufenthalts erwartet, ich betrachte es für uns beide als ein großes Glück, Du hast mir mit wenigen Worten und mit großer Feinheit diejenigen Werke genannt, die auf Dich Eindruck machten, es bleibt mir gar nichts zu sagen übrig. Hätten alle Menschen Deinen Verstand und Geschmack, dann möchte es bald anders aussehen. Ich habe hier nicht ohne bittere Wehmut erfahren, daß Knaus die

Iphigenie.

Erste Darstellung. 1862. (Darmstadt.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

goldene, erste Medaille bekommen, ich habe so die Parallele gezogen zwischen ihm und mir. Mich lassen sie kopieren und halten mich wie einen Schüler, und ich habe so glühende Sehnsucht nach Unabhängigkeit und Freiheit! Ich bin mir ganz klar: was ein großer Übelstand in meinem Leben ist, das ist, daß es ein Zigeuner- und Nomadenleben ist. Siehst Du, jener ist und bleibt in Paris; umgeben von gleichstrebenden Künstlern, hat er das Heft in der Hand, das Beste zu machen; ich habe jetzt für einige Monate ein stilles Atelier zur Sammlung der Gedanken, ein mäßiges Gehalt, muß aber, statt ruhig weiterschaffen zu können, nach Ablauf einer bestimmten Zeit, nachdem mir mein Atelier durch meine Bilder lieb geworden, alles zusammenpacken, fort, fort und wohin? An einen Ort, wo es aller Selbstüberwindung, aller Resignation bedarf, um sich einzugewöhnen. Jetzt richte ich mir wieder dort ein Atelier ein, male ein, zwei Bilder, schließe mich ein, um den Alltagsgesichtern zu entgehen, und verzehre mich insgeheim vor glühender Sehnsucht, in künstlerische Luft zu kommen. — Du wirst nach einigem Nachdenken finden, daß darin eine bittere Wahrheit liegt und wie doppelt erschwert mir dadurch meine Ausbildung ist. — Gib mir doch einen guten Rat, ob ich die „Poesie" dem Regenten schenken soll oder nicht? Sollte ich nicht gut mit ihm stehen können, auch wenn ich das verwünschte Karlsruhe nie mehr betrete, außer um ihm eine Visite zu machen? Seit acht Tagen zeichne ich Studien, und erst übermorgen beginne ich zu malen. — Ich habe mir ein heiliges Gelübde abgelegt, ich will mich freimachen durch meine Werke, unabhängig, sonst bringen mich diese erbärmlichen Krämer- und Pietistenseelen mit Stecknadeln langsam um. Jetzt habe ich also noch ein paar Monate, das heißt, wenn die hohe Akademie ihrem Schüler noch ein paar hundert Gulden gnädigst zukommen läßt. Diese Zeit werde ich ernstlich benutzen.

Ich hätte noch soviel zu sagen, wie lieb mir Dein Brief ist, und daß meine Kunst und mein Talent nicht gesunken ist in Deinen Augen durch das Sehen so vieler Meisterwerke. Während meine früheren Bilder mehr Gedankenblitze waren, so ist jetzt ein ganz anderes Gefühl über mich gekommen, wie Glockengeläute nach Gewitter, die Grazie und die Schönheit ist mir aufgegangen, gegen diesen Wert gibt es keinen mehr. Etwas vom Geiste meines lieben verstorbenen Vaters, es kommt spät, aber jetzt mit vollem Bewußtsein. Mein Gemüt ist noch ganz unverdorben, gut und rein, und da so wüste Schicksale, Leidenschaften nicht imstande waren, mir diese Blume der Poesie zu rauben, so wird auch meine Stunde schlagen, wo ich Dir Ehre und Ruhm zu Füßen legen kann. Mein Geist ist rastlos tätig, und wenn ich die hinterste Wand wegschiebe, so funkelt etwas durch die Spalten wie viel Licht.

Venedig, 5. Dezember 1855.

... Hier noch kurz mein täglicher Lebenslauf. Morgens frühstücke ich auf dem Markusplatz, dann fahre ich bei Sturm und Unwetter, zur einen Seite das offene Meer, zur anderen Paläste, über den Canal grande. Dann gehe ich durch viele Gassen, an Kirchen und ewig grünen belorbeerten Gärten vorbei ins Atelier. Da stehen meine stillen dunklen Bilder. In der Dämmerung holt mich mein lieber Freund zum Essen. Dann abends in meinem Stübchen zeichne ich, oder ich denke an meine Bilder und verliere mich in Träumereien. Eine fremde Dame neben mir spielt Beethoven, Bach, so wohlbekannte Sachen, ich lausche dann und komponiere oder denke, ich wäre bei Dir, liebe Bloi, und wundere mich nur, daß Du heute nicht so spielst wie sonst, so schön. Halb neun abends bis elf oder zwölf Uhr nachts bespreche ich mich mit meinem Freunde im Café; da wird viel geplaudert, wie man wohl am besten diese oder jene Architektur konstruiere fürs Bild, und somit Gott befohlen.

Venezia, 20. Dezember 1855.

Meine liebe Mutter!

... Da ich mir heute vorgenommen habe, recht zu plaudern, so will ich Euch alles erzählen, wie es geht und steht, ein anderes Weihnachtsgeschenk als meinen guten treuen Willen und Sinn kann ich Euch nicht geben. Zuerst mein Unwohlsein. Ich machte, mich am Kopfe der Poesie vergessend, einen Meistertritt vom Gestell herab in die Luft und vulgo auch zum Boden. Dieser Tritt, zu dem sich Erkältung gesellte, machte mir eine Drüsenanschwellung, zudem kam die angesammelte Aufregung und Alteration der letzten Zeiten, ein hitziges Fieber. Ein alter Militär- und Regimentsarzt, den ich kenne und liebgewonnen, hat mir Ruhe, geistige und körperliche, verordnet, und mich so gut behandelt, daß ich jetzt so geistes- und körperfrisch bin wie nie zuvor ... In besagter Ruhezeit nun gingen meine Ideen über meine Lage, Leistungen, früheren schlimmen Leichtsinnstage, worin ich Dir, liebe Mutter, so Kummer machte, was mir auch stets, ohne daß ich es ausspreche, eine innere Wunde bleiben wird, die keine Zeit mehr heilen kann, — in der Zeit nun gingen diese Ideen fieberhaft bunt im Kopfe herum. Ich dachte an Dich, daß Du jetzt, während ich mich wärme, draußen in der Kälte herumläufst nach Stunden; und was hat dich soweit gebracht? Meine verfluchte Sucht, große, bedeutende Werke machen zu wollen, während wir versorgt wären, wenn ich mehr dem heutigen Geschmack huldigte usw. Was malst Du an Poesien, wer will denn deinen Dichtergarten und so weiter? Ich kam mir ordentlich verbrecherisch vor und meine Bilder alle fade und arrogant. Ich war entschlossen, sie aufzurollen, ein neuer Mensch zu werden, Geld zu machen, Geld und damit abzubüßen. — Siehe, wie gut solche Zeiten sind — heute trat ich als wieder stattlicher gesunder Mensch in mein verwaistes Atelier und, liebe Mutter, ich schlug mir an

die Stirne und sagte mit Hafis: „Das ist kein Wahn.“ Hinten stand die Poesie in Lebensgröße mit der Violine, und es stand ihr an der Stirne geschrieben: „Vollende mich, ich werde noch so dastehen, und wenn du selbst längst begraben bist.“ Sie hat recht, sie soll auch fertig werden, ich habe einen heiligen Eid geschworen.

Dann waren da die Musikanten im Walde, rechts stand auf weißem Papier fertig der Tempel zum Dichtergarten, links die lange Handzeichnung von mir, die Dichter selbst. Die Komposition ist ganz träumerisch ... Vor untergehender Sonne wandeln die alten Dichter Petrarca und Boccaccio in ihrem Garten umher, sie sind umgeben mit lauschenden, gehenden Frauen, der eine beendet eben mit lächelndem Gesicht ein Sonett, eine Erzählung oder Märchen, worin die Zuhörer versunken zu sein scheinen. Links, in dunklen Lorbeerbüschen, stimmen Musikanten ihre Geigen, hinten reiche Ebene mit blauen Bergen, schon dämmerig. Nun frage ich Dich, liebe Mutter, sind das Ideen, die man auf dem Strohsacke findet? Ich sagte: „Anselm, was wären deine Bilder, was wäre dein Leben, wenn dir das Schicksal immer förderlich wäre! Hätten deine Bilder die ruhende Leidenschaft, wenn du selbst so ruhig wärest, oder sind solche Dinge nicht wert, daß man ihretwegen vom Schicksal ein wenig gebeutelt sollte werden? Machst du deiner Mutter eine größere Freude, wenn du etwas Schlechteres machtest?“ Und am Ende mußte ich sagen, daß, weil ich es wirklich so sehr ernst meine, das Schicksal mir gewiß helfen wird, und sei es nicht meinetwegen, doch meiner Bilder wegen. Es handelt sich um wenige Monate, und dann stehen sie in der Welt, und der Segen kommt ...

Deine Schilderung des durchlebten Sommers hat mich wahrhaft gepeinigt, und ich muß Gott bitten, daß er mir freundlich leuchten möge, denn es ist finsterer als die Nacht, wenn man sich etwas vorzuwerfen hat. — Ich kann und kann noch nicht für Euch das sein, was ich

sein sollte, und ich denke immerwährend und bitte um Aufklärung, was soll ich armer Tropf tun, um es Euch gut und bequem zu machen?

Von der Assunta habe ich nichts gehört. Ist sie noch nicht da? Ist sie ruiniert? Hat man sie beiseite gestellt aus Malice? Ist sie nicht gut genug? Was ich nicht glaube, da sie drei hier haben kaufen wollen, wie sie neben dem Original stand, und ich mich wirklich so geplagt habe. Über Aretin hört man nichts in Frankfurt, natürlich! O Hafis und Aretin, ihr zwei verwaiste Kinder eines Himmel stürmen wollenden Talentes! Der Dichtergarten wird, gottlob, heiter und klein. Warum haben Tizian, Raffael, Veronese, Murillo, Michelangelo nur lebensgroß gemalt? Weil es ihr Beruf war. Wo ist der Haken? In der Zeit oder im Talent, daß große Bilder ein Vorwurf statt eine Einkunft für den Schöpfer sind?

Deine Stunden, Deine Gesundheit ängstigt mich und macht mich so trübe, ich glaube gar, ich habe Heimweh, aber nicht zu den Leuten dort, sondern nur zu Euch. Ich werde doch schöner zu Euch zurückkehren als damals, als ich als verlorener Sohn desperat in der Abenddämmerung zu Dir von Paris ins Zimmer trat. Du warst am Klavier, und die Tränen kamen Dir in die Augen, und in jener Stunde nahm ich mir vor, ein rechter, guter Mensch zu sein, und ich ging nach Karlsruhe zu büßen, bin belohnt worden, habe Dir Freude gemacht, warum sollte es denn jetzt nicht gehen, wo ich so innig das Wahre und Rechte will!

Ich kann echte italienische Lieder im richtigen Akkord singen, die mir ein Baß-Buffo für acht Zwanziger eingebrüllt hat. Eines hat er immer im Mondschein auf der Piazza gesungen, es fängt an „Sto mazzolin de fiori" und klingt träumerisch süß, wenn es besser gesungen wird, als ich es tue. Möge ein solcher mazzolin de fiori in meinem Dichtergarten wachsen für Euch! Das Bild ist bis jetzt maßlos schön, insofern das Maß noch nicht da

ist. — Ich glaube gar, ich möchte witzig werden, ‚Galgenhumor, Galgenhumor!‘ würde Falstaff sagen. Weihnachtsbäume, Tannen überhaupt, kommen hier nur in Töpfen vor, ich habe gestern einen als exotisches Gewächs stehen sehen, dagegen ist in meinem Kopfe ein Christbaum angezündet, viel hundert Lichter, und wenn ich mein Licht auslösche, so bekomme ich täuschend den Wachskerzengeruch. Die Nüsse am Baum sind außen golden, innen aber hohl, bei uns aber ist es umgekehrt.

Venedig, 13. Januar 1856.

Wo geht Aretino hin? Ich las eine sehr gute Kritik, er ist gut als Relief für künftige Sachen, man zankt sich, spricht darüber, und hintennach kommen dann ruhige, stille Bilder. Er hat seiner Zeit gemacht sein müssen. Jetzt würde ich nie mehr Ähnliches machen können. Was meine Gesundheit betrifft, so sei außer aller und jeder Sorge, ich gehe nicht zugrunde, bevor ich nicht etwas Gutes geleistet habe, ich hätte gar nichts davon erwähnt, wenn ich wüßte, daß es Dir nur eine trübe Minute machte.

Venedig, 20. Januar 1856.

Man schreibt mir immer (d. h. im Vertrauen), der Regent habe Großes mit mir vor. Weißt Du, was es ist, Professor der Malklasse? Unter dem [piet]istischen Schirmer und unter dem neuen Professor der Historienmalerei? Doch pst, still davon. Der Gedanke macht mich sehr unglücklich, da ich in Karlsruhe, wie der liebe Vater, zugrunde gehen muß, wenn ich nicht im Auslande leben kann. Dankbarkeit und eine sichere Stellung — wegen Euch, Ihr Lieben, wird es eben so kommen müssen. O Gott, warum kann mir denn nicht meine Kunst das geben, da ich mich bei einer solchen Abhängigkeit innerlich abzehre. — Sprich nicht darüber, es ist noch eine Weile hin, und der liebe Gott wird mich nicht in kleinen, elenden Verhältnissen unter Menschen, die mich nicht ver-

stehen, zugrunde gehen lassen wollen. Schweigen wir darüber, freue Dich, daß ich flügge und munter bin, und schreibe mir bald, ich bin so ängstlich wegen so mancher Dinge, Dich betreffend.

Einstweilen stehe ich wirklich in großer Gunst beim Regenten, und Offenheit, schöne Werke werden mich auch vielleicht drin erhalten, wenn ich mich nicht binden lasse.

Schreibe bald, wie es geht, ich bin innerlich soweit heiter, und wenn mir keine Professur drohte, wäre mein Glück vollkommen. Ich sollte draußen bleiben, nur da kann ich Großes leisten, zwei Monate in Karlsruhe, Aufträge, dann fort! O Gott, welcher Boden ist der italienische! Selbst Raffael wäre dort zugrunde gegangen. Die köstliche Ruhe vor Geschwätz, das stille Nachdenken an ernste Bilder, das ist das schönste und reinste Glück.

Venezia, 18. März 1856.

Mit diesem Briefe geht einer an Sekretär Kreidel ab, worin steht, daß die „Poesie" vollendet ist, in Kupfer gestochen wird, und worin noch um fünfzig Gulden gebettelt wird, da ich sie brauche und vierzehn Tage frühere Abreise auf meine Kunstbildung ja keinen Einfluß hat. Es ist, unter uns gesagt, weniger wegen des Bildes, als weil meinem Mäntelchen alle Haare ausgegangen sind, und eine neue schwarze Hose gefahrbringend auf meine Finanzen zu wirken begonnen; eine seidene, schwarze Binde mit Fransen, Hut ist so nötig, ich sehe recht schofel aus. Ja, liebe Bloi, la grande peinture, wie Couture sagte, macht, daß meine Kleider jetzt sans couture und knopflos sind, meine Malerei aber besser aussieht, als man einem so schäbigen Männlein zutrauen sollte. Entweder ich bin ein Esel, daß ich mich so nobel herausbeißen möchte mit meinem Bilde, oder ich habe recht. Doch trotz alledem leide ich im Gemüte, manchmal glaube ich, mein Bild wäre so nobel und schön, und dann wieder kränkelt Unzufriedenheit an mir. Es ist kein Bild nach der Mode,

es ist zu streng und schmucklos. Ich erwarte von dorther keine Bewunderung, kein Verständnis, aber der liebe Gott möge mir's verzeihen, ich kann nicht anders. Das Bild wird kalt lassen, man wird nicht begreifen, daß ich mit meinem Talente so etwas Langweiliges machen konnte. Versprich mir eins, liebe Mutter, gehe mit Emilie hin, wenn es im Golde dort steht, und dann schreibe mir. Ich hoffe, Du wirst es würdigen, und es wird Dich ergreifen, und es wird Dich etwas anwehen, als ob das Bild kein Kind unserer Zeit sei . . . Das Leben ist nur eine Weile, die Kunst ewig, und was ein Mensch einmal wahrhaft empfunden hat, an dem muß doch etwas sein. Und später, wenn der launenhafte, leicht erregbare, zaghafte Mensch nicht mehr ist, dann steht eben die Malerseele rein da in den Werken, und niemand wird fragen: Wie hat er gelebt und gerungen, sondern: Was hat er gemacht?

Venedig, 10. April 1856.

Ich habe Deinen letzten lieben Brief so lange herumgetragen, bis er ganz fadenscheinig geworden ist, und ich glaube wirklich, daß ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, ein solches inneres Verständnis ein Stück Glückseligkeit auf Erden ist, und wenn wir keine Kämpfe gehabt hätten, würde es auch nie so geworden sein, wie es nun ist. Ich war und bin ein launischer, weicher Knabe, aber ich habe instinktiv schon seit langer Zeit gewußt, wo ich hinaus will in meiner Kunst. — Die nächsten Tage sind mit Schreibereien besetzt, da die Poesie in fünf Tagen abgeht, also in etwa zehn Tagen in Karlsruhe sein wird. Es wird nicht an Forschungen und Eselsohren fehlen, aber ich sage Dir im Vertrauen, daß es in Feinheit und Schmelz der Ausführung weit über meiner Kopie steht. In Frankfurt wird sie das Hafisische Andenken verwischen, da sie die Verkünderin einer neuen Richtung ist, auch ist sie nicht Paolo noch Tizian, sondern schlecht-

weg ein Feuerbach. Da Herr Kreidel mir nicht einmal geantwortet hat, so soll sie ohne dies abgehen ... An Schirmer werde ich einen feinen, artigen Brief schreiben, worin ich sage, daß, wenn S. Hoheit noch etwas zu tun gewillt ist, möge man endlich soviel Vertrauen in mich setzen und mich über meine Zeit und Mittel frei verfügen lassen. Ich kann und muß das sagen, da nur ich jetzt beurteilen kann, was mir zuträglich ist. Ich habe mehr getan als jeder andere. Geschieht nichts, dann sind wir fertig, und es kommt mir nicht auf ein zweites Buß- und Schaffjahr an, wie ein solches zu Karlsruhe, aber dann gewiß nicht dort.

Venedig, 24. April 1856.

Dein Brief hat mich mit stillen Vorwürfen erfüllt: Ihr in Eurer kleinen sparsamen Häuslichkeit, ich im schönen Italien. Und dennoch, wenn es irgendeine Wahrheit gibt, so habe auch ich meine Leiden und Schmerzen, und statt des erträumten Lorbeerkranzes fühle ich's oft wie eine Dornenkrone auf dem Haupt. Dann lese ich oft im Buche meiner Handzeichnungen und finde da ausgesprochen und in Wirklichkeit, was mir Kopf, Sinn und Herz bewegt. Ich harre stündlich der Entscheidung, die ich Schirmer ans Herz gelegt habe; ich kann nicht arbeiten, weil ich zu unruhig bin und mich fortsehne, und Ruhe ist das, was den Künstler macht. Der Regent hat mir sechzig Gulden extra zum Geschenke gemacht und wird in meiner „Poesie" die Poesie nicht verkennen. Möge ich doch recht bald von dannen ziehen können — sei es nach Hause, sei es Florenz oder Rom; überall werde ich mit äußerster Anstrengung arbeiten, nur die hiesige Luft macht mich so reizbar. — Für Rom habe ich aus Dante ein Bild, inferno canto V, Emiliens Lieblingsstelle; auch wird es mir gelingen, alle Glut der Leidenschaft zu schildern. — Gottes Segen möge über meiner Poesie ruhen und mein zu ängstliches Gewissen beruhigen über die andern Bilder,

die noch nicht vollendet sind. Solange erstere noch nicht vollendet war, hatte ich Mut und Ausdauer, aber jetzt möchte ich diesem schönen Gefängnis entfliehen, früher wäre es nicht gut gewesen. Warum fühle ich mich nur immer so weich gestimmt! Ich weiß es nicht. Meine Ideen und meine Farben haben Kraft, und der Mensch ist wie ein Rohr. Wenn die Entscheidung da ist, über die wir keinen Zweifel hegen wollen, da ich mich ernstlich in der Gunst des Regenten glaube, dann schicke ich zur Reise nach Karlsruhe. Ich bin nicht ängstlich über mein Bild, aber ich fürchte stumpfe Augen und Herzen. Ich möchte rufen: „Ein Königreich für ein wenig Phlegma von meiner Seite.“ Es wird mir, wenn ich Venedig verlasse, doch stets eine stille Sehnsucht danach bleiben, denn es ist und bleibt ein Traum. Alles Leben hier ist innerlich, und es gehört ein kräftiges Gemüt dazu, bei all der vermoderten Pracht sein eigenes Lorbeerbäumchen großzuziehen.

Vaters Briefe aus Italien gehen mir so oft durch den Sinn. Wie verschieden mögen meine dagegen sein. — Er, wie der Vieldulder Odysseus am Abend seines Lebens, sieht zu spät, wie süß und schön eigentlich die Welt ist, und ich, jugendlich, voll Hoffnungen, Ehrgeiz, möchte mir ein Land erobern, in welchem ich regiere. — Morgen erwarte ich Nachrichten über die Poesie, nimm dies kleine Briefchen lieb auf, stelle Dir einen schönen Gedanken vor, auf das einfachste verwirklicht, so hast Du mein Bild.

Venedig, ohne Datum.

Meine liebe Mutter!

Auf mein feines Schreiben an den Regenten, auf meine bescheidene Bitte an Kreidel, daß ich Sehnsucht habe, Venedig zu verlassen und einer Höchsten Entscheidung in Demut es anheimstelle, als Dank für meine Poesie erhalte ich folgendes Schreiben von Kreidel.

I. Anweisung auf den Rest von zweihundert Gulden, die noch übrig.

II. Hiervon geben wir dem Herrn Maler Feuerbach in Venedig mit dem Anfügen Nachricht, daß es ganz in seinem Belieben steht, Venedig jeden Tag zu verlassen. Es ist uns überhaupt keine Höchste Bestimmung bekannt, welche ihn, nach Vollendung des Bildes „Himmelfahrt usw.", in Venedig gefesselt hätte. Das zweite Bild „Poesie" ist unversehrt eingetroffen, S. K. H. haben es Allerhöchster Anschauung gewürdigt und haben Höchstihre Befriedigung mit den Fortschritten des Herrn Feuerbach ausgesprochen, auch gerne gestattet, daß das Bild nach seiner gegenwärtigen Ausstellung in der h. Kunsthalle nach Berlin usw. wandere.

Mit aller Hochachtung usw.

Meine herzliebe Mutter, indem ich dies schreibe, habe ich meine Hand fest aufs Herz gedrückt, und ich wollte, ich wäre beim lieben Vater im Himmel.

Wenn Du mich lieb hast, so tue keine Schritte, ich will aus Rücksicht für Dich noch eine liebe Antwort von Dir erwarten, schreibe umgehend, dann komme ich nach Hause. Miete mir ein stilles Örtchen und sei mutig und stark, wie ich es sein werde; was ich verlor, mag der droben im Himmel wissen.

Das übrige mündlich, keine Aufregung, keine Schritte, nichts, ich bitte Dich! Das war ein scharfes Schwert, was mich getroffen, aber die Wunde ist nicht tödlich, und ich werde mich rächen. Schreibe mir umgehend, damit diese qualvolle Zeit rasch ende, und ich im Wiedersehen von Euch, Ihr Lieben, Italien vergessen lerne. Ich selbst bin viel zu stolz, um irgendeinen Schritt zu tun. Um alles in der Welt nimm dies mit Ruhe auf und denke, es ist noch nicht aller Tage Abend.

Dein treuer Anselm.

Hier Schirmers Brief.

Was ist da zu sagen? Ich bin so verwirrt, daß mein Denken aufhört.

Hätte ich nur so viel, daß ich in Florenz meinen Dichtergarten vollenden könnte! Auch das nicht. An den Regenten, der jetzt die Mittel nicht haben wird, wieder schreiben, betteln? Oh, ich will die Herren gewiß nie mehr belästigen.

Was bleibt übrig, packen und heimgehen, suche mir in Heidelberg ein stilles Örtchen, wo ich malen kann. Es tut mir so weh, Deinethalben, daß ich so mit zertrümmerten Hoffnungen, arm und schuldlos wiederkehren muß. — Sprich über gar nichts, sei ruhig und gefaßt, ich werde wie ein Mann handeln. Diese Scheinheiligkeit und das Herabdrücken meines Wertes tut sehr weh.

Ich packe jetzt und bitte Dich recht sehr, die Sache ruhig hinzunehmen, ich komme nächstes Jahr doch nach Rom. Eine Antwort will ich noch erwartn.

Dein treuer Anselm.

Es hilft jetzt gar nichts, hätte ich etwas, dann wüßte ich, was anfangen, so —

Dem Regenten mache ich meine Visite, dann gehe ich still hinweg, um den Ort nie mehr zu betreten.

Also auf baldiges Wiedersehn, ich freue mich, Dich, liebste Mutter, und die liebe Emilie zu sehen.

Venedig, 4. Mai 1856.

Meine liebste Mutter!

Nach einer abscheulichen Nacht, in der ich mir vergebens den Kopf zerbrach, was das alles eigentlich zu bedeuten hat, bin ich dazu gelangt: erstens bin ich verleumdet worden, und zweitens werden sie ein Bittgesuch nach Rom erwarten.

Dieser Brief aber ist so infam, daß ich nicht weiß, was darauf zu sagen ist.

Wende Dich nicht an Schirmer, an niemanden. Ich schreibe diesen Brief, um Dich zu beruhigen, denn ich schreibe umgehend an den Regenten.

Ich werde sagen, daß ich Venedig nicht verlasse, ehe ich den Grund meiner Ungnade erfahren; ich werde von Rom sprechen, von meinem Eifer usw. Verlasse Dich auf mich, ich nehme Kreidels Brief als Ausdruck des Unwillens des Regenten und bitte, mir zu sagen, was ich tun soll, ob ich nach Hause soll usw.

Sei Du ganz ruhig, liebste Mutter, Schirmer wird den Verräter gemacht haben, ich leide unverschuldet, und der Brief an den Regenten soll aus dem Herzen fließen.

Der Kupferstecher hat sein Gesuch auch eingereicht; könnte man so blind sein, die Schönheit meines Bildes zu verkennen?

Laß mich jetzt machen, ich muß Gewißheit haben und werde alles wie ein Mann ertragen.

Man verlangt Untertänigkeit, keine stolzen Leistungen, voilà tout.

Sollten alle Stricke reißen, dann will ich in Heidelberg mit der Wut der Begeisterung malen, mir Bahn brechen, Berlin, Merian und Paris usw. . .

Also Courage, wenn es keine Schlachten gäbe, gäbe es keine Helden. Dein treuer Anselm.

Überlasse alles mir und sei ganz ruhig, nach Rom komme ich doch noch.

Geschrieben Sonntags früh in der Hitze des Gefechtes.

Venedig, ohne Datum.

Liebste Mutter!

In aller Eile, ich warte noch, ich habe an Schirmer sehr lieb geschrieben, er wird alles tun für mich. Warten wir in Geduld und heiter, vielleicht blüht mir doch noch Florenz und Rom.

Scheffel sehr lieb geschrieben.

Jetzt habe ich alles getan, geht's nicht, dann komme ich auch heiter nach Hause. Dein treuer Anselm.

Ich habe doch noch große Hoffnung, auch werde ich riesig arbeiten.

Dies in höchster Eile Dir zum Trost.

Venedig, 9. Mai 1856.

Meine liebe Mutter!

Ich danke für Deinen letzten Brief, er ist mit Schmerzen erwartet worden, ich hatte Dir auch schon einen langen, lieben Brief aufgesetzt, worin ich alles aussprach, was ich Dir jetzt mündlich sagen will.

Wenn Du in mir einen desperaten Menschen erwartest, so irrst Du Dich. Du wirst Dich vollständig beruhigen, wenn Du siehst, daß ich gesonnen bin, mit äußerster Energie zu handeln. Ich kann nicht leugnen, daß der Schmerz wie ein Raubtier an mir hängt, aber ich werde es abschütteln. — Es ist mir wegen Dir, daß ich als Bettler heimkommen muß, wo ich mir des nobelsten Strebens bewußt war. Jetzt vorderhand hilft alles Reden nichts.

Daß es mit Karlsruhe aus ist, wird jeder Mensch, der noch einen Funken Ehre im Leibe hat, einsehen. — Was ist es am Ende? Daß mein Abschied ohne Eklat vor sich geht, ist natürlich, ich muß mir in Ruhe Geld machen, daß ich niemanden mehr brauche . . .

Sei mutig und freue Dich, mich wiederzusehen. Besser so zurückkommen, als — als Bedienter in Italien sein.

Bei meinem Talent sind es zwei bis drei schlimme Monate, und dann haben wir Geld.

Daß ich an Karlsruhe nicht mehr denken kann, ist natürlich, das andere mündlich. Ich müßte ja dort wieder ganz von vorn anfangen, und wofür?

Dieser Brief soll nichts als Dir ein Trost sein, indem Du die Versicherung hast, daß ich ehrenvoll gehandelt und jetzt nicht verzage, sondern mutig weiter handeln will.

Dein treuer Anselm.

Auf baldiges, nicht trauriges Wiedersehen.

Ich durchschaue jetzt alles ganz klar, wir haben eigentlich wahrlich soviel nicht verloren, besser jetzt als später. Es hat mich im Anfange ganz krank gemacht, jetzt bin ich bereits darüber hinaus, stark und vertrauend.

Laß Dich nicht betrüben, halten wir zusammen, vertraue auf meinen kindlichen Sinn und mein Talent.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß, wenn sich mir Aussichten bieten, zum Beispiel Merian und seine Frau zu malen, daß ich meinen höchsten Stolz überhaupt jetzt darein setze, so zu malen, daß mein Renommee und mein Name in den Ohren aller klingt. Rächen kann ich mich nur, wenn ich ungebeugt bin, laß uns das festhalten — durch meine Leistungen.

Dem Regenten mache ich später meine Aufwartung. Im übrigen laß uns schweigen, gegen niemand irgend etwas sagen.

Venedig, 10. Mai 1856.

Liebste Mutter!

Dies mein letzter Brief aus Venedig. Ich bin in großen Sorgen um Deine Gesundheit. Emiliens liebenswürdiger Brief hat Wirkung getan. Ich reise morgen nach Florenz. Also Briefe: „Firenze, ferma in posta". Gleich von Florenz schreibe ich.

Ich werde gleich die berühmte Venus von Tizian kopieren, und Gottes Segen wird mit mir sein. Möge Dich dieser letzte Brief in der Seele recht tief beruhigen.

Das Schicksal eines Menschen hängt oft an einem Haar, schon war ich im Bureau, um mein Billett für Mailand zu lösen, da hörte ich, daß alles überschwemmt ist, sogar, siehst Du, die Elemente verschwören sich.

Ich gehe wohl mit Herzklopfen und doch mit Stolz und innerer Freude, da nach ein paar saueren Monaten mir das Glück lächeln wird.

Sei vollständig beruhigt, Dein Anselmo verhungert nicht. Die Karlsruher Herren mögen jetzt sehen, ob man

die Historienmaler so auf der Straße findet. Werde gesund, liebe Bloi, und Emilie meinen herzlichsten Dank für ihren lieben Brief. Ich behalte sehr wenig Geld übrig, da ich, in Voraussicht besserer Zeiten, Leinwanden samt Material gekauft habe, hier vollständig schuldenfrei weggehe. — Ich bin mutig und werde es bleiben und Euch in nichts lästig fallen . . .

Je mehr ich alles bedenke, je gerechtfertigter finde ich meinen Entschluß. Henri quatre sagte ja: „Paris ist schon eine Messe wert." Ich habe Talent, wenig Geld, aber ich kann was. Warum sollte man den Tizian und Raffael ohne Opfer genießen sollen! —

Wir haben uns nicht zu schämen, und die Wasserfluten sind Schicksalsfluten geworden; denn ohne sie käme ich nach Hause. Es überschauert mich noch ein bißchen, doch bin ich glücklich, und eine innere Stimme sagt: „Du mußt!"

Zwei Briefe Feuerbachs an den Regenten.

Durchlauchtigster Regent!

Gnädigster Fürst und Herr!

Der Allerhöchsten Gnade, welche in so reichlichem Maße mir zuteil wurde, vertrauend, wage ich es nach Vollendung meiner großen Kopie, Euer Königlichen Hoheit meinen innigsten Dank auszusprechen, daß durch die Allerhöchste Huld es mir vergönnt war, in dem schönen Italien leben und studieren zu dürfen.

Im Augenblicke, wo mir die hohe Ehre zuteil wird, Euere Königliche Hoheit von der Vollendung meiner Arbeit in Kenntnis zu setzen, erscheint mir meine Leistung, so redlich ich auch das Beste gewollt, wahrhaft gering, im Vergleiche dessen, was ich leisten sollte, um der Allerhöchsten Gnade mich würdig zu erzeigen. Dennoch darf ich Euer Königlichen Hoheit mit reinem Gewissen be-

Pietà. (Die Marien an dem Leichnam Christi.) 1863. (Schack-Galerie, München.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

kennen, daß ich getan habe, was in meinen Kräften stand, diese große Aufgabe in möglichst kurzer Zeit zu lösen, daß ich über die Mittel, welche durch die Allerhöchste Gnade mir zuteil wurden, nicht leichtfertig verfügt habe, sondern meine Ausgaben wachsen, je mehr ich arbeite und je größere Dinge ich bezwecke.

Ich fühle mich glücklich, da ich weiß, daß Euere Königliche Hoheit in meiner Arbeit das Streben und den Drang, etwas wahrhaft Vollendetes und Gutes zu leisten, huldvoll nicht verkennen werden. Die Kopie ist nach Tizians großer Mariä Himmelfahrt, die Figuren sind beinahe lebensgroß, auch ist die Kopie mit aller Treue und Liebe vollendet.

Dieselbe ist vor drei Tagen von hier abgegangen, und ich brenne vor Begierde zu wissen, ob mein Bild Gnade finden möchte in den Allerhöchsten Augen.

Mit größter Bestürzung gehe ich dem letzten Monate entgegen, in dem ich mein schönes Italien verlassen muß.

Wenn es Euer Königlichen Hoheit Wille, so ist es mir Befehl, und ich werde alle schmerzlichen Gefühle, die mich bestürmen, männlich zurückdrängen, dennoch wage ich es zu hoffen, daß Euere Königliche Hoheit Ihren hohen Sinn nicht verschließen werden der innigen Bitte eines Menschen, dessen höchster Stolz und Freude es ist, sich emporzuarbeiten, um einst Seinem gnädigsten Fürsten in Würde und Ehre dienen zu können.

Mögen Eure Königliche Hoheit dieser, meiner Freimütigkeit nicht zürnen, es ist die Stimme meines Herzens, eine Notwendigkeit, die ausgesprochen sein muß, da ich mich in meiner Bestürzung an niemanden wenden kann, als an die Allerhöchste Gnade Euer Königlichen Hoheit. Mögen höchstderselbe mir noch einige Zeit in Italien gnädigst genehmigen, daß ich noch ein größeres Bild zu malen imstande wäre. Es sollte dasselbe eine Poesia vorstellen in aller Würde und Schönheit, worin ich zu zeigen wünschte, was zu erlernen, durch die Allerhöchste Gnade mir möglich wurde. Mit Freuden würde ich später auf Rom

Verzicht leisten, wenn es mir vergönnt wäre, hier noch in Ruhe und Stille ein gutes Werk zu vollenden. Mögen Euere Königliche Hoheit fest davon überzeugt sein, daß ich in meiner Kunst nie lässig war und nie lässig werde, da zwei mächtige Triebfedern mich zur Arbeit begeistern.

Das erste ist die stete Dankbarkeit und das Bewußtsein, alle Kräfte anstrengen zu müssen, um des Allerhöchsten Vertrauens würdig zu sein; das zweite ist der Drang, den jedes wahre Talent haben muß, um als solches gelten zu können, der stete Drang der innern Notwendigkeit, ohne welchen das Leben in der Kunst ein totes ist. Indem ich meine innigsten Wünsche hier demütig niederlege, werde ich stets bestrebt sein, wie auch eine Allerhöchste Entscheidung ausfalle, alle meine Kräfte, mein Talent und das, was ich erlernte, dem untertänigsten Dienste eines so hohen großmütigen Fürsten und Herrn in ewiger Dankbarkeit zu weihen.

Euer Königlichen Hoheit

Venedig, 24. Oktober 1855. treu gehorsamster

Anselm Feuerbach.

Durchlauchtigster Regent,

Gnädigster Fürst und Herr!

Im Vertrauen der von Euer Königlichen Hoheit mir huldvoll erwiesenen Gnade, wage ich es anzuzeigen, daß zugleich mit diesem Schreiben mein großes Bild „Die Poesie" von Venedig an Euere Königliche Hoheit abgeht.

Dieses mein neustes Werk sei Euer Königlichen Hoheit in Ehrfurcht gewidmet, als ein Zeichen meiner innigen Dankbarkeit und als bescheidene Gabe zu dem herannahenden, hohen Feste, welches uns alle beglückt.

Sollten Euer Königliche Hoheit die Größe des Bildes beanstanden oder sollte es Allerhöchstdenselben zu einfach,

zu strenge erscheinen, so mögen Euer Königliche Hoheit gnädigst erwägen, daß es meine Pflicht ist, das Beste darzubieten, wessen ich fähig bin.

Wollen Euere Königliche Hoheit das Maß der Gnade vollenden, so bitte ich, daß es mir gestattet sein möge, das Bild, nachdem es Euere Königliche Hoheit gesehen, nach Frankfurt, Berlin, Wien, München und Paris schicken zu dürfen.

Sollte mein Bild sich des Allerhöchsten Beifalles zu erfreuen haben, so wäre ich beglückt dadurch und zu neuer Tätigkeit im Dienste Euer Königlichen Hoheit angespornt.

Euer Königlichen Hoheit

Venedig, 15. April 1856. treu gehorsamster

Anselm Feuerbach.

Florenz.

In der Urschrift von Feuerbachs Lebenserinnerungen heißt es über Florenz: „In später Nachmittagsstunde betrat ich die Tribuna; da war eine Empfindung über mich gekommen, die man in der Bibel mit ‚Offenbarung' zu bezeichnen pflegt. Die Vergangenheit war ausgelöscht, die modernen Franzosen wurden einfache Spachtelmaler, und mein künftiger Weg stand klar und sonnig vor mir. Daß totale seelische Wandlungen plötzlich kommen, habe ich an mir selbst erfahren. Das erste römische Bild ‚Dante' und die ganze Reihenfolge der bei aller Strenge doch weichen Werke ist nur der Nachklang jener ersten Empfindung in der Tribuna. Gottlob, daß ich so gesund war, mich nicht als fertiger Mensch in Italien zu fühlen, sondern daß ich die Kraft hatte, in einer neuen Welt aufgehen zu können. Diese starke Empfindung kann ich nicht anders bezeichnen, als daß es mir war, als hätte ich bisher nur gemalt und plötzlich eine Seele bekommen.

Sollten diejenigen meiner verehrten Kollegen, die alles in der malerischen Erscheinung suchen, die Nase rümpfen, daß ein bloßer Maler sich eine Seele anmaße, so sage ich nur: Es muß auch solche Vögel geben."

Am 11. Mai war Feuerbach von Venedig aufgebrochen. In Padua mußte er wegen Hochwassers unfreiwilligen Aufenthalt nehmen. In Bologna stand er, wie im Jahre 1839 sein Vater, tief erschüttert vor Raffaels heiliger Cäcilie. Am 15. Mai langte er in Florenz an. In der Tribuna ergriff ihn die träumerische Schönheit, die weiche Schwermut und die Vollendung Raffaels und Andreas del Sarto so sehr, daß er die Galerie sofort verlassen mußte, weil ihm die Tränen unaufhaltsam herunterliefen. „Jeder Rückweg ist jetzt unmöglich," schreibt er an die Mutter, „und ich bin heiter und froh darüber. Ich sollte und mußte in Italien bleiben, sowie ich auch in Italien zu sterben hoffe." Sein künstlerisches Glaubensbekenntnis faßt Feuerbach jetzt in folgende denkwürdige Sätze zusammen (27. August): „Ich habe mich oft gefragt: Was hat die Alten so groß gemacht, und warum ist im kalten Deutschland ein so schrecklicher Idealismus und gar keine Leistung? Die Lösung liegt hier in Italien klar und offen. Es ist so: Der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden, und benutzt die Natur nur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt, auszudrücken; dafür rächt sich nun die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche und der Italiener macht es umgekehrt; er weiß, daß nur das Reale die größte Poesie ist; er nimmt die Natur, faßt sie scharf ins Auge, und indem er bildet, schafft, geschieht das Wunder, was wir Kunstwerk nennen, der Idealismus wird zur Wahrheit, und die Wahrheit ist die Poesie." Wie man sieht, redet hier der als Klassizist verschriene Künstler dem Realismus das Wort, freilich nicht einem unbedingten; er sieht die Natur unwillkürlich durch

die Brille der Alten, d. h. der Griechen und der alten Italiener. Goethe wandte sich von der Nachahmung der schönen Natur zu den Griechen („allein sobald ich mündig bin, es sind's die Griechen"); Feuerbach studierte bewußt die Natur, vornehmlich die schöne, aber er studierte sie nicht voraussetzungslos: sein an den Alten gebildetes und geschultes Auge sah nur das, was sich in diese Schönheitswelt einreihen ließ. Fragt man nach den Gründen, aus denen Feuerbach die Griechen verehrte, so wird man sagen können: um ihrer gesunden Natürlichkeit willen. Anders der Klassizist Goethe. Dieser stellt die Griechen gerade der Natur gegenüber. Er betont an ihnen das Gebändigte, das Stilisierte. Ihn erschreckt die Natur. Er flüchtet sich zu den Griechen, weil er, wie Winckelmann, fälschlich in ihnen eine gemilderte, gezähmte, gleichsam unschädlich gemachte Natur sieht („edle Einfalt und stille Größe"). Vor solchen Einseitigkeiten blieb Feuerbach bewahrt, weil er vom Vater ein ganz anderes, sagen wir getrost richtigeres Bild vom Griechentum erhalten hatte. „Der vatikanische Apollo" und „Die Geschichte der griechischen Plastik" haben sich von den Vorurteilen Winckelmanns im wesentlichen gelöst, wenn sie auch dem Griechentum noch nicht so frei und unbefangen gegenüberstehen wie die Schriften Nietzsches.

Man darf sich also durch Feuerbachs Verehrung der Alten nicht irremachen lassen und ihn daraufhin nicht ohne weiteres als Klassizisten ansprechen. Gerade bei den modernsten und unabhängigsten Geistern finden wir eine tiefe Liebe zur antiken Welt. So schreibt Ludwig Feuerbach, der Onkel des Künstlers: „Nur in der Quelle des klassischen Altertums habe ich wieder Lebenskraft gefunden"; für die lebendige Begeisterung, die Nietzsche den Alten entgegenbrachte (deren Kultur er keineswegs als Kanon ansah), braucht man keine Stellen anzuführen.

Florenz, 17. Mai 1856.

In Bologna habe ich, wie der liebe Vater, vor der heiligen Cäcilia gestanden. Dann fuhr ich vierzig Miglien lang durch das Hochgebirge der Apenninen, wie schön das klingt, eine Gegend, deren grausenhafte Öde und Verlassenheit sich mit Worten nicht beschreiben läßt, aber es macht die Seele ruhig und stimmt sie ernst.

In selber stiller Mondennacht bin ich noch einsam durch Florenz gewandelt, und mein guter Stern führte mich wie ein Kind am Gängelbande über all die so fremden und doch so wohlbekannten Straßen und Plätze. So kam ich auf die Piazza del Gran Duca, wo die kolossalen weißen Marmore herüberleuchteten. Ich erkannte neben einem rauschenden Brunnen den David von Michelangelo, den Perseus von Benvenuto, dann kam ich unter freie Logen auf eine Galerie und sah stundenlang in den Arno hinab. Es mag sein, daß das Wunderliche meiner Verhältnisse mit dahin gewirkt hat, mir diese Nacht so ernst in die Seele zu schreiben. — Gestern war ich im Palazzo degli Uffizi, vor Raffael, und da hat mich diese träumerische Schönheit, diese weiche Schwermut und diese Vollendung Raffaels, Andreas del Sarto so ergriffen, daß ich die Galerie sofort verlassen mußte, weil mir die Tränen unaufhaltsam herunterliefen. Ich schäme mich dessen nicht, ich kann es Dir ja sagen, sei es Schwäche, sei es, was es wolle, aber wie mußte es einem Menschen zumute sein, der das sieht, wonach er in der Kindheit sich gesehnt, und was er als Mann hätte erreichen mögen! Doch still davon. Daß ich so erschüttert sein könnte, habe ich nie geträumt, und heute noch im Palazzo Pitti dasselbe, und zu Hause und überall dieser Schauer. Gott möge meine Schritte leiten und möge mir Kraft geben, alles das wie ein Mann zu ertragen.

Ich kann so nicht weiter fortfahren und betrachte dieses Kapitel als geschlossen, und jetzt, zum Schlusse, will ich

versuchen, so klar als möglich, ohne Rückhalt über Verhältnisse usw. mit Dir zu sprechen.

Jeder Rückweg ist jetzt unmöglich, und ich bin heiter und froh darüber. Ich sollte und mußte in Italien bleiben, sowie ich auch in Italien zu sterben hoffe. Daß ich heute noch nicht imstande bin, überwältigt von der Fülle der Dinge, ohne Empfehlungen, ohne einen Menschen zu kennen, anzugeben, was ich kopieren oder beginnen soll, ist klar. . . Nimm hiermit die feste Versicherung, daß ich alles aufbieten werde, mich zu sammeln und, sobald irgend möglich, zu arbeiten. — Laß Dich die jetzige Ungewißheit nicht beunruhigen noch betrüben, matte Dich nicht ab mit Grübeleien, wie mir zu helfen sei, sondern denke: „Er ist in Italien, und er will bleiben und ist ein freier Mensch." Mein Gesamtvermögen beträgt wenig, einhundertsechzig Zwanziger, da mich die lange Reise viel gekostet hatte und ich in Venedig rein und schuldenlos abgezogen bin.

Meine Leinwand und angefangenen Bilder wurden von der Dogana an der Grenze zurückgehalten; in acht Tagen werden sie hier sein, dann kann ich beginnen. Während der Zeit muß ich mich mit allem in Florenz vertraut machen, anderes Geld, andere Menschen, andere Sprache und Kunstschätze, um den Verstand darüber zu verlieren.

Mache es wie ich; ich freue mich des Schönen um mich und grüble nicht mehr ängstlich nach, was und wie, da ich ja weiß, warum ich hier bin und daß mir mein Glück schon lächeln wird. Man hat mich auf eine so jämmerliche Weise im Stiche gelassen, daß ich fest überzeugt bin, daß für mich ein Tag der Vergeltung anbricht.

Florenz, 5. Juni 1856.

Meine Poesie betreffend: Du hast mir so schön geschrieben; vergällen wir uns die Freude nicht, sie gestochen zu sehen. Siehe, liebe Mutter, ich weiß, was ich sage, ich habe Raffael hier gesehen und sage Dir, lassen wir

sie stehen, wie sie steht. Es könnte manches darin schöner sein, das ist alles. — Der Arm von Raffaels Fornarina fällt aus dem Gelenk, Michelangelos David hat einen zu großen Kopf, dicke geschwollene Hände und Füße, wer sieht das? Mein Leben wollte ich aufgeben, hätte ich beide gemacht. Wo sind die Künstler, die mich zeichnen lehren wollen? In Karlsruhe? Oder besser, wo sind meine Freunde? Meine Assunta nebst Tizians sind voll Achsel- und Schenkelbrüche. Warum hat man da nichts gesagt?

Florenz, im Juli 1856.

Dein lieber Brief hat mir große, große Freude gemacht, und ich antworte gleich, da vierzehn Tage so lang sind. Wir haben, glaube ich, gegenseitig das Heimweh nacheinander; ich wenigstens, trotz all der Schönheit, die mich umgibt, bin stündlich bei Euch, und es wäre mir ein Königreich feil, wenn ich manchmal ein Stündchen verplaudern könnte. Ich sollte nicht so draußen herumleben, sondern bei Euch helfen, arbeiten. Doch weiß ich bestimmt, daß uns noch eine liebe Zeit des Zusammenlebens blüht. Wann, ob bald oder länger, das weiß ich nicht; ich habe immer noch eine herbstliche römische Reise im Sinn, sowie die beiden Bilder fertig sind. Wir sind unser drei, und eine Vetturinreise möchte trotz wenig Geld doch lustig werden. In drei bis vier Wochen schreibe ich dann ganz definitiv, und im Notfall, wenn es sich gar nicht machen läßt, komme ich dann mit Schätzen und Bildern angerückt und würde mit Fleiß, Italien im Herzen, mich überall durchschlagen; ich wäre dann bei Euch und würde da wie dort mit gleicher Energie arbeiten. Komme ich nach Rom, was ich nicht bezweifle, so müßtet Ihr Euch auf ein Jährlein oder mehr Nichtsehen gefaßt machen. Es würde mir dort im Anfange ein bißchen knapp gehen, dann aber besser und immer besser; überhaupt laß Dir alle und jede Angst vergehen; daß ich ganz auf den Hund

kommen sollte, das kann nur sein, wenn man faul ist und es im Gemüte fehlt, wie damals in Paris, und solche Zeiten kehren nie wieder ... Ich möchte gern mit Dir reden können, liebe Mutter, es würde uns beiden manchen Zweifel, manche trübe Stunde erheitern, doch wäre es noch schöner, wenn ich einmal von Rom käme als ein gemachter Mann. — Ich bin trotz der unsicheren Zukunft auch so froh, von Karlsruhe los zu sein. Ein Albumsblatt habe ich nicht gemacht, denn auf Kreidels feinen Brief ist gänzliches Stillschweigen das beste; wenn die Leute glauben, in mir eine Bedientennatur zu finden, so täuschen sie sich.

Also kurz, liebste Mutter, denke in Ruhe an mich und habe eben Geduld. Ich leide eigentlich am meisten im Gedanken an Euch, weil Du immer zu gut mit mir warst und ich sehr, sehr gefehlt habe und jetzt nicht die Mittel habe, es gutzumachen. Da ist mein Trost einfach der: Was kannst du tun, ist deiner Mutter geholfen mit Tränen der Reue, trübem Sichgehenlassen, oder ist ein anderer Ausweg als Arbeit und frischer, tätiger Wille? Und dann ist mir's, als müßte mir Genugtuung werden, da meine Irrtümer nicht größer sind als mein gutes Herz.

Ich werde mich noch ernstlich mit meinen Freunden besprechen, die aber gewiß für Rom sind, denn man kann sich da so leicht behelfen, wenn man auch eine Zeitlang kein Geld hat; Italien ist so schön, daß das Bewußtsein, da zu sein, schon viel ist, man kann nichts sagen darüber, das geben die Umstände. In der ersten Zeit wird dort eine großartige Melancholie über mich kommen, das ist der Eindruck, den Rom auf jeden macht. Auf mich, unter solchen Umständen, mit Heimweh im Leibe, einem solchen Sinne für alles, was schön ist, gewiß doppelt und dreifach; das muß eben dann überwunden werden, dann schaut gewiß etwas heraus. Ein Drama ist nicht zu befürchten, da das nie in den Umständen, sondern im Menschen selbst liegt, und ich habe doch noch viel leichtes

Wanderblut in mir und soviel Einsicht, daß es auf der Leinwand schöner ist als im Leben.

„ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος Ἠώς!"

Florenz, 27. August 1856.

Meine liebe Mutter!

Ich kann wohl sagen, daß Dein letzter lieber Brief ein kleines Fest war, und ich habe mir vorgenommen, lange und ausführlich zu schreiben, obgleich ich stets mit den liebsten Gedanken bei Euch bin. Also demnach ist alles friedlich und still bei Euch, während ich, ein zweiter Odysseus, in der Welt herumfahre. Und Griechisch und Spanisch wird getrieben? Es war mir ganz heimlich zumute, und ich finde es sehr schön, daß Du so im stillen Dich in die Alten vertiefst, deren Sprache für mich nur noch eine dunkle Jugenderinnerung ist, und deren Werke ich hier vor Augen und im Herzen habe ... Ich habe mich klar zu machen gesucht und gefunden, daß es besser ist, die Herzen noch für einige Zeit zum Schweigen zu bringen und strenge meinem Beruf, Rom, nachzugehen. Materielles kommt hier nicht in Betracht, geschafft muß überall werden. Ich mußte mir sagen, hast du Rom gesehen, und wir müßten uns sehen, so können wir in zehn Tagen beieinander sein; mir wird Rom unendlich nützen, und Du, liebe Mutter, wirst stark genug sein, ein Jahr noch auszuhalten, wenn Du weißt, wo ich bin, und daß alle meine Gedanken auf meine Kunst gewandt sind. Und der Tag wird kommen, wo ich braun und verbrannt, nach mancherlei Schicksalen, aber reif und fruchtbar ins Zimmer stürzen werde, wo Du dann auffahren wirst vom Homer, und Emilie vom Don Quichotte. Das wird dann ein schöneres Wiedersehen, dann komme ich reif und gesättigt wieder, entweder, um bei Euch zu bleiben, oder Euch mitzunehmen. Umkehren jetzt wäre Feigheit ... Durch Dein liebes Zutun und die Seelengüte Frl. Kestners, welcher

ich dann von Rom aus schreiben werde, bin ich wieder ein Stückchen vorwärts gebracht. So winkt alles und deutet nach Rom. Ich wäre auch ohne das gegangen, meine Freunde hätten mich, den sie achten als Künstler, unbarmherzig mitgeschleppt. Längstens 20. September fahren wir . . . Sollte mir nun der Winter Früchte bringen, dann habe ich einen Plan, über welchen ich einstweilen mäuschenstill bin, welchen ich aber Dir sagen will, so sonderbar er ist. Ich habe mich oft gefragt: Was hat die Alten so groß gemacht, und warum ist im kalten Deutschland ein so schrecklicher Idealismus und gar keine Leistung? Die Lösung liegt hier in Italien klar und offen. Es ist so: der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden, und benutzt die Natur nur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt, auszudrücken; dafür rächt sich nun die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche und der Italiener macht es umgekehrt; er weiß, daß nur das Reale die größte Poesie ist, er nimmt die Natur, faßt sie scharf ins Auge, und indem er bildet, schafft, geschieht das Wunder, was wir Kunstwerk nennen, der Idealismus wird zur Wahrheit, und die Wahrheit ist die Poesie. — Das alles will nur sagen: Italien ist noch nicht gemalt. Es wird mir schwer, mich auszudrücken. Im Frühling, wenn meine Finanzen gut stehen, sage ich Rom Valet und gehe ins Volskergebirge, in ein Nest, wo schöne Menschen sind und schöne Trachten, und da male ich Bilder, große und wahre Züge, wie sie sind. Nicht daß ich den Dreck malen möchte. Ich weiß, was ich will, und das wird durchbrechen — denke daran, wenn es einmal soweit ist. Gott hat mir das Talent gegeben, die Natur zu packen, kühn hinzusetzen, und die Erinnerung an das ewige Rom wird mich vor krassem Naturalismus bewahren und mir soviel übriglassen, meinen Gestalten den plastischen Schwung zu geben, ohne daß ihre ergreifende Wahrheit dadurch

gefährdet würde. Keine Dorfgeschichten, aber Wahrheit. Diese Idee, so sonderbar sie ist, will mir nicht aus dem Kopfe, und es sagt mir eine innere Stimme, daß ich auf einer beneidenswerten Spur bin. Doch hat es noch Zeit damit, ich meine nur, daß, wenn z. B. man etwas Melancholisches malen wollte, man keine weinende Italienerin braucht, im Hintergrunde den Vesuv.

Rom.

1856—1862.

Feuerbach betrat die ewige Stadt zum ersten Male am 1. Oktober 1856. Seine Mittel waren sehr beschränkt, und er war im wesentlichen auf die Hilfe der Mutter angewiesen. Ende November machte er die Bekanntschaft des Kupferstechers Julius Allgeyer, seines späteren Biographen. Dieser ist ihm von da an treu ergeben gewesen, hat ihm hier und da Dienste leisten dürfen, hat ihn in schweren Stunden getröstet, kurz, ist ihm ein erprobter, uneigennütziger Freund gewesen. Geistig war Allgeyer dem Freunde nicht ganz gewachsen, und leise Zeichen von Ungeduld über sein etwas subalternes Wesen sind in des Künstlers Briefen nicht zu verkennen. Allgeyer stand zu Feuerbach in demselben Verhältnis wie Peter Gast zu Friedrich Nietzsche. Sein erstes Zusammentreffen mit Feuerbach schildert Allgeyer wie folgt (Biographie I, 340 f.): „Es war gegen Ende November des Jahres 1856, daß ich eines Abends einsam in dem an der Via Sistina gelegenen, jedem Deutschen damals wohlbekannten Café Luigi saß, als ich von einem der wenigen anwesenden Gäste einen rasch und lebhaft Eintretenden laut in deutscher Zunge mit dem Namen Feuerbach anrufen hörte. Die überaus anziehende Erscheinung, zwar klein an Wuchs, aber notwendig jedem auffallend durch den klassischen Schnitt und Bau des Kopfes, erweckte unwillkürlich mein

ganzes Interesse. Ich besann mich, in Düsseldorf von Schirmer, der eben im Begriff stand, dem Ruf nach Karlsruhe Folge zu leisten, nach einem jungen badischen Künstler dieses Namens gefragt worden zu sein. Von seinen Arbeiten war mir nie etwas zu Gesicht gekommen. Nun er mir selbst erschienen war, nahm ich mir vor, ihm näher nachzuforschen." „Sein Atelier," erzählt Allgeyer weiter, „trug das Gepräge des Improvisierten. Nichtsdestoweniger genügte schon der oberflächlichste Umblick, um sofort den harmonischen Eindruck vornehmer Künstlerschaft zu empfangen. Die Wände waren behängt mit zahlreichen begonnenen Werken, darunter eine von musizierenden Engeln umgebene Madonna mit dem Kinde, dieselbe, die sich jetzt in der Dresdner Galerie befindet; desgleichen die Anfänge zu dem unter dem Namen Garten des Ariost von der Schackschen Galerie in München her bekannten Gemälde; sodann der sterbende Dante mit der Vision der verklärten Beatrice, sowie Dante mit Vergil in der Hölle, die Schatten von Paolo und Francesca anrufend, besonders das letztere ein glänzender Farbenentwurf. Eine Fülle von Zeichnungen bedeckten Tisch und Stühle, teils freie Entwürfe, teils Studien nach der Natur, fast alle noch aus Venedig herrührend."

Auf Veranlassung der Mutter schrieb Feuerbach am 21. Februar 1857 an den Regenten und bat, „einen Teil der Entwürfe einsenden zu dürfen, wie sie als Frucht und Ergebnis der letzten Zeit vor ihm lägen". In der von Kreidel verfaßten Antwort heißt es: „Seine Königliche Hoheit freuen sich, dereinst Ihre Entwürfe und Studien zu sehen, wünschen jedoch nicht, daß Sie jetzt etwas einsenden. Der gnädigste Herr wollen erst dann, wann Sie einmal selbst ohnehin hierher kommen, Einsicht von Ihren Arbeiten und Kenntnissen, von Ihren unzweifelhaft bedeutenden Fortschritten nehmen."

Wie es um diese Zeit mit dem Gemütszustand des Künstlers bestellt war, lehrt ein Brief vom 8. April 1857.

„Ich leide sehr im Gemüt," heißt es darin, „aber anders, liebe Mutter, als mein guter Vater; denn ich dürste nach praktischer Tätigkeit, und mein Dämon, der mich quält, ist reeller Natur; denn ich verlange vom Schicksal ja nur das Kapital eines Schusters, welcher sein Geschäft beginnen will. Fasse mich klar auf, liebe Mutter, ich bitte Dich darum, bedenke immer, daß der, welcher so offen spricht, eigentlich schon über der Sache steht. Ich will ganz nackt und offen mit Dir reden als einer ratenden gescheiten Freundin, und ich darf dies, ohne von Deiner Seite Angst und Zagen befürchten zu müssen."

Feuerbachs Umgang beschränkte sich damals im wesentlichen auf Reinhold Begas, Ludwig Passini, Arnold Böcklin und Julius Allgeyer. Dieser erzählt: „Ein Gesangsquartett mit Feuerbach als erstem, Begas als zweitem Tenor, Böcklin und mir, als den beiden Bässen, vereinigte uns um diese Zeit häufig zu heiterer Übung, und wenn auch jeder mehr oder weniger zu tragen hatte — Jugendlust, Hoffnung und Roms leuchtender Himmel halfen über alles hinweg." Böcklin verließ übrigens noch im Jahre 1857 Rom.

Im Juni 1857 erhielt Feuerbach endlich eine größere Bestellung. Der deutsche Musiker v. Landsberg hatte sich die Studienmappe des Künstlers vorlegen lassen und die Darstellung eines Spaziergangs im Freien gewählt. Die Komposition stammte noch aus Venedig, und Landsberg wünschte, daß Feuerbach der männlichen Figur die Züge Dantes gebe. Das Bild sollte die Rückwand des Musiksaales im Hause des Bestellers zieren. Feuerbach machte sich mit großem Eifer an die Arbeit, und sein Werk gedieh auch aufs beste. Bald aber wurden von Neidern des Künstlers Intrigen gesponnen: man wollte Landsberg gegen Feuerbach einnehmen. Dieser mußte gehörig auftrumpfen und dem Besteller „die Hörner zeigen". Da verließ Landsberg plötzlich Rom, ohne den Künstler davon verständigt zu haben, und beantwortete auch dessen

Briefe nicht. Eine neue Demütigung für Feuerbach! „Wenn das Talent und das gute Herz," schrieb dieser am 15. Oktober 1857 an die Mutter, „von andern benutzt wird, das tut weh, und wenn man sieht, daß das Leben eine Komödie ist, in der der echte Künstler gleichsam eine komische Erscheinung ist, so gibt's der trüben Stunden genug. Du, liebe Mutter, wirst mir ins Herz gesehen haben, und der liebe Vater wird auch freundlich vom Himmel auf mich niedersehen. Es kann ja doch nicht eitles Possenspiel sein, und es gibt noch eine verborgene Krone, nach der zu ringen keine Schande ist."

Da Landsberg nichts von sich hören ließ, so geriet Feuerbach in die äußerste Bedrängnis. Allgeyer, beunruhigt und um den Freund besorgt, hatte den guten Gedanken, sich heimlich an Scheffel zu wenden, der soeben als Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg nach Donaueschingen übergesiedelt war. Und Scheffel half. So kam Feuerbach in die Lage, dem rücksichtslosen Besteller, der Anfang Februar 1858 nach Rom zurückgekehrt war, den Vorschuß zurückzuzahlen und sein Bild freizumachen.

Anfang März wurde das Gemälde in Rom öffentlich ausgestellt. Zu seinen Bewunderern gehörte der alte Cornelius. Es erregte, wie Allgeyer sagt, ungemeines Aufsehen, und ein Strom von Besuchern, fremden wie einheimischen, ergoß sich in das Atelier des Künstlers. Aber ein Käufer fand sich nicht. Wieder einmal war Feuerbach tief niedergeschlagen. „Liebe Mutter," schreibt er am 21. April 1858, „ich will recht auf der Hut sein, den Glauben an meine Kunst nicht zu verlieren, obgleich mir das so gering vorkommt, was ich geleistet habe, gegen die Opfer, die es gekostet." Ein einziger Besucher hatte Lust gehabt, den „Dante" zu kaufen, konnte aber den Preis nicht erschwingen: der hannöversche Konsul Wedekind aus Palermo; er bestellte dafür ein „Kinderständchen" (jetzt im Leipziger Städtischen Museum).

Im Herbst wurde das Dantebild in Berlin ausgestellt,

und wieder war es Titus Ulrich, der warme Worte der Anerkennung fand. „Liebe Mutter," heißt es in einem Briefe vom 29. September 1858, „es freut mich Deinet- und des lieben Vaters halber. Ich war ganz gerührt. Sollte es also doch nicht alles, alles Komödie sein und gibt es noch Leute, denen etwas zu Herzen geht, was daraus kommt?"

Endlich erinnerte man sich auch in Karlsruhe des Künstlers wieder. Am 1. Dezember fragte Kreidel im Auftrage des Großherzogs bei der Mutter Feuerbachs an und bat um Mitteilungen über dessen Tätigkeit und Aufenthalt. Die Mutter antwortete in einem sachlichen Briefe vom 2. Dezember.

Der „Dante" war inzwischen in Frankfurt a. M. und in Paris gewesen. Nun wurde er auch in Karlsruhe ausgestellt. Da sich der Großherzog mit der Absicht trug, das Gemälde anzukaufen, so wurde ein Sachverständiger mit der Abfassung eines Gutachtens beauftragt. Die Wahl fiel auf Lessing. Dieser wußte nun durch eine hämische, ganz absprechende Kritik dem hohen Herrn das Bild gründlich zu verekeln. Man verfiel daher auf ein anderes Mittel, dem Künstler zu helfen. Feuerbach sollte Vorschläge für ein historisches Gemälde machen, dann eine Skizze anfertigen und schließlich das Werk, womöglich in Karlsruhe, ausführen. Alles dies lehnte Feuerbach in einem stolzen, von Allgeyer entworfenen Schreiben mit Entschiedenheit ab. Dem Großherzog scheint dann doch ein Licht darüber aufgegangen zu sein, daß man ihn schlecht beraten habe, und daß Lessings Gutachten dem Übelwollen entsprungen sei. Kurz, er kaufte das vielbesprochene Gemälde für 3000 Gulden an.

Von Mai bis November 1860 weilte Feuerbach in der Heimat. In Rom hatte er noch eine Madonna vollendet, auf die er große Hoffnungen setzte. Sie wurde in Karlsruhe ausgestellt, fand natürlich dort keinen Beifall, wanderte dann durch ganz Deutschland und wurde endlich von

Francesca da Rimini.

1864. (Schack-Galerie, München)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

dem Obersten Rothpletz in Zürich angekauft. Heute schmückt sie die Dresdner Galerie.

Der Künstler, der durch die beständigen Mißerfolge entmutigt war und sich danach sehnte, mit der Mutter zusammenzusein, dachte ernstlich daran, sich in Karlsruhe niederzulassen, fand dort aber kein passendes Atelier. Auch München suchte er auf, um sich über die dortigen Kunstverhältnisse zu unterrichten. Aber wenn er München mit Rom verglich, so mußte er sich für die ewige Stadt entscheiden.

In die Heidelberger Zeit fällt ein seltsames Herzenserlebnis Feuerbachs. Allgeyer berichtet darüber wie folgt: „Er hatte zwei Porträts zu malen unternommen. Es handelte sich um ein Schwesternpaar, beide jung, und so verschieden sie unter sich waren, jede in ihrer Art eine Schönheit. Die jüngere dunkelhaarig, eine glänzende Salonerscheinung, die ältere blond, eine Holbeinsche Madonnengestalt. Aber die Arbeit fing an, aus den verschiedenartigsten Gründen auf Feuerbach zu drücken und wollte nicht zu Ende reifen. Daß er keinen geeigneten Raum zum Malen hatte finden können, war mißlich, mißlicher aber war, daß sein Herz sich leidenschaftlich der ältern von beiden Schwestern zuzuwenden anfing, die dicht davorstand, ihr vor Jahren einem andern gegebenes Wort einzulösen. Es kam zur Erklärung, aber so, wie die Dinge lagen, galt es, zu entsagen."

So machte sich denn Feuerbach wieder nach Italien auf. Nicht mit großen Hoffnungen. Am 19. November schrieb er aus Mailand: „Ich gehe ungern nach Rom und werde nicht mehr lange dort aushalten, doch will ich wenigstens Bilder entwerfen, die ich dann mit herausbringe und vollenden will in heiterer Umgebung. — Wie ist mir klar geworden, was ich brauchte! Heitere Freunde, nicht jene Duckmäuser, wie sie in Rom herumtrappen — schöne und feine Frauen und — ein klein bißchen mehr Geld! — Ich will suchen, heiter zu werden; ich bin's innerlich, aber es muß sich jetzt ändern."

Am 12. Januar 1861 erwähnt Feuerbach zum ersten Male das Modell, das ihm bald auch menschlich näher treten sollte. Es handelt sich um Anna Risi, die Frau eines Schuhmachers in Trastevere, die Feuerbach stets Nanna nennt. Der Bildhauer Kopf schildert sie als „groß, ernst, mit interessantem Gesicht, herrlichen schwarzen Haaren, von Gestalt hager, aber nicht ohne eine gewisse Grandezza". „Feuerbachs erste Begegnung mit dieser Frau," schreibt Allgeyer (I, 470), „fiel noch in die letzten Zeiten meines römischen Aufenthalts. Wir gingen eines Tages durch die Via Tritone, die Straße, die von Piazza Barberini nach seinem Atelier hinunterführte, als wir eine Frau erblickten, die mit einem Kinde auf den Armen unter einem offenen Fenster stand, dessen Rahmen den natürlichen Abschluß um den reizvollsten Vorwurf bildete, den der Zufall einem Künstler für eine Madonna größten Stils liefern konnte. Die Frau, eine Erscheinung von geradezu imponierender Hoheit, mochte Mitte der Zwanzig sein. Eine Last von dunkeln Haaren umrahmte die strengen, von einem melancholischen Ausdruck gemilderten Züge, deren Schnitt von der reinsten, römischen Abstammung zeugte. Von dem wundersamen Bilde überrascht und gefesselt, zögerte Feuerbach unwillkürlich einige Augenblicke im Weiterschreiten, und über das ernste Antlitz der Frau glitt ein flüchtiges Lächeln, als empfinde sie recht wohl die dem Weibe wie der Mutter absichtslos gezollte Huldigung". Nannas Kopf erscheint auf Gemälden wie Iphigenie (vom Jahre 1862), Medea, Francesca, Laura; er ist aber auch festgehalten auf über zwanzig Studienbildern. Auch menschlich muß diese Frau dem Künstler viel bedeutet haben, und Feuerbach bekannte einmal, er hätte sich für immer mit ihr verbunden, wenn eine Scheidung und Wiedervereinigung damals in Rom nicht zu den Unmöglichkeiten gehört hätte. Der Mutter wurde allerlei Klatsch über dieses Verhältnis zugetragen. So hatte man ausgesprengt, Feuerbach beschenke Nanna mit

Seide und Samt, während er selber dürftig gekleidet einhergehe. Er schreibt darüber am 17. Mai 1864: „Was die Bemerkung Emma Welckers betrifft, so mag sie recht haben, obgleich mir Leute lieber sind, die Bilder bestellen, als solche, die meinen Rock kritisieren. — Daß ich, der ich soviel arbeite, nicht immer an alles denken kann, ist natürlich, zumal da ich alles mit meiner Hände Arbeit verdienen muß. Die paar Seidenfetzen, die der arme Teufel von Frau trägt, die mir in der Malerei dienen und gedient haben, und die sie sich selbst schneidert, wollen wir ihr nicht mißgönnen . . . Was mich betrifft, so gebe ich vielleicht zu wenig acht, doch bin ich immer der Feuerbach, gleichviel welchen Rock ich anhabe." Freilich sollte die Gemeinheit und Philistrosität bald eine Genugtuung erleben: Anna Risi, die doch oberflächlicher gewesen sein muß, als der Künstler glaubte, verließ ihn, um einem Manne zu folgen, der ihr mehr bieten konnte. Feuerbach hat schwer unter dieser Enttäuschung gelitten. „Es gibt für manche Dinge," schreibt er am 23. September 1865, „nur einen Arzt — die Zeit." Und in dem Bewußtsein, seine Liebe an eine Unwürdige verschwendet zu haben, fügt er hinzu: „Was die Liebe betrifft, so hätte ich gewünscht, daß diejenigen, denen ich in früheren Zeiten meine ganze Zärtlichkeit und Seele zugewandt habe, mich begriffen hätten oder meiner wert gewesen wären, es wäre viel anders gekommen."

Im übrigen ging es dem Künstler während dieses zweiten römischen Aufenthalts herzlich schlecht. Seine Bilder wurden nicht gekauft, und er mußte froh sein, wenn er hier und da eine kleinere Bestellung erhielt. Kein Wunder, daß seine Stimmung immer düsterer, er selber immer verbitterter wurde. „Ich habe in der letzten Zeit im Fieber gearbeitet, im Ekel vor meinem Vaterland! — Ich stehe jetzt in vollster Blüte und muß meine Nächte schlaflos zubringen, weil mir siebenhundert Franken ausbleiben, während ich für zwanzigtausend gearbeitet habe!

Kann man mir die Schuld geben? Oder ist es nicht mein lumpiges Vaterland mit seiner Groschenrechnung? — Meine Bilder sind ernst und ruhig, man sieht ihnen die Flüche nicht an, die daran kleben; denn sie segnen — das habe ich längst verlernt." So schreibt er am 22. September 1861. Und solche Klagen, solche Ausbrüche der Verzweiflung finden sich von nun an häufig. Aber wenn er sich zu Maßlosigkeiten hat hinreißen lassen, so entschuldigt er sich gleich darauf. Und immer wieder betont er, daß Briefe Stimmungen seien. Wenn die Mutter so eine Klageepistel lese, sei er schon längst wieder mitten im Schaffen. Immer wieder richtet er sich auf, immer wieder ist er hoffnungsfroh. Nie legt er, nach Art der verkannten Genies, die Hände in den Schoß. Er will kein Märtyrer werden, er will siegen. Von der Mutlosigkeit und Verzagtheit des Vaters hat er sehr wenig, er redet sich seinen Ärger, seinen Unwillen, seine Verdrossenheit vom Herzen und ist alsbald zu neuem Schaffen bereit. Er ist keineswegs der weiche, elegische Künstler, als der er eine Zeitlang im Bewußtsein des Publikums lebte; er scheut in seinen Briefen vor Derbheiten nicht zurück, er erleichtert sich durch Schimpfen, er ist im Grunde stahlhart und von unverwüstlicher Kraft.

Aus Briefen Feuerbachs.

Roma, 7. Oktober 1856.

Ich bin seit sechs Tagen in Rom, wohl, glücklich und im Begriffe, ein ganz neuer Mensch zu werden. Durch das Unwohlsein meines Freundes war ich noch so lange in Florenz aufgehalten. In der Nacht vom Letzten auf den Ersten war ich auf dem Meere. Wir hatten Sturm, und nun laß Dir jene Nacht ein wenig beschreiben. Es war herrlich, da ich keine Spur von Seekrankheit hatte, während mein Freund im traurigsten Zustande auf dem Boden lag. Abends fuhren wir zum Hafen von Livorno

hinaus in einen pechschwarzen Himmel hinein, während die stürmische See das Schiff in die Höhe und Tiefe schleuderte. Ich saß auf dem Deck in der Nähe der schwarzen Kamine und dachte mit einem so freudigen Gefühl an Dich und die liebe Emilie, wie Ihr nun so warm und ruhig zu Hause sitzt; ich hatte das selige Gefühl, durch Sturm und Wogen in den stillen schönen Kunstgarten Roms einzulaufen. Mit zwei alten hannoverschen Herren sprach ich bis lange nach Mitternacht auf das angenehmste über Kunst und Italien. Wie sie schlafen gingen, war ich allein, und mir war's unendlich wehmütig zu Sinne; mir war's, als hätte der liebe Vater mit mir gesprochen. So hätte er mit mir gesprochen, und ich hätte ihm lieb und verständig geantwortet . . .

In der Nacht bei Elba mußte gepumpt werden; der ferne Leuchtturm sah aus wie ein Hoffnungsstern in dunkler wüster Nacht. Ich war unbeschreiblich ruhig und sah die Sonne aufgehen über den tanzenden Wogen, und sie funkelte so klar, hinter uns Korsika, Elba, und neben uns das gelobte Land. — Erst beim Aussteigen bat mich der alte Herr um meinen Namen, er hat den Großvater persönlich gekannt, er ist Bundestagsgesandter, geht nach Neapel und hofft, mich in zwei Monaten in Rom zu sehen.

Dann fuhren wir lange, lange am Meeresstrande hin, unsäglich schön. Da stand eine Palme. — Ich hatte heftiges Fieber und kam nachts im ewigen Rom an. Jetzt sitze ich hoch oben auf Monte Pincio in reiner Luft, habe Rom unter mir. Wir wohnen einstweilen zusammen, gesunde Luft, alles gesehen.

Heute Sixtina, dann Raffael im Vatikan. Gestanden vor dem Apollo von Belvedere, eine Revolution in mir gefühlt und das sichere Bewußtsein, daß ich ein anderer Mensch werde. — Rom ist mir so heimisch wie eine längst gekannte und geliebte Freundin. O Gott, liebe Mutter, das ist zu viel für ein armes Menschenherz.

Gott gebe mir Weisheit und Verstand, und ich werde den Pfad finden. — An meine Lage, wenig schwache Augenblicke abgerechnet, habe ich nicht gedacht. — Wir leben billig, und der liebe Gott wird mich nicht lange mehr fremde Atelierfenster mit Tränen in den Augen anschauen lassen.

(Nachschrift.) Ich schrieb den Brief gestern nacht in der ersten Hitze. Heute komme ich aus dem Palazzo Borgheſe und habe Tizians himmlische Liebe und in der Farnesina Raffaels Psyche gesehen. Was ich beginne, wer kann das sagen in der ersten Zeit! Ich hätte einmal die närrische Idee, an den Regenten zu schreiben und um einen großen Auftrag zu bitten, da ich weiß, daß alles nur Intrige ist und er mich jetzt für undankbar hält und glaubt vielleicht, ich wäre mit seinem Gelde hier. Doch lasse ich das alles fahren, es kommt doch nichts dabei heraus. Sowie ich nur aufatmen kann, suche ich mir etwas zum Kopieren. Wie geht es Euch, Ihr Lieben, zu Hause? Ich glaube, daß dieses Rom mich zu einem edleren Menschen und zu einem wahren Künstler machen wird; ich glaube, daß ich eine Zeitlang manches ausstehen muß, daß ich aber später dafür belohnt werde.

Rom, 18. November 1856.

Deinen letzten so lieben Brief habe ich auf der Via Appia, der alten Gräberstraße, gelesen. Ich saß auf einem alten Römergrab, den Blick auf die lange Campagna, endlose Wasserleitungen und das schöne sehnsüchtige Sabinergebirge . . .

Ich bin mit mir unzufrieden, sehr unzufrieden, daß ich noch mit der Arbeit nicht vorwärts komme, es ist mir noch zitternd und unheimlich zumute. Ich habe auf meinem Zimmerchen allerlei versucht, selbst nach Schirmers Aufruf im Kunstblatt ein Albumblatt, es ist bis jetzt noch nicht viel herausgekommen. Merian läßt mir die Wahl, wünscht aber eine Madonna von Maratta

eigentlich; da nun Lotsch mir riet, seinem Wunsche nachzukommen, bin ich einstweilen eingeschrieben; da sie schon besetzt ist, so komme ich den Winter in der arg kalten Galerie dazu, es ist ein modernes, süßliches Bild, doch still darüber. Ich habe auch schon Visiten gemacht, unter anderem einem reichen Herrn, der eine walachische Fürstin zur Frau hat, welchen ich in Venedig vor der Assunta kennen lernte; er will etwas kaufen, wenn ich einmal ein Atelier habe. Lotsch brachte mich hin, er stattete mir in meinem Zimmerchen einen Besuch den anderen Morgen ab, lud mich zu Mittag ein, bin dort gewesen. Den anderen Tag war ich dabei, wie ein abgeschmackter Süßling die Dame malte, so geht es!

Bei einer Dame war ich mit einer Empfehlung Charlottes, sie ist seit vielen Wochen krank. — Ateliers sind zu teuer; Künstler kenne ich viele, beinahe alle traurige Gesellen, Geld und wieder Geld das einzige Gespräch, sie leben von den Fremden, haben alle prachtvolle Ateliers und malen sehr mittelmäßig. Oh, du schönes altes Rom und welcher Geschmack! Wundere Dich nicht, liebe Mutter, daß ich so trocken das alles erzähle; im Herzen ist viel, sehr viel Begeisterung verschlossen, aber denke Dich in mein einsames Stübchen und denke, daß ich traurig und niedergeschlagen sein muß. Sieh, es wäre so vieles zu sagen, ich verschweige es, bis einmal ich mündlich mein Herz ausschütten kann. Ich enthalte mich aller und jeder Laune, ich weiß, wo hier der Krebsschaden sitzt, ich weiß auch, daß man jetzt noch nichts sagen kann, daß man Geduld haben muß und abwarten, was das Schicksal mit einem beschlossen hat. Daß ich noch nicht feurig und kühn sein kann, wirst du begreifen. Du bist so gescheit und verständig, daß Du mich recht verstehst, wenn ich sage, daß ich lieber später und als gemachter Mann wieder hierher zurückkehren will, um vielleicht zu bleiben; der Ernst, der hier weht, greift mir noch zu stark in die jugendliche Seele, und ich werde Besseres und Größeres

leisten, wenn ich ferne mit der geschauten Größe im Herzen, die mich einmal und für immer ergriffen hat, irgendwo produzieren kann, wo die eigene Schöpfung sich jugendlich allein entfalten kann, ohne daß die herbe Strenge der zu großen Vergangenheit die Blume erstickt. — Ich bin sicher, Du verstehst, was ich meine, und ich habe recht. Ich sehe es an den hiesigen Malern, sie träumen. Mit den Menschen soll man leben, und ich bin so traurig, weil ich keinen Zusammenhang zwischen alter und neuer Kunst hier sehe. Oh, liebe Mutter, könnte ich mit Dir sprechen, Du glaubst nicht, wie tief und wehe ich das Verhältnis fühle, und mehr noch, weil ich in so engen Verhältnissen beinahe passiv hier zu leben einstweilen gezwungen bin.

Rom, 15. Dez. 1856.

Warum, liebste Mutter, schickst Du mir Geld und sprichst von Unterstützung durch Deine Arbeit, warum verkennst Du mich so? Habe ich geklagt oder etwas verlangt? Den Tag arbeite ich, um mir zu verdienen; wenn ich auch freilich noch nichts zurücklegen kann, so habe ich doch immer etwas Verdienst. Die langen Abende und einsamen Nächte sind lang genug, um recht über alles nachzudenken ... Herr Maier hat mir gutgemeinte Ratschläge gegeben, aber nichts weiter gesagt, als was ich seither stillschweigend getan habe; ich weiß, daß ich ein armer Teufel bin, höre aber nicht gern fremde Menschen darüber reden. — Ich lege das Geld einstweilen zurück. Dränge mich nicht wegen der Kopien, Du kennst mich ja soweit, daß Du weißt, daß es auch für mich Ehrensache ist, die Sachen schön und nobel zu machen. Wäre längst etwas geschehen, wenn ich nicht einen und einen halben Monat schwer am Fieber in Florenz daniedergelegen hätte. Daß ich viel gelitten habe, brauche ich nicht zu wiederholen; ich habe nichts geschrieben, und das war recht von mir. Daß ich mich jetzt, wo ich weiß, was Gesundheit ist,

noch schone, ist natürlich. Der Winter ist kalt hier und stürmisch, ich habe nach der Galerie eine Stunde zu gehen und sollte in feuchten, kalten Räumen, in nicht zu warmen Kleidern arbeiten, das geht nicht. Es geschieht, sowie es wärmer wird. Einstweilen male ich lauter kleine Bildchen, um Geld zu machen; ich bekomme blutwenig, aber es kommt schon besser, habe ich gespart, dann male ich die Kopien gleich, meine anderen Bilder werden dann auch nach und nach gefördert. Ich war sehr krank in Florenz, das darfst Du mir glauben, aber ich habe meinen Mut bald wiedergefunden, und alles, um was ich bitte, das ist um etwas Aufschub. Ich muß mich und meine Finanzen restaurieren, ich bin unschuldig daran und habe mir und werde mir selbst helfen. Was ich in stillen Stunden gedacht und gerungen und wegen Euch gelitten habe, das weiß nur der liebe Gott.

Ich bin wohl und habe, wenn auch nur bescheidene, Aussichten, und hier mein Ehrenwort, daß ich mich nobel aus der Affäre ziehen werde, nur lasse man mich tun, was ich kann. Herr Maier sagte, der Großherzog wäre unwillig über meine Richtung usw. Himmelfahrten und Poesien sind auch unmoralische Bilder, ich will auch von der ganzen Geschichte nichts mehr wissen. — Wie hat es mich geschmerzt wegen des Aretino, daß Du, liebe Mutter, so arge Not damit hattest. Ich habe damals im strengsten Winter, ohne Holz, in fortwährender Begeisterung daran gemalt . . .

Vasari sagt: „Glück und Kunst leben in steter Feindschaft, denn wenn sie sich in einem Menschen vereinigen wollten, so wär's etwas so Vollendetes, daß es alle anderen vor Neid nimmer aushalten könnten." Daß ich so krank war, war ein Unglück; daß ich nach Rom kam, ein Glück; daß mir's nicht besonders im Anfang geht, ist eben, daß es mir bald besser gehen wird. Ich kann nichts dafür, wenn mich manchmal Trübsinn, Niedergeschlagenheit, Heimweh, alles Weh befällt, und doch

richtet mich ein liebes und teilnehmendes Wort zur rechten Zeit wieder auf. Liebste Mutter, laß mich nur machen, und Du wirst noch recht zufrieden sein; schwatzt man über mich, so laß sie schwatzen und glaube mir, ich will stark und mutig sein. Wieviel Liebes möchte ich Dir alles zum Christkindchen sagen, so nur soviel: Nichts mehr schicken, glauben und hoffen, Dich wacker und wohl erhalten. Es ist eine Schande, daß mir immer, wenn ich schreibe, die Tränen in die Augen kommen.

Rom, 18. Dezember 1856.

Es läßt mir keine Ruhe, ich setze mich deshalb heute nacht noch einmal hin, Dir zum Christkindchen einen Brief zu bescheren, der Dir Freude machen wird, um so mehr, da ich fühle, daß meine letzten beiden Briefe nicht das waren, was sie sein sollten, und leicht mißverstanden werden können, obgleich meine Sachen ganz schlau angelegt sind und nur zum besten Resultat führen werden. Es hilft eben nichts, wenn man etwas verheimlichen muß, und wenn es in der besten Absicht geschieht, daraus entstehen dann Mißverständnisse und sonstige Übel. Wie ich schon schrieb, wurde ich in Florenz bös darniedergeworfen, nachdem ich meine Sachen mit heiligem Eifer begonnen. Ich schrieb nichts, wozu auch? —, unser Herrgott läßt einen nicht leicht verderben; das sind eben Prüfungen. Hilf- und nutzlos daliegen zu müssen, während es not täte, daß man vier Arme und zwei Köpfe hätte, war zu hart, als daß es mir nicht noch lange im Gemüte nachgegangen wäre. Ich arbeitete wieder, war aber matt und, wie es immer geht, wenn die Natur ihr Recht verlangt, Rom war nötig geworden, um Geist und Körper zu stärken. Hier waren Ratlosigkeit, mächtige Eindrücke, moralische Umwälzungen, schreckliches Heimweh und Kummer im Gemüt die ersten und treuen Begleiter. — Liebe Mutter, was hier trocken steht, dazwischen liegen Kämpfe und Gemütsschmerzen, die ich sonst nirgend emp-

funden. Daß ich verdienen muß, das war mein steter Gedanke. Die Madonna für England, gewiß fein und geistreich empfunden, stand noch unvollendet da, Atelier, Modell, mit so wenigem auch sie fertig wäre, konnte ich, durfte ich nicht halten, da meine Barschaft erst gebessert sein mußte . . .

Nun wirst Du denken, das ist ja eine babylonische Verwirrung, und nun will ich mit wenigen Worten Dir schildern, wie alles gemacht wird, und wie ich hier zu Geld, Ehren und einem langen Aufenthalte kommen will.

Zuerst denke Dir, daß ich sehr fleißig bin und beseelt von dem ernstesten Willen, mich heranzuschaffen, damit ich niemand Dank schuldig bin. Denke Dir also ein kleines Zimmerchen, in dem ein Kaminfeuer brennt, mich darin, umgeben von kleinen, niedlichen Bildchen . . . Es sind anscheinend geringe Sachen, doch ist es, als ob oft mir eine bessere Hand den Pinsel führte. Sie sind zum Verkauf, sollen billig losgehen, allein ich male sie doch so gewissenhaft, daß ich mit Freuden meinen Namen darunter schreibe. Sie gelingen mir oft so zart und fein, daß ich sie nicht leicht weggebe. Dieses Leben wird so lange fortgesetzt, einen Monat noch oder höchstens zwei, bis Geld im Hause ist . . .

Überhaupt, liebe Mutter, denke doch recht ernstlich darüber nach und denke Dir, daß ich aller Selbstüberschätzung bar bin, denke, daß ich ein Mann bin, das Rechte will; bedenke meine Fortschritte von Paris bis Venedig; dann denke Dir Florenz und Rom, und Du wirst sagen müssen: Ich kann und darf nur Edles und Vollendetes von Anselm erwarten. Was ich bisher getan, und mein jetziger Plan ist den Verhältnissen angemessen; ich gehe nicht mehr schnell, aber sicher, und werde keinen Schritt zurücktun. So werden meine Aufträge in Ehren, und vielleicht ehe Du denkst, hinter mir sein, so werde ich ein Atelier bekommen, den Sommer die liebe Campagna abmalen, die so lieblich ist als Hintergrund

zu aller Art Bildern, und der nächste Winter kann dann ernsteren und höheren Dingen gewidmet sein. Denn mein Stündchen schlägt schon noch einmal, und ich nehme Gott zum Zeugen, ich will nicht eher wieder vor Dein Angesicht treten, als bis ich es in Ehren kann. Wundere Dich nicht, woher mir auf einmal diese Klarheit und Ruhe kommt, es ist ausgekämpft, so muß es sein und nicht anders. Es hat alles schon still in mir gelegen, ich wehrte mich dagegen, handelte aber doch schon so, lange ehe ich es aussprechen konnte.

Der nächste Brief wird noch bestimmter lauten; einstweilen, liebe Mutter, glaube mir, der Grundstein des besseren Anselm ist gelegt, und wie man beim Gebäude allerhand Schmuck hineinmauern läßt, so habe ich darin einstweilen Eitelkeit, falschen Ehrgeiz und fieberhaftes Wollen, ohne die Kraft, auszuhalten, begraben, und mit Fleiß, Bescheidenheit und unbändiger Hoffnung baue ich in die Höhe.

Rom, 15. Januar 1857.

Ich bin in den Abendstunden in Dantes Vita nuova vertieft. Ich sehe, daß die Herzen des 13. Jahrhunderts auch ängstlich geklopft haben, daß geistiges Schwärmen und zagendes Schwanken den jugendlichen Dichter zu untergraben drohten, und daß der Mann, welcher eine göttliche Komödie schreiben konnte, erst viel und schwer an Leib und Leben erfahren mußte. Wenn ich zurückdenke, daß ich in einer Kapelle von S. Maria Novella in Florenz den jugendlichen Dante und Beatrice mit eigenen Augen gesehen, so stehen mir zwei Bilder klar vor der Seele, die meinen späteren Jahren aufbehalten sind, das ist das zweite Begegnen im „neuen Leben" und Francesca in seiner „Hölle". Doch das sind Hintergründe, die mir bloß abends in weiter, aber sicherer Ferne klar vor die Augen treten, und da ist mir's erlaubt, wenn ich ausruhe von der Arbeit der Übergangsperiode.

Daß mir Rom stündlich näher ans Herz wächst, daß es mir unentbehrlich wird, werden muß, das wirst Du verstehen. Meine jetzigen Verhältnisse sind klar und bestimmt; ich lebe seit Monaten in größter Einfachheit, und mein Fleiß ist sich stets gleich geblieben und wird es bleiben, da ich mich körperlich wohl und heiter fühle. Meine Bedürfnisse sind geringer als gering, ohne daß ich je zu fürchten hätte, Mangel zu leiden. So geht es langsam fort, und es wird kein Schritt rückwärts zu tun sein. — Ich bin sehr fleißig, und um Dir eine kleine Übersicht dessen, was bereits getan, was zu tun ist, meiner Hoffnungen zu geben, habe ich also drei kleine Bildchen verkauft, wenig dafür bekommen, aber aller Anfang ist schwer, und es kann nur besser kommen, fünf kleine andere stehen im Lesekabinett eines der ersten Kunsthändler zum Verkauf. Drei kleine sind beinahe fertig, welche in den Deckel der Madonna für Frau Kestner geschraubt werden, darunter ist eine Anbetung der drei Könige und eine Findung Moses.

Ängstet Dich meine Existenz, wirf es von Dir, das ist nicht der Rede wert gegen das, was mir noch zu tun übrigbleibt. Daß ich weich werde, wenn ich schreibe, ist natürlich; was mir im alltäglichen Leben passiert, ist mir gleichgültig, und was ich vor mir habe — ich werde es erreichen, wenn Du, liebe Bloi, mir erhalten bleibst. Zudem geht mir in Rom die Ewigkeit der Kunst allmählich auf, und indem ich es lieben und verstehen lerne, werde ich kräftiger.

Rom, 12. Februar 1857.

Bei uns beginnt schon der Frühling, und als ich Deinen lieben Brief las, worin Du mir von Deinen Arbeiten erzählst und mich wegen Deiner Gesundheit beruhigst, da dachte ich, nun ist ja alles gut, und habe recht glückliche Stunden, im Gedanken an zu Hause, verlebt. Du kannst Dir nicht denken, wie anders mir zumute hier ist in allem,

aber auch allem, wenn der Gedanke an Euch zu Hause ein ruhiger, ernster Hintergrund ist, auf dem sich meine vorderen Figuren und Geister herumbalgen können. Wenn ich mir Dein Bild, lieb und still arbeitend, denke, wenn ich mir lebhaft denke, daß Du stark und ruhig abwarten kannst, bis mir das Schicksal liebevoller gesinnt ist und mir das zukommt, was mir von Gottes und Rechts wegen zukommen sollte, so meine ich, ich hätte schon die Hälfte dessen erreicht, und kann, die Gedanken fest auf die Zukunft gerichtet, über alle Dummheiten, denn weiter ist es nichts, hinwegsehen. — Ich will den Gedanken festhalten, daß Du alle meine Kämpfe siegreich überleben wirst, ich will mir Dich nicht leidend denken, sondern fest, gesund und hinwegsehend über diese dumme Spanne Zeit, und wenn ich das recht festhalte, dann kann ich auch von Herzen weg sprechen, dann fällt das peinliche Gefühl weg, meine Briefe könnten Dich quälen. Daß ich Dich habe, das weiß ich, gibt mir ja einen Vorsprung vor tausend anderen, und wie ich das fühle, ewig fühlen werde, das läßt sich nicht schreiben. Ich habe mir vorgenommen, Dir diesmal ganz ausführlich zu schreiben, Freud und Leid. Du wirst daraus ersehen, daß meine Zukunft mir groß und unverrückt vor Augen steht; denn die abgeschmacktesten Widerwärtigkeiten und täglich sich darbietenden Unmöglichkeiten, Dinge, wo man sich vor die Stirn schlagen muß und sagen: „Ist es möglich", haben nicht vermocht, auch nur einen Augenblick den großen Gesichtspunkt zu verrücken.

Doch eines ist erobert, Du fühlst es, liebe Mutter, mit mir, eines, und somit alles: „Rom". Bei diesem Namen hört alles Träumen auf, da fängt die Selbsterkenntnis an, und Rom, die alte Zauberin, weist einem jeglichen Menschenkind seinen Platz an. Meine italienische Fahrt ist ein Stück Entwicklungsgeschichte im echten Sinn des Wortes und voll, voll Poesie. Das Jahr in Venedig ist wie ein glühender Traum unbestimmter Sehnsucht, Enthu-

siasmus, Vertrauen, hochfliegender Hoffnung. Es mußte so sein. Statt daß einfache kleine Sachen für den Regenten genügend gewesen wären, griff ich zum Höchsten und Schwersten. Das war der einzige Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe, aber er war edel und verzeihlich.

In Florenz schlug mich das Schicksal darnieder. Doch es mußte auf die Träumerei die Prosa kommen. Der Arzt gab mich auf und wollte mich nach Deutschland schicken, es war die schrecklichste Stunde meines Lebens. Ich gehe nach Livorno und bin durch liebevolle Pflege eines deutschen Arztes, der mich beinahe anderthalb Monate behielt, gerettet worden, ich komme hierher als Bettler, — doch genug davon, ich mag durch keine Silbe mehr daran erinnert werden, doch glaube mir, liebe Mutter, ich habe die Feuerprobe bestanden. Jetzt Rom, und ich glaube, ja ich glaube fest und innig an ein gütiges Schicksal; es war alles recht so, wie es war, ich mußte geschlagen werden, um desto kräftiger aufzustehen. Diesen Erfahrungen allein habe ich es zu verdanken, daß mich nichts, nichts mehr berührt, und daß meine Kunst, wenn es Euch wohlgeht, mein Höchstes und alles andere niederwerfend ist. Was ich hier begonnen, habe ich geschrieben. Die Ausstellung ist eröffnet, es ist kein einziger da, den ich nicht kopfüber aus dem Sattel stürzen könnte, doch das unter uns in aller Bescheidenheit. Doch kann ich von meinen Sachen nur ein Studienköpfchen hergeben, weil es das einzige ist, zu dem ich die Mittel hatte, Natur zu nehmen. Alles andere, drei lebensgroße Madonnen mit zarten, feinen Kindlein, mußte als Fragment auf meinem Zimmer bleiben.

Rom, 20. Februar 1857*).

Ich kann, so müde ich heute abend auch bin, nicht umhin, Dir kurz noch dieses Nachschwälbchen zu senden.

---

*) Zuerst veröffentlicht von H. Ebert in den „Süddeutschen Monatsheften", 4. Jahrg., Heft 3.

Mit diesem geht ein Brief an den Großherzog, worin ich einfach bitte, einige meiner neuesten Entwürfe schicken zu dürfen. Vier meiner Bilder und vier Handzeichnungen lasse ich zu diesem Zwecke photographieren und sende sie. Es wird dies dann der letzte bange Monat sein, und wenn ich nur einigermaßen Luft bekomme, so daß es menschenmöglich geworden, sich aufzuschaffen, dann wirst Du rasch große Freude erleben. Außerdem arbeite ich täglich in Corsini und bis ich von Dir Herrn Burckhardts Adresse habe, ist Merians Bild schön und sauber vollendet. Herrn Burckhardt zeige ich alle meine Entwürfe und werde ihm womöglich auch Photographien mitgeben, damit sie Merian sehe und Du, liebste Mutter. Tags bin ich in der Galerie, abends zeichne ich zur Einschickung, damit die Sachen gleich abgehen können, wenn die Entscheidung eingetroffen. Alles Liebe und Gute; denn später bin ich meiner völlig Herr, und da es mir bald an ein wenig Hilfe von außen nicht mehr mangeln wird, so ist mein Aufkommen als gesichert zu betrachten. Sonntag male ich und singe und ich werde recht heiter sein und glücklich sicher meine Kunst zur Vollendung bringen, denn meine Prüfungszeit geht zu Ende und mit ihr Deine Sorge, Du liebe Mutter. Also Herrn Burckhardts Adresse! Meine ist, wenn Du die Briefe nicht an jenes Café adressieren magst: Piazza Barberini (S. Marianna Stompacconi) Nr. 70, pr. piano.

Meinen letzten Brief hast Du erhalten, Geduld, Du liebe Mutter, und auch du, mein oft so unruhiges Herz! Mein Stübchen ist hübsch, ein Kupferstecher, ein gescheiter musikalischer Mann, wohn tnebenan, und ich sitze gestopft in Entwürfen.

Rom, 8. April 1857.

Ich leide sehr im Gemüt, aber anders, liebe Mutter, als mein guter Vater, denn ich dürste nach praktischer Tätigkeit, und mein Dämon, der mich quält, ist reeller

Badende Kinder. 1864. (Schack-Galerie, München.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Natur, denn ich verlange vom Schicksal ja nur das Kapital eines Schusters, welcher sein Geschäft beginnen will. Fasse mich klar auf, liebe Mutter, ich bitte Dich darum, bedenke immer, daß der, welcher so offen spricht, eigentlich schon über der Sache steht. Ich will ganz nackt und offen mit Dir reden als einer ratenden gescheiten Freundin, und ich darf dies, ohne von Deiner Seite Angst und Zagen befürchten zu müssen.

Rom ist mir wie der stille unendliche Ozean, ein ruhiges Meer, ich mitten drin als einsamer Schwimmer; der Leuchtturm, der Land verheißt, ist zu sehen, aber außer Bereich menschlicher Kräfte. Ich möchte es umgekehrt, ich wünschte, die See wäre stürmisch, es dürfte auch Nacht sein, aber ich hätte ein Schiff, was ich mutig steuern müßte, um zum rettenden Leuchtturme zu gelangen. Das sagt mit wenig Worten alles. Ich will vollauf zu tun haben, Arbeit, Arbeit, kleine, aber sichere Resultate. Unter den deutschen Künstlern, die ich leider alle kenne, herrscht ein enger, enger, empfindelnder, übelnehmerischer Geist. Ich mußte mich nach und nach zurückziehen, weil ich meiner Armut, denn ich bin der Ärmste unter ihnen, halber keine ihrer Belustigungen mitmachen kann; jetzt halten sie mich für eingebildet und arrogant. O gütiger Vater im Himmel, Deutschland ist ein gotisches Bürgerhospital! — Obermeiers gehen nach Paris, sie ließ sich verleugnen, als ich Besuch machte. Der Teufel möge sie dafür holen!

Schreibe mir, liebe Mutter, bald wieder einen lieben, gescheiten Brief, daß er wie Quellwasser über mein hoffendes, bis jetzt noch ingrimmig ratloses Haupt rieseln möge, und wenn das Schicksal, d. h. die Vorsehung, mich wirklich dazu ersehen, ein guter Künstler zu sein, dann möge es recht bald, recht bald mich mit der heilkräftigen Dusche eiskalten Wassers, Tätigkeit, oder vielmehr Feld zur Tätigkeit, bedenken. Ein lebensgroßes Porträt habe ich vollendet, einen Freund, so gut es in dem dummen Zimmerchen geht . . .

Ich habe noch einen Gast in mir entdeckt, der zwar noch ganz bescheiden sich hier und da zeigt, Humor, glaube ich, heißt er und ist mir willkommen, wünschte auch, er verlöre seine Schüchternheit und käme öfters. —

Rom, 3. Mai 1857.

Liebe Mutter, lies das, was folgt, vier-, zehnmal, hundertmal und präge Dir es ein, halte es fest. — Erstens, Du sagst, Vater wäre Dir erschienen, Du machst Dir Vorwürfe, daß Du mich nicht nach Hause gerufen. Das, liebe Mutter, ist ein kranker, unwahrer Zustand, denn mir ist es heute und wie immer, wenn ich an den lieben Vater denke, als stünde er am Wege und zeigte nur nach einer Richtung, da wo der Vatikan steht. — Daß Du sorglich bist um mich, macht Deinem Herzen Ehre, und jede Hilfe, die Du mir ohne Opfer von Deiner Seite verschaffst, wird mir eine Stufe sein, wird Segen bringen. Das also bleibt Dir immer. Aber wenn Du Dich ängstigst, dann fühle ich mich dessen unwert, und das ist mir niederschlagender als alle diese Lappalien zusammen, weil ich mir dann sage, es wäre besser, Du wärest tot.

Zurückkommen? Ich denke nicht daran, sondern jetzt soll's erst recht losgehen. Ich brauche spottwenig, und geistig bin ich geklärt und reif. Ich werde bescheiden anfangen in einem Studio und — groß werden. Dann komme ich, nicht eher! Ich habe viel gezeichnet, die Kompositionen liegen vor mir, den Fortschritt kann jedes Kind sehen. Dieses ist alles noch ohne Natur, im stillen Zimmer, vor sich gegangen, bloß erzeugt durch Sehen, Nachdenken, Verarbeiten. Meine Gestalten sind plastisch geworden. Der Faltenwurf schmiegt sich dem Körper an, die antike Anmut hat auch meinem Sinne ihre Zaubergärten aufgeschlossen . . .

Du stellst die Sache auf die Spitze, Du glaubst, nur ein Engel kann mich aus der Verlegenheit ziehen, dem ist nicht so. Sieh, diese Zeit hat auch ihr Wahres und

Gutes, ein gewisser aristokratischer Stolz bricht sich an der Welt, ich gehe in mich und verarbeite ihn so, daß er Adel wird in meiner Gestaltung. Dann bin ich ja nicht blasiert, sondern jetzt bin ich auf dem Punkte, daß mir ein Atelier ein Geschenk gütiger Götter geworden, daß ich lechze nach richtiger Anwendung der Natur, oder besser: wenig, sei es noch so wenig, Geld schließt mir eine Welt des Studiums auf, was früher Summen nicht gekonnt. Und das ungefähr ist es, was ich so innig fühle in vorurteilsfreien Stunden, wie richtig das weise Schicksal seine unbändigen Söhne zieht — wenn es sie lieb hat. Erkenne das, liebe Mutter, der Weg ist gebahnt zu allem Guten, zeigt also vorwärts. — Eine Zeit der Sammlung ist nötig in Rom, wie dankbar fühle ich das! Die zukünftigen Bilder liegen still gelagert auf einer blumigen Wiese, und ich wandle darauf herum und pflücke das nächste und werde sie alle zum Strauße vereinigen.

Noch eines: Meine Verbitterung gegen die Menschen sind Worte, ich habe schon wahre Freunde und bin ja nicht blind gegen meine Fehler. Ich werde mich bessern, je von Tag zu Tag.

Hier war es so: Ich kam hierher als Rekonvaleszent, matt und sehr verschüchtert, und mein Fehler war, daß ich mich zu sehr gehen ließ, ich hätte mehr herumlaufen sollen zu den Leuten, das ist alles — aber auch nachzuholen. Morgen gehe ich zu Cornelius. Du siehst, ich klage mich an und doch war ich im Innersten unwissend, daß ich gefehlt, und möge mich mein krankhafter Zustand entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen; ich glaubte mich verlassen und allein, und es war mir schon ein gewisses Renommee vorausgeeilt. Weil ich so gereizt war, fuhr ich bei jeder Berührung in mich zusammen, und die Abspannung machte mich still und einsam. Von Obermeiers, die weggehen, leben fast alle die Helden hier; sie hätte mir gewiß auch bestellt, wenn ich früher gekommen wäre, ich hatte ja keine Ahnung von dem allen, ich glaubte,

mit kleinen Bildchen Geld gewinnen im kleinen ist sicherer. Man war gespannt auf Werke von mir und sah in ein paar Läden das Zeug und sagte: „Der Feuerbach ist schon so herunter, daß er für fünf Skudi malt." So sind die Leute, und zu spät habe ich das Terrain kennen gelernt, da ich ja wie vom Himmel herabfiel. Der leichtfertige Ton, das patente Wesen bei Obermeiers, die Zudringlichkeit der Künstler, so daß sie es herzlich satt hat, hielt mich armen Menschen fern, da ich glaubte, es stünde mir an der Stirne geschrieben. — Das war ein Fehler, ich weiß es, wer arm ist, soll nicht stolz sein. — Sie wieder, weil sie mit einem Liebhaber lebt, welcher in ihrer Equipage nach dem Künstlerverein fährt, sich ihrer schiefen Stellung bewußt, nimmt jedes Zurückziehen als Beleidigung auf, oder auch wollte sie nichts mehr mit jungen Künstlern des Geldes halber zu schaffen haben. — Hätte ich ein Atelier gehabt und einige Bilder, dann hätte ich mich nicht so erbärmlich gefühlt in dieser wirklich zu kleinstädtischen Klatscherei. Zudem, da ich mich nie und nirgends auch nur irgendwie geäußert auf mißliebige Art, da ich viel zu sehr mit mir und meinen Ideen lebe. Meine erbitterten Äußerungen gingen mehr auf das, wie man über mich und meine bescheidenen Dinge, um Geld zu verdienen, rücksichtslos urteilte. — Und mein Schmerz ist nicht der, daß ich arm bin, sondern, daß ich noch jetzt nicht den Leuten zeigen kann, daß ich zu Besserem in der Welt bin. Siehe, liebe Mutter, so sind die Dinge aufrichtig, ich bin voll Fehler, aber innerlich nobel, und ich will und werde alles überwinden, denn ich habe Erfahrung gemacht. Und hätte ich jemand gehabt, der mir das mißraten hätte aus Kenntnis des Terrains, was ich für recht und billig hielt, so hätte ich mir die Erfahrung an eigener Haut ersparen können. Darum, liebe Mutter, ich gewinne nur dadurch, und es war vielleicht recht so und gut, denn in künftigen Jahren werden noch oft schlimme Zeiten kommen, und jetzt weiß ich, wie es ist.

. Mangel habe ich nicht gelitten, geistigen wohl, abe nie Hunger . . .

Rom, 3. Juni 1857.

Ich denke mir, Ihr werdet oft von Italien sprechen, das Land, an dessen Grenze man sich aller Romantik entkleiden muß, und welches jedem Menschen diejenige Stelle anweist, zu der er berufen. Eine heiße und klare Sonne leuchtet über diesen öden Strecken und beleuchtet die Trümmerhaufen ins schärfste Detail, so daß unser so leicht phantastisch erregtes Gemüt eigentlich mit der Nase an die Wahrheit anrennt, die natürlich wie überall, anfangs bitter und melancholisch schmeckt wie Medizin. Das, was wir Poesie nannten, kann man nicht mehr brauchen, es kommen Zeiten der Ratlosigkeit, der Niedergeschlagenheit, doch nach und nach wachsen die empfangenen Bilder in der Seele riesengroß, und dieselbe Sonne beginnt dann das Innere zu beleuchten und zu wärmen. Ich habe das so haarscharf an mir erlebt, ich bin mit unverdorbenem Herzen, unklar, aber bildungsfähig hierhergekommen. Raffaels und der Antike Schönheit, auf deutschem Katheder vorgetragen, war auf mich nicht angewendet, und vielleicht gerade, weil meine Natur wahr und wahrhaftig war, mußte mir das noch verschlossen bleiben, worüber jetzt bei uns das Kind im Mutterleibe schon zu schwärmen versteht, und, liebe Mutter, ich danke Gott dafür. — Nur so konnte das Wunder Fleisch und Blut werden, und das Aufgehen nach und nach kräftigte Leib und Seele und machte das Gefäß so stark, daß die Eindrücke, statt mich zu drücken, bis zu meinem Tode darin Platz und Raum haben werden, das läßt mich auch mein Talent erkennen. Mit antiken Steinen lassen sich auch jetzt noch feste Gebäude aufführen. — Da meine Umstände so schlecht bestellt waren, so mußte die Malerei monatelang ruhen bleiben, das billigste war das Denken und die Gedanken zu zeichnen. Da gab's Kämpfe, Wut und sonstige sehr

nützliche Leidenschaften. Die Resultate eines Jahres sind nicht sichtbar, obgleich der Fortschritt in mir und einzelnen hingeworfenen Ideen handgreiflich ist. Ja, es ist keine Minute des Tages, in der ich nicht geistig modelliere, bilde, verwerfe, auffasse, etwas lerne. — Entschuldige diese kleine philosophische Abschweifung, ich komme zur Sache, was ich vorhabe usw. — Es hat sich vieles geändert, ohne daß ich materiell schon gesichert wäre. — Diejenigen Künstler, auf welche ich etwas halte, sind, nachdem sie meine Entwürfe gesehen, meine Freunde geworden, das ist im echten Sinne des Wortes; die andere Rotte wird ferngehalten, ohne Feindseligkeit, da ein Urteil über mich als Künstler durch andere festgestellt ist. Ein junger Künstler, der hier eine feine und liebe Frau geheiratet, geht jetzt in seine Heimat zurück ohne einen Kreuzer, als Resultat von sieben römischen Jahren. Seine Bilder, Landschaften sind das, wohin mein Sinn geht in der Historie: Schönheit, Poesie und Tiefe, Glut der Farbe. — Dabei ist er ein vollendeter Meister, mein Fortschritt ist derart, daß ich ihn ohne Neid betrachte, ja ihn fördern möchte und werde, wenn je sich Gelegenheit findet; er ist von Basel. Doch später mehr davon, Merian muß ihn auch besuchen. Es ist hier die alte Kompanie, Riedel an der Spitze, die, ich rede wahr, der Inbegriff alles Modernen sind (rede darüber nicht). Junge Künstler müssen hier jedes Jahr ihr Renommee neu gründen, da das Publikum wechselt. Das Geld ist ja auf der Seite der Modernen, Kummer und Armut auf unserer Seite, die wir echte Künstler sind, durchdringen werden mit der Zeit, die wir malen wollen, nicht „wie es euch gefällt", sondern, wie es vor Gott und gescheiten Menschen der Anstand erfordert.

Rom, 12. Juni 1857.

Warum ich schreibe? Weil ich nicht einsehe, warum, die Du bisher allen Kummer mit mir teilen mußtest, nicht auch meine Freude teilen sollst. — Du weißt von der

Landbergischen Galerie, wo sich im Winter alle Fremden zu den Soireen einfinden. Landsberg hat meine Mappe zu sich holen lassen und kennt meine Lage und hat sich auf das liebenswürdigste eingelassen mit mir. Er findet es auch nötig, daß mein Renommee von hier aus und dem deutschen Auslande ausgehen muß, und daß ich mich um Karlsruhe nicht mehr bekümmern dürfe, bis ich von außen her gedeckt bin, und dann wird sich die Sache anders gestalten.

Eine Zeichnung bekommt einen schönen Rahmen und ist schon dort. Ein Studienkopf ist bestellt und dreißig Skudi schon bezahlt, wodurch ich also von vornherein anfangen kann. Dann soll ich ihm den Dichtergarten groß malen, welches Bild dann die ganze Rückwand seines Hauptsalons füllen wird, auf welchen Punkt die Augen aller gerichtet sind, weil sich dort die Musici befinden. Dasselbe wird dann durch eine Extralampe von oben beleuchtet.

Rom, 15. Oktober 1857.

Glaube mir, liebste Mutter, trotzdem mein Leben bisher wie Ironie erscheint, es haben die tausend Flohstiche mich noch nicht so ruiniert, daß mir nicht in freien Stunden mein erhabenes Ziel vor Augen stünde. — Wenn das Talent und das gute Herz von andern benutzt wird, liebe Mutter, das tut weh, und wenn man sieht, daß das Leben eine Komödie ist, in welcher der echte Künstler gleichsam eine komische Erscheinung ist, so gibt's der trüben Stunden genug. — Du, liebe Mutter, wirst in mein Herz gesehen haben, und der liebe Vater im Himmel wird auch freundlich auf mich niedersehen, es kann ja doch nicht eitles Possenspiel sein, und es gibt noch eine verborgene Krone, nach der zu ringen keine Schande ist.

Rom, 15. Nov. 1857.

Liebe Mutter, verzeihe mir, aber glaube, daß ich Herz und Sinn fest in der Hand halten muß, um nicht in die tiefste Melancholie zu versinken. Und doch sagt mir jetzt eine innere Stimme, daß ich wacker und brav mich gehalten habe und die Belohnung nicht ausbleiben wird. — Es stehen fünf Bilder auf dem Atelier, und ich bin umgeben von feinen Menschen und Freunden, die mich ehren und achten. Daß noch nichts geschehen ist, hat ja nicht soviel zu sagen; daß rasch sich alles wenden muß, ist eigentlich natürlich.

Wie anders ist doch schon jetzt alles geworden, mein Fleiß ist sich stets gleich, und die Resultate sind meine Werke. Ich habe ein herrliches Atelier, die Miete ist zwar noch zusammengepumpt, doch was ist das! Der Schmerz, meinen großen, jetzt vollendeten Dante in Landsbergs Hände geben zu müssen, ist überwunden oder Gleichgültigkeit geworden. Ich erhalte viele Besuche, und das mehrt sich. — Heute war Riedel aus freien Stücken bei mir. Er war sehr lieb und hat mir volle Anerkennung zuteil werden lassen. Er ist als Intimus von Obermeiers beauftragt, in ihrer Abwesenheit Bilder zu kaufen, die er für gut hält. — Also, liebe Mutter, hege ich die stille Hoffnung, daß sein Besuch nicht umsonst war.

Rom, 10. Februar 1858.

Hast Du mein letztes Briefchen nicht erhalten, warum schreibst Du mir so lange nicht? Mein Bild ist ganz frei und kommt in acht Tagen zur öffentlichen Ausstellung. Durch die Güte eines lieben Freundes wird es mir möglich, Landsberg ganz zu bezahlen. Wer und wie, das sage ich Dir später. Ist meine Sache eine gerechte, liebe Mutter, so muß ich nun bald am Schlußstein meiner schweren Prüfungen sein. Gott im Himmel ist mein

Zeuge, wie grundedel ich es meine. Der ewige Wechsel von Freud und Leid hat mich sehr angegriffen, aber verlasse Dich darauf, es kommt der Tag der Belohnung.

Und, liebe Mutter, rate, was wird mein nächstes Werk sein? Ein dramatisches, „Iphigenie in Tauris". Wenn ich meine, ich könne das Warten nicht mehr aushalten, dann kommen mir solche verklärten Stoffe von oben und geben mir Trost und Stärke. Du glaubst nicht, wie ernst ich geworden bin. Ich weiß auch, daß ich jetzt reif bin zum Hohen, Antik-Gewaltigen. Mein Leben hat soviel Widerwärtigkeiten, siehe, liebe Mutter, ich umgehe sie alle, was brauche ich Dich mit all dem Lumpenzeug zu behelligen! Dann fehlt es auch nicht an inneren, großen Stunden, und mein rastloser Geist ist immer tätig, zu gestalten. Warum ergreift mich der bloße Gedanke an Iphigenie so sehr, warum rührt mich diese uralte Geschichte so sehr, daß ich nicht Ruhe habe und Rast, sie durchzubilden, währenddem ich mit Juden, Geldmangel, Neid, Kränkung im Leben zu kämpfen hatte!

Rom, 22. März 1885.

Liebe Mutter, ich bin im Innersten verändert, ich bin imstande, ein großes Ziel vor Augen zu haben und mir in diesem Bewußtsein dazu auf andere Art redlich die Mittel zu erwerben. Dann wird unter der Zeit die Generation, die häßliche, neidische, hier verändert sein, ich hab' mit Dir gesprochen und kehre wieder neugeboren. Liebe Mutter, ich deute Dir diese schöne Hoffnung an, die sich auf die einfachste Art realisieren kann. Wirklich, erstens bedarf ich frischer Umgebung, ich muß Dich sehen, und wer weiß, der zweite römische Aufenthalt wird ein besserer sein; jetzt warten wir ruhig ab. Du siehst, liebe Mutter, man läßt den Menschen nicht ganz verzweifeln, es kommt immer etwas wieder, was den Schwingen Kraft gibt. Oh, wie habe ich gelernt, wie habe ich Menschen

und Dinge betrachten gelernt in der öden, römischen Einsamkeit, verfolgt vom Gekläff der Schwätzerei . . .

Rom, 21. April 1858.

Mein Bild ist zurück von der Ausstellung, es ist auch nichts weiter erfolgt. Wie man faktischen Sukzeß haben kann, ohne daß etwas weiter herauskommt, wird dem klar, der in dem Badeort Rom lebt, — man sprach davon und basta. Ich habe auch das überwunden und resigniere auf alles Weitere. Es ist hier Hasardspiel; Mittel wie Lohnbediente, die bestochen werden, elegante Ateliers für Fremde usw. kenne ich nicht, will sie nicht kennen, einflußreiche Freunde habe ich nicht. Mein sehnlichster Wunsch, Dir tausend Gulden geben zu können, ist zu Wasser geworden, und das Resultat so vieler innerer Kämpfe und Unruhe wird eben das sein, daß ich ein zweites Bild malen muß, damit mir's dann ebenso ergeht, wie bei diesem usw. Ich danke Dir, liebe Mutter, daß Du so hohe Ideen über meine Zukunft hast, ich habe sie auch still gehegt, habe sie aber nicht mehr. Es braucht, abgesehen von äußeren Mitteln, stets bei mir wahrer Revolutionen inwendig; ich habe lange Zeiten, wo mich die Fülle der Bilder quält und ich doch nicht die Ruhe habe, eine Gestalt nur zu zeichnen. Endlich kommt etwas zur Klarheit und ist dann, wie Dante, das Einfachste, was man sich denken kann, dem man die Kämpfe nicht ansieht, und was ein anderes, heiteres Künstlergemüt ebensogut gleich ohne das auf die Leinwand bringen könnte. Daher kommt es dann, daß die Beschauer meine Bilder eben nehmen wie andere auch und ich die einzige Seele bin, die glaubt, sich diesmal selbst überwunden zu haben, und die dann wieder anfangen muß, von neuem zu bilden, um vielleicht dieselben Resultate zu erzielen. Liebe Mutter, das klingt nicht heiter, ich kann nichts dafür, es ist ja die Wahrheit, ich sage sie nur, um Deine vielleicht zu hohe Idee herunterzustimmen.

Daß ich leichtsinnig früher war, daß ich innerlich gelitten habe, das steht in meinem Gesicht geschrieben, und Gott sei mein Zeuge, daß ich seit Jahren an mir gearbeitet habe, die innere Unruhe zur Klarheit zu bringen. Darum, nur darum bin ich so niedergeschlagen, weil ich Euch etwas sein möchte, und mir das Schicksal es nicht verstatten will. Liebe Mutter, ich will recht auf der Hut sein, den Glauben an meine Kunst nicht zu verlieren, obgleich mir das so gering vorkommt, was ich geleistet habe, gegen die Opfer, die es gekostet.

Ich bin entschlossen, ich harre aus und werde still so weiter leben, mögen es noch Jahre sein. Gedanken, wie die: „Ist es erlaubt, einer Idee zuliebe so viele Opfer zu verlangen, solche Ansprüche zu machen, einer Idee zuliebe, die vielleicht Illusion ist?", solche Gedanken muß ich mir fernhalten, aber sie sind so natürlich, wenn auf große Verheißungen die Erfüllungen ausbleiben. — Ich werde auf drei Tage endlich einmal ein bißchen Natur sehen, das macht frisch, dann male ich das Ständchen fertig und halte alle Bilderideen fest unter der starren Eisdecke der Notwendigkeit; vielleicht bricht auch für mich noch ein Frühling ein, der sie brechen macht.

Rom, im Juni 1858.

Neulich Abend wurde mir Dein zweites Briefchen aufs Atelier gebracht. Die widersprechendsten Empfindungen kamen auf mich herein, tiefer Unmut über die Unwürdigkeit meiner Verhältnisse im Gegensatz zu der idealen Höhe, die ich in der Kunst erstreben möchte, Heimweh, schreckliches Heimweh, und doch nicht zu überwindender Ekel vor den dortigen Verhältnissen, Frankfurt nicht ausgenommen. Dann überkam mich etwas wie frühe Todesahnung, und ich brach in anhaltendes, krampfhaftes Schluchzen aus. Das ist eben, mein Gemüt ist sehr bewegt, und ich habe noch nicht ganz alles ins richtige Gleichgewicht gebracht.

Gerade voriges Jahr um diese Zeit begann ich den Dante mit einem kleineren Kapital als das, über welches ich dieses Jahr zu gebieten habe. Ich werde es verwenden wie jenes, ein großes Werk beginnen, ein kleineres entwerfen für etwaige Besteller und ein paar Studienköpfe malen, wie jener, dessen Photographie Du besitzest. Das große Bild geht dann zur Pariser Ausstellung, wo es Reserve wird, im Falle Dante schon verkauft ist. Die Komposition wird ganz einfach und ist mir vor die Seele getreten in den bitteren Stunden des Heimwehes, der Sehnsucht, der Qual, Dir, liebe Mutter, helfen zu wollen, [in] dem Streit des hochstrebenden Künstlers und des pflichtgetreuen Sohnes; oh, liebe Mutter, ich habe tiefe Seelenleiden, ich kann und mag nicht sprechen darüber! Aber auch ich muß vielleicht als ungelöstes Rätsel in die dunkle Grube fahren. — Der Gegenstand ist Iphigenie, welche an der Pforte des Tempels sitzt und über das weite Meer nach Griechenland hinschaut; neben ihr zwei Frauen, zu ihren Füßen zwei Kinder, wovon eines die antike Doppelflöte bläst. — Was ich will im Bilde, ist tiefe Leidenschaft, plastische und höchste Vollendung, und wenn Gott seinen Segen dazu gibt, möge das Ganze einen anmuten wie „stille Musik" oder „ein Gesang des Homer", wie Goethe sagt. — Neulich habe ich vor dem Apoll gestanden, des lieben verstorbenen Vaters gedacht, eine innere Freudigkeit ist in mir gewesen wie nie, das ist, daß mir ein so reifes Verständnis der Antike aufgegangen, das ist eine schauernde Ahnung dessen, was mir noch zu tun übrigbleibt.

Genzano, 8. Juli 1858.

Ich war nach Rom zurückgekehrt und fand dort Deinen lieben Brief. Jetzt bin ich wieder in Genzano und kann jeden Morgen über das Meer wegsehen nach dem Cap Circeo, was einsam hineinragt in weiter Ferne, wobei mir immer jene Stelle aus Vaters Briefen einfällt. —

Als ich las, daß es Dir immer so knapp geht, da habe ich mir bittere Vorwürfe gemacht, daß ich es im Augenblicke besser haben sollte. Ich wollte nicht mehr hinaus, und doch konnte ich in Rom nicht arbeiten. Meine Freunde alle redeten mir zu, und erst jetzt, nach vierzehn Tagen, bin ich ruhiger im Gemüt, nachdem ich so manche schlaflose, ratlose Nacht gehabt. Jetzt fängt die Stille und Schönheit der Natur an, auf mich zu wirken, und ich habe Augenblicke, wo ich selbst an die nächste Zukunft nicht mehr denke. —

Sieh, liebe Mutter, ich komme mir wie ein Verdammter vor, und seit ich weiß, daß ich mich mit meinem Talente nicht in die Höhe arbeiten kann, seitdem habe ich innerlich und äußerlich viel, sehr viel eingebüßt. — Ich gebe die Historienmalerei ganz auf, es ist ein Wahnsinn. Mein Aretin, alles ist verloren, und ich selbst komme mir wie ein schlechter Mensch vor. — Wird Dante verkauft, so kann ich Dir, mein sehnlichster Wunsch, etwas zukommen lassen, mir ist geholfen, und wir beide sind um Hoffnungen und Vertrauen reicher. Doch weiß ich, so steht es nicht geschrieben. Ein kühner Mensch wird gebrochen und fähig und würdig daourch gemacht, unter seinesgleichen zu leben — sich zu bescheiden. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich auf der Campagna bin und denke mehr an Euch als an mich. Fort gehe ich nicht. Was ich beginnen werde, das wird sich finden. Kopfhängen, Grübeln schwächt, darum will ich noch bleiben, hier in reiner Luft und vergessen. — Es wird mir wieder Geist und Körper stark werden und dann wird mir auch das Rechte einfallen.

Rom, 10. Juni 1858*).

Meine liebe, gute Mutter!

Auf Deinen lieben Brief antworte ich heute nur wenig,

*) Zuerst veröffentlicht von H. Ebert in den „Süddeutschen Monatsheften", 4. Jahrg., Heft 3.

da ich von Depeschenmachen müde bin, die Hitze unerträglich. Der Brief an Herbig nach Berlin geht heute ab. Von Stiebel ist noch nichts da, doch erwarte ich täglich, noch hat es Zeit; wie es die Umstände fügen, so wird es recht sein. Du wirst es in Frankfurt sehen. Die Dantephotographie nach der Zeichnung ist wieder mißlungen, namentlich die vorderen und hinteren Figuren ganz, doch wird's Dir immer eine Freude sein. Mir, mit Berlin bleibt dann nichts mehr übrig, als dem Vergolder Bosse später zu schreiben, daß er mir den gotischen Goldrahmen beim Beginn und Schluß der Ausstellung sorgfältig ein- und auspackt. Laß Dich mit Felt noch nicht ein, sei freundlich gegen ihn, es ist da nichts zu machen. Ich weiß schon, woran ich bin. Neulich sah ich zum erstenmal das Meer in Frascati, wie schön ist doch die Welt und wie trübselig oft der Mensch! Es war ein schöner glücklicher Tag. Über das, was ich beginne, kann ich Dir heute noch nichts sagen, das „Ständchen" ist fort, erst in einigen Tagen, wenn „Dante" auch draußen ist, dann kann ich einen Beschluß fassen. Ich habe Lust, das Bild in Berlin zu 2000 Taler anzusetzen, es ist es wert und meine Verhältnisse müssen derart werden, daß ich einmal auch weiterbauen kann, sonst bin und bleibe ich stets auf dem alten Fleck. Ach, ich habe weder in Frankfurt noch Berlin Hoffnung. Ein bißchen Zeitungsschreiberei, und dabei bleibt's. Ich werde wahrscheinlich bald in der Campagna mich umsehen nach einem stillen Plätzchen, es ist ja so wunderschön, das Land, und dann mich hinaussetzen, nach der Natur malen. Doch schreibe ich Dir noch darüber ganz bestimmt. — Ob ich Dich sehen kann, wer weiß es? — Hat der eine Tag von Frascati Wunder getan, so wird ein längerer Aufenthalt alle Wunden heilen und einen still gefaßt und kräftig machen. Mein Kapital ist klein, und ich bin nicht mit mir einig, was das beste ist, wie es verwerten. Anfangs wollte ich im Studium darauflos arbeiten, doch brauche ich immer mehr

Modellgeld, denn ohne das läßt sich kein gutes Kunstwerk machen. Ich dachte hin und her und bin dahin gekommen, meinen Geist und Gemüt und Körper erst zu kräftigen; was nachher wird, wer kann das wissen bei solch schwebenden, bald hoffnungsvollen, bald hoffnungslosen Zuständen, doch wird Dich's freuen, wenn Du denken kannst, jetzt sitzt er im Grünen am See und malt. Ich möchte alles, ich möchte auch sehen. Porträte hin oder her, wenn sie gut bezahlt werden, so mache ich am Ende dem Teufel seine Großmutter. — Ich habe Deinethalb große Sehnsucht. — Dann wieder, was für Dinge könnte ich wieder malen! Bilder groß und klein. Aber überall ist es eben das Ungewisse meiner Zukunft, was mir vor Augen steht, so daß ich nicht mehr weiß, was das Rechte ist. Und doch habe ich Vertrauen, draußen in der Natur wird mir das Richtige einfallen. Du, liebe Mutter, sei unbekümmert, es ist ja möglich, daß wir uns sehen, überhaupt sorge Dich meinethalben nicht unnütz ab. Was können wir eigentlich tun? Wenn das, was man ist in der Kunst, bezahlt würde, wie wollte ich arbeiten, allein das Demoralisierende ist, daß die Malerei Geld kostet und doch nichts einbringt. — Ich hoffe, vierzehn Tage, drei Wochen, ein Monat in der Natur wird mir Ruhe und Kraft bringen. Jene Iphigenie und noch soviel ist beiseite gelegt auf bessere Zeiten. — Es muß erst Heiterkeit drinnen sein im Gemüt, dann kommt alles. — Ehe ich definitiv meine Maßregeln nehme, schreibe ich noch einmal ausführlich. Wie ich neulich das Meer sah, da fühlte ich zum erstenmal wieder eine innere Freudigkeit, es war mir so klar, daß ich ja noch jung bin, und wie wenig dazu gehört, einen alles vergessen zu machen; da fühlte ich auch, wie einen die Menschen krank machen, die Verhältnisse verelenden können, daß innere Freudigkeit, Ruhe die Seele der Kunst ist. — Darum will ich hinaus, mich kräftigen und eine Fülle neuer besserer Gedanken wird über mich kommen, das weiß ich. Ich will

nicht denken, was wird nachher? Meine Schulden sind bis auf weniges bezahlt. — Und Du, liebe Mutter, sorge Dich nicht ab, vielleicht, und es wäre der schönste Lohn, geht „Dante" doch nicht so spurlos unter. Hoffen wir und haben wir Vertrauen! So ist der Mensch, und bin ich in schöner Natur, so möchte ich wieder Euch um mich sehen. — Nie werde ich das Arbeiten in mir vergessen in den dunklen Laubgängen, die wandelnden weißgeschleierten Frauen, das blitzende Meer, die weiche dämmernde Campagna. — Vielleicht kommt mir von Herrn Wedekind noch etwas, da mein Bild ein ganz feines geworden ist. — Einstweilen also, liebe Mutter, ist gesorgt für mich und es wird alles recht werden. Vielleicht ist es gut, daß ich nicht gleich wieder produzieren soll. Du wirst mein Bild sehen, denke an mich in Ruhe. Wieviel hab' ich doch noch zu lernen und wenn Verhältnisse mich so tief schmerzen, so ist es ja nur, wenn meine Kunst notleidet und so vieles unterdrückt werden muß. — Bald einen ausführlichen Brief, schreibe wenn Du willst, wenn auch die Briefe sich kreuzen.

Dein treuer Sohn.

Rom, 22. Oktober 1858.

Die Nachrichten aus Berlin regen mich momentan auf, freuen mich Deinethalb, doch wünschte ich baldige Entscheidung — das Bild ist, was es ist. — Mich berühren Erfolge nicht mehr zwei Stunden, während sie mich vor vier Jahren eitel gemacht hätten, im Gegenteil, es ist mir das Gerede meist peinlich — ich brauche Mittel, und das übrige weiß ich besser als die Herren. — Ich habe so Angst, daß mein so emsiges Arbeiten bald durch Geldmangel eine Störung leidet, was nicht sein darf. Für den Winter ist mir nicht bange, auch ohne Verkauf des Dante, welcher im Preise erhöht werden muß, wenn er durchfällt in Berlin, wie es den Anschein hat. O Weisheit — was wird es noch zu kritisieren geben,

Nymphe, musizierende Kinder belauschend.

1864. (Schack-Galerie, München.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

und der Maler macht doch bloß das, was ihm Gott gegeben!

Wenn doch die Herren, die so schreiben, wüßten, wie wenig ihr Reden Einfluß hat auf den inneren Genius des Menschen. Was kann der Mensch dafür, wenn er so schafft und nicht anders! — Was werden sie sagen, wenn erst Dantes Tod kommt? — Titus Ulrich vergleicht mich mit Raffael und Tizian, andere mit anderen, während man am Ende den Namen hat, den schon der Vater und Großvater getragen hat. — Es freut mich Deinethalben, meiner Freunde halber, der bekannten Herren halber usw.

Doch am meisten freut mich Dein inneres Verständnis, und wenn erst die kleinliche, so drückende Not beseitigt ist, dann geht alles.

Rom, 20. November 1858.

Man fühlt sich eigen berührt, wenn man immer auf andere angewiesen ist, statt daß der einzige, glühende Wunsch in Erfüllung geht, daß die Leistungen es sind und fremde Menschen, die es ohne Freundschaft, der Sache zuliebe, tun. — Wir, liebe Mutter, haben uns zu lange nicht gesehen, Du kennst mich nicht mehr und würdest Dich wundern, wenn Du mich sprechen hörtest, so ruhig und klar, über Anschauung der Dinge, die ich jetzt stets absichtlich verschweige.

Mein Trost, meine Hoffnung steht auf Paris, und noch einmal Paris. — Lassen wir alle Herzensangelegenheiten beiseite, reden wir geschäftlich, denn ich selbst fühle, wie mir die Jugend zum Teufel geht und mein Lohn kommen wird, wenn es zu spät ist, es mit den Liebsten zu teilen.

Dann, liebste Mutter, noch die größte Bitte: Reise nach Frankfurt mit Emilie, sieh Dante, schreibe mir Dein Gefühl, aber ich beschwöre Dich, quäle mich nicht mehr mit dem, was die Leute sagen. — Daß ich auf längere Zeit nach Frankfurt gehe, ist ein Hirngespinst; hier ist

mein Platz, und es erwartet mich die Arbeit; daß ich zwei, drei Porträts male, wenn ich Euch besuche, gewiß, wenn sie bestellt sind und gut bezahlt; aber dann zurück nach Rom, aut Caesar, aut nihil, und den Spree-Rubikon habe ich gottlob hinter mir. Kopf aufrecht, Du arme, liebe Mutter.

Dein treuer Sohn.

Rom, November 1858.

Gegenstand des großen Bildes ist „Dantes Tod". Eine Idee, die ich schüchtern monatelang herumgetragen und nach Gestalten gerungen, die jetzt erst auf eine einfache und ernste Weise in meiner vollendeten Skizze ihren Ausdruck gefunden hat. Er ist kurz so: In der Mitte auf hohem Lehnstuhl sitzt der alte Dante, gekleidet in Scharlachrot von Kopf bis zu Fuß, die rote Kappe mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupt. Er ist zurückgesunken, das Auge nach oben gerichtet, ernste Weiber, die beten, und Männer in faltigen Gewändern umknien ihn, still betend für seine Seele. Seine Tochter kniet zu seinen Füßen und hält die kalten Hände gefaßt, ein anderer hält ihn in den Armen.

Dunkle Vorhänge mit Gold hängen herunter, hinten sieht man hinaus in die abendliche Landschaft, das Meer, und darüber schwebt groß auf Wolken, dunkel gegen die Glorie, die Geliebte seiner Jugend, Beatrice, umgeben von einem Chor musizierender Engel, mit dem Kranze auf dem Haupt, wie sie sich dem Schleier enthüllt.

Und nun ist es ein rührender Anblick, daß bloß Dantes sterbendes, vom Widerschein der Glorie bestrahltes Gesicht in Verbindung steht mit der verklärten Beatrice, während die unten bloß den ernsten Tod in seinen Zügen lesen.

Das, liebe Mutter, möge meine Auferstehung sein, denn es packt mich selbst und wird jeden packen. Und gestatten mir die Verhältnisse erst die Vollendung nach drei Jahren,

so werde ich alles leicht ertragen und werde gesund sein, weil ich einer großen Idee lebe. Du wirst, liebe Mutter, begreifen, wie ernst mir zumute ist und wie ich es meine mit der Kunst, denn ich beginne bei Verhältnissen, die mich eigentlich zu gänzlichem Nichtstun aufforderten.

So aber wird immer eine Stunde kommen, in der ich daran bilden kann, und Gott sei mein Zeuge, es ist innerliche Notwendigkeit. Auch habe ich innerlich gelobt, allen äußeren Verhältnissen strenge Rechnung zu tragen, nichts versäumen und wenn ich Bestellungen habe, nicht eher weiterzugehen, als bis ich sie zur Zufriedenheit gelöst und Geld damit gemacht habe. —

Solche Dinge verstehen Herren wie Stiebel nicht, darum, liebe Mutter, mache Du es, wie Du willst.

Meine Lage erfordert und läßt bloß diese Bedingung zu, magst Du nichts darüber sagen, auch gut, mir immer Recht. — Ich komme durch ohne alles dies — und ich spreche ganz klar und vernünftig. Daß mir Hilfe willkommen ist, ist natürlich, im übrigen darf noch viel kommen, bis man mich hinunterkriegt. Auf der andern Seite will ich mir Geld machen und ich komme zu Besuch nächsten Sommer, und in Eurer lieben Nähe wird auch der letzte Schatten weichen aus dem Gemüte, aber darin sei ganz ohne Sorge, daß alle meine Gereiztheit Einfluß haben sollte auf meine Kunst, und mein größter Kummer ist der, daß ich nie Geld zur rechten Zeit habe, daß ich so lange Natur entbehren muß manchmal, daß ich nicht studieren kann, wie es erforderlich. Und das muß ein Ende nehmen diesen Winter und wird es. Kränkungen kann ich nicht mehr haben, da ich mit den Landsleuten gebrochen habe und still meiner Wege gehe, ein Grund mehr, warum ich von Stiebel nichts will, der mit allen zusammenhängt. — Seit ich weiß, daß ihr Umgang mir nur Schaden gebracht hat, bin ich ganz beruhigt und mit Engländern usw. komme ich weiter, weil sie wenigstens alle gut erzogen sind. — Im übrigen mußte alles so kommen, meine

Kunst erfordert Ruhe und ich habe Erfahrungen fürs ganze Leben.

Liebe Mutter, nimm diesen Brief lieb auf, grüße die liebe Emilie tausendmal, eher komm' ich nicht, bis ich als freier Mann kommen kann.

Rom, 2. Mai 1859.

Obgleich ich innerlich noch so bewegt und unruhig bin, so schreibe ich Dir diesen vierten Brief mit meinem Entschlusse, die Heimreise in Anbetracht der Verhältnisse vorderhand aufzugeben, hier zu bleiben und morgen meine Arbeiten wieder zu beginnen. — Ich bin Mann genug, als daß ich in dem Ernste der Zeit nicht mein armes, unbedeutendes Ich hintansetzen könnte, Rechnung dem tragend, worunter Bessere und alle leiden. — In Paris, nach all meinem innigen Hoffen, muß ich zufrieden sein, wenn mein Name ja nur genannt wird. — Lassen wir dieses Kapitel. — Schon seit einigen Wochen war mir's, als sei meine Muse erschlagen, mein poetischer Garten verwüstet, und der Glaube an meine Begabung fing an zu wanken. Was ein Mensch meiner Konstitution und meines Temperaments darunter leidet, das sind Schmerzen, von denen man, trotz Kriegsgeschrei, wenigstens seiner Mutter gegenüber, sprechen darf. — Morgen fange ich wieder an, mehr kann ich nicht tun. — Oft glaubt man, die Prüfungen wären vorüber, während sie erst beginnen.

Der alte, geistreiche poetische Doktor Heyse (wenn er lacht, ist er täuschend mein Kopf des Hafis) ist mir mitten in meine Nacht quälender Gedanken wie ein höherer Bote gekommen. Er bleibt noch anderthalb Monate, vielleicht reise ich mit ihm zu Euch, da er nach England geht. Er hat sich mir auf das feinste und eindringlichste genähert, ich bin abends sehr oft bei ihm, und seine Worte, die er zu mir gesprochen, lassen sich nicht schreiben, nicht drucken. So hat er mir den geistigen Puls gefühlt, Menschenkenner, wie er ist, und wird mir zur Seite stehen,

auch später, wenn wir getrennt sind. . . . Hauptsächlich hat Heyse meinen Entschluß, hierzubleiben, bestimmt — vorderhand. Er hält mich für ganz gesund, nur sagt er, meine Natur sei für manche Dinge zu edel und zart, wo Knochen nötig wären. Und wie sollte ich, der Sohn eines gemütskranken Vaters, hineingeworfen nach Italien, eine Existenz zu gründen, bei gänzlicher Unkenntnis aller Verhältnisse, wie sollte ich bewahrt bleiben vor großen inneren und äußeren Kämpfen! Hat nicht zuletzt mein reiner Sinn, Strenge gegen mich zuletzt doch noch den Sieg davongetragen? Ich habe studiert wie noch nie, in stillen Hoffnungen an Paris und den Erfolg. Jetzt ist das auch zertrümmert, und nun heißt es: „Verliere nicht den Glauben an deine Sache", sonst ist alles hin.

. . . Glück habe ich nie gehabt, manche sagen, ich hätte meinen Stern; ich habe ihn noch nie gesehen und möchte, daß er sich doch einmal entschleierte, damit ich daran glauben kann. — In der Abenddämmerung, um diese Stunde sehen meine Bilder, die mich umstehen, so aus, als trügen sie die Berechtigung zu existieren in sich selbst, es wird wohl das Richtige sein. Ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß auch nur ein Funke inneren Glückes in mir wäre.

Rom, 28. Mai 1859.

Ich arbeite, zwinge mich dazu und tue alles, mich der mir verhaßten Umgebung zu entrücken, die erst dann ihren vollen Wert wieder gewinnt, wenn ich wiedergeboren zurückkehren werde. Nicht kann ich verschweigen, daß ein großer Unterschied eingetreten ist, sieben bis acht Monate lang trieb's mich in früher Morgenstunde ins Atelier, kein Tag verging ohne Arbeit — jetzt komme ich spät heraus, weil ich mich morgens fürchte vor dem Tag; dann wird gearbeitet, und manchmal nicht ohne Glück, wie das Frankfurter Bild beweisen wird. — Erst abends werde ich ruhig und verlasse innerlich getröstet und sogar

hoffnungsvoll mein Studium, dann gehe ich nach Villa Borgheſe allein und lange ſpazieren, und ich fühle die wohltätigſte Wirkung. — Indes gräme Dich meinethalben nicht, es wird doch bald ein Ende haben, und es bedarf, Gott, ſo geringer Anläſſe, mir meine volle Energie wiederzugeben. — Eines iſt ſicher, daß, wenn jetzt mir das Glück von außen lächeln wollte, ſo würde in meiner Kunſt ein Füllhorn ſchöner Gedanken und Werke herausſpringen. Denn auffallend iſt die gründliche Heiterkeit und Friſche meiner drei letzten Bilder, die ſo unbewußt hineinkommt und in ſo eigenem Kontraſte ſteht mit meinem trüben und melancholiſchen Ausſehen. — Meine Triebkraft iſt die Leidenſchaft, und es könnte was daraus werden, wenn die Liebe dazu käme und auch nur einige Vernunft der äußern Verhältniſſe . . .

Eines halte feſt, das Wiederſehen, und da wird ſich im Geſpräche manches klarer und offener geſtalten, wozu es wirklich ſchriftſtelleriſche Begabung erforderte, wenn man es ſchreiben wollte.

Glück, Heiterkeit, Ruhe, ſie liegen da, ſind vorhanden, ach, wer ſie doch zu ergreifen verſtünde! Doch werde ich nicht verkommen und untergehen wie mein Vater, denn meine Kämpfe ſind ganz anderer Natur, und Gefahr iſt nur da, wo Ratloſigkeit ins Spiel kommt.

Rom iſt mein Ort, aber für gewiſſe Stimmungen gefährlicher als jeder andere Platz, doch kann man auch ſagen, wer ſich hier durchgekämpft hat, hat in Rom geſiegt. — Draußen würde ich es ja doch nicht mehr aushalten. — Nur eines möchte ich: Erfriſchung und Wiedergewinn meiner Courage und Mut, denn mit anderen Waffen kann ich nicht mehr kämpfen.

Was mich eigentlich am meiſten ſchmerzt, das iſt, daß ich nicht ohne inneren Humor oder innere verſtändliche Lebensluſt bin, ja, daß es mein eigentliches Element werden könnte und meiner Kunſt den wahren Stempel aufdrücken würde, das iſt Schönheit, [Grazie und Heiter]-

keit; mehr will ich nicht. Aber leider zerdrückt und verelendet mir das Leben alles, läßt mir oft das strafbar erscheinen, was mein innerstes Leben ist, wie mir mein Verstand sagt. Und so ringt und wogt der Mensch. Es mag eine Dosis unberechtigter Melancholie in mir sitzen vom Vater her, und ich selbst mag an vielem schuld sein, obgleich ich nichts bereue, aber manchmal will mir's bedünken, als sei es auch unedel von unserer Zeit, daß sie der aufblühenden Blumen nicht wartet, nicht pflegt, sondern rasch pflückt oder — zertritt. — Wie kann ich meine Kunst in Rapport mit dem Leben bringen, wenn mir letzteres nichts bietet! — Nun bin ich noch jung, von leidlichem Aussehen, habe Talent, ja sogar manchmal eine kindliche Begeisterung, Verstand, einzusehen, was fehlt — und immer beängstigen und ersticken die Umstände alles, was auflodern sollte und angefacht werden sollte. Es wäre soviel zu sagen! An Selbstüberschätzung bin ich nicht krank, denn ich bekenne frei, daß es erst noch kommen muß — aber wenn es mir an Kraft gebräche? Alles in guter Kunst weist auf Natur, auf Leben; will man hinaustreten, so fühlt man das Mißverhältnis zu tief der äußern Umstände, dann zieht man sich still in sich, sein Studium zurück, da fühlt man wieder, daß es das Falsche ist — und so ist der Wechsel der Empfindungen, Begeisterung, Enttäuschung, ein wechselndes Bild. — Doch weißt Du das alles, das Beste läßt sich doch nicht sagen, und somit Gott befohlen. Du hast einmal das Unglück, einen solchen Sohn zu haben; ertrage es, wie ich mir alle Mühe geben werde, dem Leben noch beizukommen. Deine Haare sind grau? Unser Wesen, unsere Liebe wird sich jung erhalten. Halt' fest, auf ein Wiedersehen.

Rom, 25. Juni 1859.

Aus Paris habe ich direkte Nachrichten, daß man meinem Bild gar kein Interesse geschenkt hat und es als eine Imitation der italienischen Schule schlechtweg bezeichnet.

Ich habe nichts dazu zu sagen, als daß ich glaubte, es erfordere der Anstand, wenn man nach Italien geschickt wird, auf die Herrn Tizian usw. usw., wenigstens für den Anfang, einige Rücksicht zu nehmen. Im übrigen hat es mich bestärkt, ruhig und beharrlich weiterzumalen, wenn es mir vergönnt sein wird, einige Mittel zu bekommen, wie es jetzt den Anschein hat, wodurch auch Dir, liebe Mutter, etwas geholfen wird. — Du mußt ja recht herzlich müde sein, und für mich beginnen erst die Kämpfe. — Ich brauche nichts, da ich durchaus gesund bin, als einige Mittel, die mir die dringende Angst von der Türe scheuchen, dann arbeite ich still weiter und werde am Ende doch Original werden, ohne daß ich je suche, es zu sein.

Rom, 19. Oktober 1859.

Ich wünsche nicht, daß Du zu irgendeiner Entscheidung drängst, es könnte nur schaden, und es ist der alte menschliche Gang der Dinge, an denen bessere Herzen sich verblutet haben. Darum warte in Geduld ab. — Mein Kummer bei allem ist Dein Leiden und meine zu zarte Natur, ich hätte Rhinozerosknochen nötig. — Ich gehe morgen ins Archäologische Institut, um für Dr. Brunn für Honorar zu kopieren. Wenn es schmerzlich ist, eine solche Zuflucht suchen zu müssen nach dreijährigem römischem Streben, so ist es doch besser, als täglich im Atelier dastehen zu müssen, in dem begonnene Werke stehen, schon lange stehen, und in dem der Schöpfer derselben durch die Roheit der Verhältnisse so abgeschwächt ist, daß er nicht arbeiten kann.

Rom, 31. Oktober 1859.

Mit meinem Arbeiten auf dem Kapitol bei Brunn ist es nichts, ich arbeite auf dem Atelier, um für Berlin meine Kinderbilder zu vollenden. — Der vorige Zustand hätte mich finanziell und moralisch ruiniert. Der Gedanke,

daß ich meinen Feinden nur einen Gefallen erweise, wenn ich gegen mich selbst wüte, die Liebe zur Kunst als Sache endlich haben mich bewogen, mich ganz in Arbeit zu vertiefen, als dem einzigen, was mir Gott auf dieser Welt beschieden hat. — Wegen Deiner schmerzt es mich, weil ich hoffte, Dir einen schönen Winter zu verschaffen. — Mein Freiheitssinn ist durch die letzte Geschichte noch dringender als je erwacht, und wenn mir alles über dem Haupt zusammenbricht, werden wir als Römer zu sterben wissen. Muß ich denn auch an der Kleinheit meines Vaterlandes zugrunde gehen! — Wäre ich geborener Chinese, ich hätte mehr Aussichten.

Rom, 2. November 1859.

Nochmals eine kurze Antwort Deines lieben Briefes. Vor allem kein Geld geschickt, ich mag nichts davon hören, ich müßte mich ja in die Seele schämen. Was mich betrifft, so beruhige Dich, ich arbeite, und es ist Segen darin — werde mir schon zu helfen wissen, und damit basta, ich bin täglich an meinen Bildern. — Höre auf, Dich um die Geschichte zu quälen, es wäre Sünde. — Es ist eine Taktlosigkeit, die über meinen Verstand geht — Du sagst, ich soll schreiben und es zuerst nach Heidelberg gehen lassen, will es tun, wenn mir was einfällt, bis jetzt wüßte ich nicht, wie. Bettelbriefe schreibe ich nicht, habe es nicht nötig, werde es nie tun — will mich besinnen und Dich es wissen lassen, im übrigen sollen sie mir meine Ruhe lassen, ich habe es satt. Es ist jetzt an den Herren, zu handeln. Ist es hintertrieben worden durch gute Freunde, so kann ich nur sagen, wer Augen hat, der sehe, und wer den Verstand hat, der höre nicht auf andere. — Liebe Mutter, die Du mehr gelitten als die ganze Sache wert, ich gebe Dir die Hand, und vertraue auf mich, ich habe mich nicht gemeldet, habe vier Jahre still ertragen, man hat mir nichts gegeben; was ich geworden bin, ist in Schmerzen zutage gebracht. Jetzt

möge kommen, was da wolle, ich frage nach Himmel und Hölle nichts mehr, sondern male, und was die Liebe nicht tut, das gelingt dem Hasse desto besser, denn welches Phlegma würde da nicht leidenschaftlich werden! — Mir hat die Sache nebst Deinem Brief die volle Elastizität der Seele wiedergegeben, und das sei Dir genug.

Feuerbach an Kreidel.

Hochgeehrter Herr Hoffinanzrat!

Durch Vermittlung meiner Mutter ist mir eine Abschrift Ihres gütigen Schreibens vom 27. Oktober betreff meiner Angelegenheiten zugekommen, auf welches ich mir erlaube, ungesäumt zu erwidern. Wenn ich offen bekenne, daß dasselbe für mich Mitteilungen enthielt voll unverhoffter Enttäuschungen, so werden Sie, hochgeehrtester Herr, dies Bekenntnis nach allem Vorausgegangenen zu entschuldigen und vom Ausdruck der ehrfurchtvollsten Gesinnung zu trennen wissen, welche mich für meinen gnädigsten Fürsten, Seine Königliche Hoheit, erfüllt.

Wenn ich von Enttäuschungen spreche, wünschte ich mich dabei ebensosehr von dem Scheine der Unbescheidenheit zu schützen, als glaubte ich, auf Grund meiner bisherigen, künstlerischen Leistungen irgend berechtigte Ansprüche erheben zu dürfen.

Unbeirrt durch das Lob der gesamten offiziellen Kritik Berlins, welche meinen Dante mit Namen und Werken in Vergleichung brachte, welche ich nach wie vor nur als meine höchsten Vorbilder zu denken wagte, habe ich denselben als erste Stufe zu einem fernen Ziel bezeichnet, und nur insofern, als menschliches Ringen und Streben nach einem hohen Ziele überhaupt ein Anrecht auf Nachsicht des Urteils haben, hoffte ich, auch in meiner eigentlichen Heimat auf freundliche Stimmung zählen zu dürfen.

Der Erfolg hat es anders gelehrt, indem das Ver-

langen an mich ergeht, mich nochmals in einem neuen Werke zu legitimieren.

Ich ehre darin die Allerhöchste Intention, durch welche mir Seine Königliche Hoheit unter den gegebenen Verhältnissen einen neuen Beweis wohlwollendster Gesinnung zu erzeigen geruht. Allein, abgesehen davon, daß ich das ganze Jahr viel leidend war, geht es gegen mein Gefühl, vor dasselbe strenge Richteramt mit neuen Versuchen zu treten, welches eben ein Werk als unzulänglich bezeichnete, das ich mit so viel Liebe geschaffen. Wird mir jetzt nach drei Jahren bitteren Kampfes, nach Erfahrungen, die mein Vertrauen gebrochen, Besseres gelingen, als in jenen Tagen, wie ich mit ungebrochener Kraft unter dem Einflusse der ersten Eindrücke Roms ans Werk ging? — Ich scheue mich des Versuches. —

Zwar bin ich von der persönlichen, huldvollen Gesinnung Seiner Königlichen Hoheit für mich und meine Bestrebungen des Tiefsten überzeugt, als daß ich es nicht sehr schmerzlich empfinden sollte, mich Höchstdero gnädigsten Vorschlägen gegenüber, nach solchen Vorausgängen ratlos zu fühlen. Ich sehe mich außerstande, den jährlich sich steigernden und widersprechendsten Ansprüchen an mein vielbesprochenes Talent Rechnung zu tragen, wenn mir immer wieder die einfachste Genugtuung versagt bleibt, daß die vollbrachte Arbeit Geltung fand. Das Leben hat zuzeiten schwer auf mir gelastet; ich tröste mich damit, daß mir mein Gewissen das Zeugnis gibt, unter meinen Verhältnissen das Menschenmögliche geleistet zu haben.

Zwei größere bereits weit vorgeschrittene Werke, welche im Laufe dieses Winters ihre Vollendung erlangen werden, die aber in einem ähnlichen Sinn wie Dante gedacht und empfunden sind, wage ich unter so bewandten Umständen nicht vor das heimatliche Forum zu bringen. Vielleicht, daß Berlin ein zweites Mal auf die anspruchslosen Absichten eines Künstlers eingeht, der keinen andern

Ehrgeiz mehr hat, als dem, was ihm Herz und Seele bewegt, möglichst einfachen, in sich vollendeten, künstlerischen Ausdruck zu geben.

Indem ich Ihnen, Hochgeehrtester Herr Hoffinanzrat, meinen wärmsten Dank ausspreche für das mir bewiesene, treue Interesse, dessen Verfechtung Ihnen so vielfach erschwert wurde, bitte ich Sie, Seiner Königlichen Hoheit von Gegenwärtigem Mitteilung machen zu wollen, mit dem ergebensten Ansuchen meinem Bilde so lange ein Asyl zu gewähren, bis meine Mutter über dessen nächstes Ziel bestimmen kann, und sodann sorgfältigste Verpackung gütigst anbefehlen zu wollen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zeichnet Ihr ergebenster

Rom, 8. November 1859. Anselm Feuerbach.

Rom, 9. November 1859.

Gestern mittag erhielt ich Deinen Brief; mache ein Kuvert, füge die Adresse bei und schicke meinen Brief, nachdem Du ihn gelesen, an Herrn Hoffinanzrat, Hochwohlgeboren usw., womöglich füge gleich, wenn Du imstande bist, die genaue Adresse bei, wohin Dante soll. — Ich bin seit fünf Tagen durch leichtes Unwohlsein ans Bett gefesselt, von wo aus ich auch die Briefe schreibe, fühle mich soviel besser, daß ich in wenigen Tagen wieder still auf dem Atelier arbeiten werde. Wer sollte da nicht gleich gesund werden, wenn einem so kapitaler Unsinn vorgeschrieben wird. — Welch ein Geschrei und Lärmen um das einfache, anspruchslose Bild! — Dein Brief ist gut an Kreidel, bringe Dein geängstetes Herz zu Ruhe, eine solche Geschichte müßte ja des Teufels Großmutter ein Lächeln abnötigen, und du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, für Lessing und Schirmer bleibt mir nur jene berühmte Anrede des alten Götz von

Berlichingen an den kaiserlichen Feldhauptmann übrig, und dann das Fenster zugeschmissen! — Mein Freund und ich tauschten uns gestern abend gegenseitig aus, und diesen Morgen schon brachte er mir das Konzept des Briefes, welcher so sehr der Ausdruck meiner Gefühle ist, daß ich kein Komma änderte; es enthält das, was ich meiner Würde, meinem durch Leiden groß gewordenen Ehrgefühl schuldig bin: eine positive Ablehnung sämtlicher Vorschläge, und es ist mir lieber, er kauft den Dante auch nicht, da uns das Schicksal früher oder später Revanche geben wird. — Dir die Unmöglichkeit einer Skizzeneinsendung nach dieser Behandlung Dantes zu beweisen, halte ich Dir gegenüber für überflüssig. — Wir kennen solche namhaften Vorschüsse, die dann nach vielen unter Ekel eingereichten Vorlagen unter der hohen Kunst-Ägide Lessing und Schirmer, nach unendlichem Ärger, Zeitverlust mir am Ende so viel gewährten, daß ich meinen Schuster bezahlen könnte, die Hälfte der Heimreise und dann dort mit dem, was mir übrigbleibt, eine Wiederexistenzgeburt zu beginnen, was ich schon vor fünf Jahren gekonnt hätte — und wodurch jene römischen Leidensjahre eine Komödie gewesen wären, die ich mir hätte ersparen können. — Je heilloser meine Lage ist, um so mehr Gewicht und Grund muß der Mensch haben, eine solche Hilfe von sich zu weisen. — Genug davon. — Jetzt erst, nachdem mir die Holzböcke wie ein spukhafter Traum wieder so nahe an die Seele gerückt sind, empfinde ich erst, wie holdselig, trotz aller Armut, mein bisheriges poetisches Schaffen war, und was mir zur Last geworden war, wird mir von neuem ein liebes Geschenk, was ich, Gott sei mein Zeuge, von jetzt an unbeirrt hegen und pflegen werde.

Ich hoffe für Berlin, wohin ich sicher Transportfreiheit bekomme, meine Bilder trotz Not und Trübsal schön vollenden zu können. Man lebt nur einmal, male jeder, was ihm Herz und Sinn bewegt, und mögen die andern

daran zu lernen suchen. Man ist ein Narr, sich das bißchen Lebensluft durch schlechte Ausdünstungen verderben zu lassen. Das ewige Rom hat große Schwächen, aber es ist ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht gegen jene Prosa. — Und somit, liebste Mutter, möge hiermit der Sache ein Ende gemacht sein, mögen die Herren dort nur endlich einsehen, daß der gute Junge von 1854 nunmehr ein Mann geworden, der demgemäß zu behandeln sei. — Von Urlaub usw. kann keine Rede sein, da ich bis jetzt keinen Kreuzer empfangen habe. — Ich bin in Rom, und will man etwas bestellen, dann soll man's tun und warten, bis ich damit fertig bin, so wie es in aller anständigen Welt geschieht, wo nicht, auch gut.

Rom, 2. Dezember 1859.

Meine liebe Herzensmutter!

Welche scharmante Frau bist du doch, schreibst mir einen so lieben, wahren und gesunden Brief, der mich innig und freudig erregte. Um so mehr, da ich mit wahrer Verwunderung in letzter Zeit bemerkte, wie der Glaube an meine höhere Begabung sich wieder zu regen begonnen, und soll ich denn nicht glauben, da ich neulich las, daß alle berühmten Männer geistreiche und berühmte Mütter gehabt? — So kann ich Dir nur auf Dein liebes Schreiben sagen, daß seit einiger Zeit eine innere Freudigkeit in mir ist, mehr Schwung als sonst, mehr geläutert oder was weiß ich, was. Meine kurze Bettlagerung, wo ich unter anderm die Odyssee las, gab mir Muße, über vieles ruhiger nachzudenken, und es möchte sodann äußerlich und innerlich eine Verwandlung mit mir vorgegangen sein. Wie nach einer überstandenen Krisis lasse ich das Vergangene begraben sein und richte meinen Blick vorwärts, in die Höhe. — Daß ich fleißig arbeite, wird Dich freuen, und daß Segen darin ist, — ich habe Fortschritte gemacht und fühle bei aller An-

strengung die neu errungene Leichtigkeit und Beweglichkeit meiner Gestalten. — Meine beiden Bilder, zusammen zwanzig lebensgroße Putten, wachsen, wachsen und damit basta. — Gesund bin ich auch wieder, noch ein bißchen reizbar, aber freudig inwendig und still bildend. — Liebe, gute Mutter, denke mit Vertrauen an Deinen Sohn, denn sieh, welch andere Wirkung hat all das Zeug auf mich gemacht, ich arbeite, und zwar freudig! Das gibt Mut. Stellt sich denn nicht zuletzt auch der abgehetzte Hirsch und zeigt das Geweih, und wehe dem ersten Hunde, der ihn anfällt, und bin ich nicht mehr wert als ein Vierzehnender? ... Wenn Du wieder schreibst, so füge einen herzlichen Gruß bei an meinen Freund. Wenn Du wüßtest, mit welcher aufopfernden Liebe er mir angehangen, und wieviel leichter wir ein Unglück auf vier Achseln tragen! — Auch in den Abendstunden bin ich tätig, komponiere, ohne daß ich vergesse, dabei meiner Gesundheit zu achten. Halte wacker aus und sieh in den schwersten Prüfungen den Unterschied zwischen Vaters Untergang in kleinen Verhältnissen und meinem harten Kampf, der mehr der Welt gilt und durchgefochten sein muß.

Rom, 17. Dezember 1859.

Nur wenige herzliche Zeilen für heute; wenn sich die Meereswellen geglättet haben, dann werde ich lang und ausführlich schreiben. — Einstweilen bleibt mir nichts, als ruhig und still Begonnenes zu vollenden, denn wollte ich Gefühle beschreiben, wo möchte ich beginnen, wo enden!

Indem ich Dir vielmals danke für all Deine Mühen und dafür, daß Du alles so rasch und bequem eingerichtet, möchte ich Dich bitten, ohne Scheu Dir den Winter lieb und heimisch zu machen — nicht z. B. im Wintersturm zum Stundengeben über die Brücke laufen — es ist ja bei Gott nur meine verfluchte Pflicht, wenn ich das sage; auch mögest Du bedenken, wie rasch und leicht alles durch

ein, zwei Porträts eingebracht ist im Frühjahr, was Du arme, geplagte Frau allenfalls gebrauchen könntest. — Wenn Du einen klaren Blick in die Tragweite dieses ersten Losbrechens verlangst, so ist es zu frühe jetzt dazu, genug, daß ich ruhig weiterarbeite. Was ich beginne nach Vollendung meiner beiden Kinderbilder, wer kann das sagen, wie sich die Zukunft entwickelt, denn es kann jetzt Schlag auf Schlag gehen, wer kann da bestimmen. Schon lange habe ich den stillen Glauben, daß die Venus mein Stern ist, die allabendlich so hell über Piazza Barberini steht und gestern, nach ungestümer Witterung, besonders hell leuchtete. — Heute auch fiel Schnee, als Gruß aus der Heimat. — Wenn ich jetzt an zu Hause denke, so meine ich, eine stille Ruhe und innere Hoffnung müßte bei Euch eingekehrt sein, und ich wünschte nur, daß auch die kleinen, bequemeren Hausbedürfnisse sich einfinden möchten, nach diesem Jagen, diesem Sturme.

Der Großherzog hat mir Sieg verschafft, und die Folgen sind noch schwer zu übersehen. Er hat als Fürst gehandelt, und ich stehe unabhängig und in Italien ihm gegenüber und stehe doch gut angeschrieben. — Auch wenn ich komme, kann ich als freier Künstler zu ihm treten — kurz, es ist gut und schön so.

Liebe Mutter, laß mich schließen, ich bin innerlich noch nicht stark genug, um schon ganze, vollkommene Freude genießen zu können, denn noch schweben die Schatten der Vergangenheit auf der blühenden Wiese, die sich mir aufgetan, und der Nachklang und das endliche Bewußtsein der ganzen Lage, die mir jetzt erst klar wird, wie nahe am Abgrund sie war, zittert noch im Gemüte nach. — Da ist es das beste, wenn man eine Arbeit hat, die so weit gediehen, daß man sich hineinversenken kann.

Rom, 10. März 1860.

Was mein jetziges Leben betrifft, so geht es auf in der Arbeit, so wie ich mir vorgesetzt habe, einen gewissen

Hafis am Brunnen.

1866. (Schack-Galerie.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Abschluß hineinzubringen. — Sogar abends wird abwechselnd gezeichnet, da ich an Zeichnungen, die mein Freund stechen wird, beschäftigt bin, welche Arbeit deshalb so wohltuend ist, weil sie meine Schulden bezahlen hilft, ohne daß meinen übrigen Geldern allzuviel Abbruch geschieht. Daß ich sparsam bin, versteht sich von selbst, und deshalb also verscheuche alle und jede Sorge. — Meine beiden Kinderbilder, das Dankbarste und Verkäuflichste, gehen einer delikaten Vollendung entgegen, sie sind Pendants und können in jeder Stube hängen. Scheffels Güte beschämt mich, ich will ihn fragen, ob es nicht unpassend wäre, den Großherzog von Weimar um die Erlaubnis zu bitten, beide neuesten Produkte ihm vorführen zu dürfen, aber erst in zwei Monaten, da ich die Riesenarbeit kaum eher zwingen kann . . . Doch wird der liebe Scheffel mich belehren, dessen richtiger Takt einzig in der Liebe zu mir und dem Verständnis meiner Kunst liegt. Ich habe ein solches Vertrauen zu ihm, daß, wenn er mir sagte: „Feuerbach, Sie sind ein Esel", so würde ich ihm antworten, daß mir der Vorwurf zwar etwas unerwartet komme, ich mir's aber ernstlich überlegen wolle, was Wahres daran sei. — Nicht darf ich vergessen, daß ich in den ersten Tagen des Siegesbewußtseins, der geistigen Freiheit auf jene „Sterbende Dante"-Leinwand ein Bild entwarf, was seit Jahren in mir sich bildet, die Amazonenschlacht, und so steht, zwar erst in dürftiger Kohle, vielleicht meine vollendetste Komposition vor mir, in weiter abendlicher Campagna mit Meerhorizont und wolkigem Himmel ein wildes Plänkeln, Streiten, Stürzen, wilde, entfesselte Leidenschaft, die gebändigt wird durch eine vollendete Farbe, und wo ich streben will, die plastische Formenschönheit in den verschiedensten Stellungen auszudrücken. — Da ich aber weiß, daß erst der Verkauf, und zwar der gute Verkauf, eines meiner Kinderbilder dazu gehört, mich in Wahrheit zukunftssicher zu machen, so bin ich zu gewissenhaft, um mich ganz dem

Sujet hinzugeben, doch werde ich nach Vollendung der beiden Bilder, vor meiner Heimreise, die Sache noch in massigen Farbentönen fixieren — um dann zu Hause im Gedanken eines großen Hintergrundes daran denken zu können, dann im Herbst und Winter es vollenden, und es überall herumreisen lassen gegen Entree, so wie es jetzt in den neuesten Künstlerversammlungen definitiv beschlossen wurde, und was eine sehr praktische Idee zum Nutzen des Künstlers ist. — Liebe, gute Mutter, ich habe mir eines bewahrt in allen Verhältnissen, das ist die Natur. Und so wie in mir eine Fundgrube poetischer Dinge schlummert, die ihrer Auferstehung harren, so ist es vor allem jenes unbesiegbare Naturgefühl, was hervorbrechen wird als Individuum, und das in kurzer Zeit. Denn noch schweben die Manen und Gespenster der früheren Zeit im Hause herum, und der entscheidende Schachzug kann erst geschehen, wenn die Sorge verbannt ist, oder sei es bloß die Angst einer Möglichkeit, oder der Gedanke, daß es für die Verhältnisse unrecht sei, sich so schönen, freien Werken hinzugeben.

Ich lese Vaters griechische Plastik — den ersten Teil konnte ich noch nicht bekommen. Das ist die Biographie. — Wer begreift die Wunder der Natur, ihren organischen Zusammenhang, wer begreift es, wie mich Vaters Worte ergreifen, ich will davon nicht sprechen. Daß ich ihn sprechen zu hören glaube, daß mir wehmütige, zum Sterben wehmütige Bilder aufsteigen, doch freudevoll, davon will ich nicht sprechen; daß der verstorbene gute Vater, so rein, so wahr, so groß sich vor mir aufrichtet, das sind Dinge, die einen jeden Sohn packen und bewältigen müssen; aber davon rede ich, von dem stillen Wunder der Natur, daß mir jetzt nach diesem Stück Leben, ohne daß ich eine Ahnung hatte, was Vater geschrieben, daß mir jetzt sein Geist dermaßen begegnet, indem ich bei ihm lese, was die Natur im stillen in mir vorbereitet hatte, daß ich das lesen muß, wonach ich instinktiv in meiner

Kunst gerungen, daß ich fühlen muß, wie wenig an meiner Kunst wäre, wenn Vater anders gedacht hätte! Kann ich es beschreiben, wie mir zumute sein muß, wenn ich das in reinster Sprache lese, was das stille prophetische Siegel meines innersten Wesens war! Und hier in Rom, in das Vater erst so spät zu kommen vergönnt war; Rom, was der Sohn mit schweren Leiden erringen, erkämpfen mußte, um es seiner Natur einzuverleiben! — Ich habe in diesem Augenblick ein Bedürfnis, Dir, liebe Mutter, das auszusprechen, und finde keine Worte für das Gefühl, wie der tote Vater herüberlangt und mir sein Buch in die Hände drückt — indem ich dieses schreibe, fließen mir die Tränen herunter.

Daß dieser Geist tauben Ohren predigte, wer faßt es besser als der, der weiß, daß man, um die Schönheit zu begreifen, ein edler Mensch sein muß — der Vater selbst wußte am besten bei seiner Künstlernatur, daß er bloß Worte zum Ausdruck geben kann, und daß die überzeugende Sprache der schaffende Künstler spricht. Wer fühlt mit uns, liebe Mutter, so klar den Zwiespalt, der [in Vater] entstehen mußte, nicht verstanden zu werden! Wo sollte ihm in Freiburg das Griechentum aufblühen, das Leben im vollständigen Widerspruche, so einer mußte leben unter Antiken in Italien — ach Gott, was soll ich sagen, nur das noch, ich bitte zu Gott, daß ich gewürdigt werden möge, sein Sohn zu heißen in dem, was ich leisten kann, und ich fühle jetzt schon, indem ich diese Zeilen schreibe, wie stark mein Glaube in mir geworden, daß es mir vergönnt sei, in Taten ein prophetisches Wort zu sprechen. — Oft in stillen Abendstunden sitze ich in meinem so schönen, vertrauten Atelier und denke, was würde Vater sagen, wenn er das sähe — ich will abbrechen für heute, es ist ein stilles Glück, Seelenarznei, jenes Buch zu lesen — wird seine Früchte bringen.

Rom, 28. März 1860.

Wenn ich Rom liebe und gern immer hier bleibe, ja bleiben muß, wer hat was dagegen? Soll ich, nachdem ich mit scharfem Verlust einen Palast erobert, denselben mit einer Hütte vertauschen? Doch werde ich klug sein und alle hinhalten mit Hoffnungen, um — am Ende zu tun, was ich will.

Siehst Du den lieben Scheffel, so grüße ihn herzlich von mir.

Liebe, gute Mutter, sei herzlichst gegrüßt, sowie die liebe Emilie.

Dein Anselm.

Wie ich Riedel sagte, daß man sich wundere draußen, daß ich Kinderbilder male, schlug er an die Stirn und sagte: „Mein Gott, kann es denn was Schöneres geben, wenn sie nur stiller hielten! — Christus sprach, werdet wie die Kinder usw.“ — Erst in einem Bilde, was ich im Herbst malen werde, hoffe ich die volle bewegliche Lebensfreude darstellen zu können. Draußen mögen sie unterdessen deutsche Kaiser begraben, in Nibelungen schwelgen, die ich mit sechzehn Jahren abgetan habe, zu welchen Kompositionen mein guter, lieber Vater auch immer ironisch lächelte.

Ich bin sehr unzufrieden mit meinen Sachen, aber der Fortschritt lauert in der Luft.

Sei lieb mit meinem Freunde, doch was brauche ich das zu sagen.

Die Bilder werden in Weimar weder verstanden noch gekauft, das sage ich Dir im voraus.

Addio a rivederci.

Liebe Mutter, das Heimatland der Kunst ist die Welt, und da lernt man am meisten, wo Klima und Volk usw. usw. Doch ist es ein Irrtum zu glauben, man

könne überall Kunst treiben, hat ja die Natur jeder Pflanze ihren Boden angewiesen! Kann man in Norwegen Datteln pflücken?

Die Idee allein, Kinder malen zu wollen, kann unter Umständen schon Begabung sein. Sie gut malen, hat Raffael verstanden, der bekanntlich wußte, was er tat. „Aber meine lieben Herren", so möchte ich meine Rede beginnen, wenn nicht schon soviel geschwatzt worden wäre. Ich lese den Don Quichotte, dieses Buch der Bücher, im Augenblicke.

Rom, 19. April 1860.

Ich bin gestern abend auf dem Atelier, wo ich aber nicht mehr arbeite, um meine Augen zu schonen, die wieder ganz gut sind, ich lese gerade in Goethes Iphigenie: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel", und da kommt mit Damen und Kavalieren die Tochter des Kaisers Nikolaus, Maria Nicolajewna, die Großfürstin und Direktorin der Petersburger Akademie, in vier Kutschen. War eine halbe Stunde da, rühmte meine Farbe, fragte nach dem Preise, ob sie schon bestellt seien usw. Beim Hinausgehen sagten alle drei Herren auf Wiedersehen. — Darf ich wagen, zu hoffen? Genug, der Anstand erfordert, daß ich ihre Abreise, die bald erfolgt, abwarte, das muß ich, dann bringe ich meine Adresse auf die russische Gesandtschaft und erkläre, wo die Bilder sind, das ist in Berlin, wo sie auch hinkommt usw. Also, liebe Mutter, muß ich diese Tage immer auf dem Studium sein, in dem schmerzlichen Zustand der Hoffnung und Ungewißheit. — Ich habe für jedes tausend Skudi verlangt. Ich kannte sie nicht, nachher, nachdem ich wußte, machte ich mir Vorwürfe, daß ich nicht fünfzehnhundert Skudi für jedes verlangt; wirst Du mich tadeln, liebe Mutter, wenn ich noch nicht die Routine habe, unverschämt zu fordern, sondern in meinen jungen Jahren angesichts meiner Bil-

der das fordere, was mir auf die Beine hilft, mir die drückende Last der Armut wegnimmt? Gewiß nicht!

München, Samstagmorgen, Oktober 1860.

Du wirst mit Einpacken für Emilie beschäftigt sein, und ich freue mich darüber, daß wenigstens eines Deiner Kinder entschlossen ist, während auf mir noch immer der Dämon der Unentschlossenheit ruht. — Ich habe wahrhafte Sehnsucht, an die Arbeit zu kommen. Vorgestern abend wurde mir allerseits zugesetzt, den Winter hierzubleiben. Professor Schwind, mit dem ich von früherher ganz auseinander war, wurde ich vorgestellt, und er hat sich den ganzen Abend mit mir auf das herzlichste unterhalten. Gestern war ich bei ihm und muß ihm, trotzdem daß er nicht so malen kann, den Preis geben vor allen andern. Er ist wirklich der Genialste, der mir noch vorgekommen. Spät in der Nacht, nach dem Abendessen vorgestern, ließ er die Musiker, welche bei Tafel gespielt hatten, noch ein Quartett von Haydn machen. Er findet es schlimm, daß ich bloß vom Verkaufe meiner Sachen leben muß, und meint, es hätte einen bessern Klang, wenn ein Bild aus München, als aus Karlsruhe komme. An Böcklin schreibe ich heute. Piloty war von exquisiter Freundlichkeit, der Herzog von Weimar hielte viel auf mich, er selbst gehe auf Besuch hin und nach Berlin, schlug mir vor, mitzugehen, aber nicht vor Anfang November, da der Herzog auf der Jagd wäre und er es mir sehr übelnähme, wenn ich zu einer Zeit hinkäme, wo er abwesend. — Wenn ich die Behaglichkeit der Leute sehe, den Reichtum ihrer Ateliers, der Hilfsmittel, die ihnen dadurch zu Gebote stehen, so möchte ich mich sofort ersäufen! Ich will heute noch an Riedel und an Böcklin schreiben. Mit Modellen sieht es hier schlecht aus, in Weimar auch. — Ich besuche alle Ateliers, manche öfters, weil ich durchaus wissen will, woran ich bin. Es hat mich manches so frappiert, gefreut, abgestoßen und

die Behaglichkeit der Hilfsmittel verblüfft, daß ich nach meinem unkünstlerischen Heidelberger Aufenthalt mir manchmal vorkam wie der Bauer, der zum ersten Male in die Residenz kommt. Auf jeden Fall ist der Aufenthalt ein sehr lehrreicher. — In ruhigen Augenblicken will mich's bedünken, als ob mein Farbensinn feiner sei und mein Streben, mein Weg immer der gleiche sein müßte, um ein großer Künstler zu werden oder zu sein. — Allein diese Perioden der Unentschlossenheit, die ich nur der Erfolglosigkeit zu verdanken habe, ruinieren mir gar zuviel. Alles arbeitet drauflos, und nur ich bin auf dem Punkte, nicht zu wissen, wohin ich meinen Stab lenken soll. — Die Untätigkeit ist mir wahrhaft verhaßt. — Mein einziger Trost ist meine rasche Art zu produzieren, was mich diesen ewigen Zeitverlust verschmerzen läßt. Eines ist sicher, daß man herumreisen muß, anschauen usw. heuzutage, sonst bleibt man zurück. — Ich habe nun immer mehr die feste Überzeugung, daß mein Weg ein durchaus feiner und bedeutender ist, daß ich wohl so fortfahren muß, doch ist mit der Energie nicht alles getan, und daß ich dabei immer arm bleiben werde, scheint außer allem Zweifel. — Hier sind die gegensätzlichsten Richtungen, in meiner liegt eigentlich alles versöhnt. — Daß ich Rom wieder betreten werde, steht fest in meiner Seele, und möchte ich doch bald dieser zweifelnden Ungewißheit enthoben sein. — Es ist zum Verzweifeln, alles will mich haben, und niemand bietet etwas.

München, ohne Datum.

Ich habe gestern einen sehr schönen Tag verlebt, vormittags in der Galerie, Nachmittag und Abend mit Schwinds Familie. Er hatte die Güte, mir die sieben Raben zu zeigen, Eigentum des Herzogs von Weimar, ein Werk so köstlicher Genialität und so ergreifender Lieblichkeit, daß ich selbst ganz verzaubert bin. Ich glaube, daß sich niemand der Tränen erwehren kann, wie am Schlusse die

langersehnten Kinder als Jünglinge jauchzend herangesprengt kommen und den Scheiterhaufen, auf welchem die Schwester steht, umringen. Es hat mich lange nichts so ergriffen. Schwinds haben mir sogar ihre Villa angeboten am Starnberger See, für den Winter, wo auch Du hinziehen sollst. Doch das sind Träume, Du siehst daraus, wie herzlich man hier gegen mich ist. Ich habe hier viel gelernt und bereue keine Stunde, die ich hier verlebt. — Ich habe jetzt noch wenige Tage zum Zuwarten, dann gehe ich, mein Koffer steht noch in Friedrichshafen; aber nicht länger als eineinhalb bis zwei Jahre, dann will ich an ein fröhliches deutsches Schaffen gehen, weil ich fürchte, in Rom Hypochonder zu werden.

Daß mir Schwind die Bilder zeigte, darf ich hoch genug anschlagen, da sie beim Photographen sind, und Tausende sie zu sehen verlangten. — Seine Frau, die mich noch vom Maskenfeste kennt, meint, ich sei jünger geworden als damals. In Schwinds Sachen weht ewige Jugend und ein Duft, daß ich mich wirklich mit all meinem Talent tief unter ihm fühle. — Ich werde hier kein Atelier finden und dann heißt es: nächste Woche fort. — Mit Karlsruhe will mir's nicht in den Kopf, ich würde dann doch gleich im Frühling hierherkommen. — Es gehen mir nach und nach die Augen auf, ich habe viel gelernt und bin ein feiner Künstler, aber ob ich je so sprudeln lassen kann wie Schwind, daran zweifle ich. — Ich glaube, daß sich in meinem Innern etwas umgestaltet, und ich werde auch in Rom andere Sachen machen. Schwind sagte mir, er habe nach langen Kämpfen endlich soviel, daß seine Familie nach seinem Tode leben könne. Man sagt hier, daß die Polizei in Karlsruhe die Künstler scharf bewache, wegen der Modelle!!!

Gönne mir noch die paar Tage ruhigen Betrachtens, der Abschied kommt frühe genug. Ich will dann doppelt und dreifach fleißig sein. Später komme ich dann nach München, wo ich mich an Schwind anschließen will, ich

kann lernen von ihm, wie man heiter bleibt und gesund. Meine Farbe bleibt mir immer. Ich halte ihn für den ersten, und bloß, weil er das Herz bewegt mit seinen Sachen.

München, ohne Datum.

Als kurze Antwort auf Deinen wohlgemeinten Brief kann ich nur das sagen, daß mir München das liebste wäre, doch wird es am Ateliermangel scheitern, so wie es Knaus ging. — Wenn Du anfragen willst in Karlsruhe, so tue es, nur weiß ich keine Ateliers dort, außer der Kunstschule, und da gehe ich wirklich nicht gern hinein, und auf andere Geschichten lassen sie sich nicht ein. — Die Motive, die mich nach München trieben, sind klar, es entsprang aus dem innersten Bedürfnis, gleichlebende Künstler sehen und schätzen zu lernen und meine Sache in Rapport damit zu bringen, weil ich Isolierung als Mensch und Künstler in Rom befürchtete. Dem Übelstand wäre jetzt schon abgeholfen, da ich Eindrücke genug habe, um sie für ein Jahr in der Stille zu verarbeiten. Hier wäre ich gut am Platz, weil meine Richtung mittendurch geht. — Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich in München bleibe, wenn ich etwas finde, denn ein Loch muß man doch haben, wo man malen kann! Scheitert es da, dann bin ich reduziert auf Rom oder Karlsruhe. Du wirst bald an der Antwort merken, ob sie flau oder ermutigend ist, und dann breche ich die Zelte ab und laufe dem Teufel in den Rachen, wenn es sein muß. Ich weiß nichts Besseres. Weimar und Frankfurt sind mir ganz null geworden. — Hier ist neutraler Boden, billiges Leben und ernsthaftes Streben, aber auf der Straße kann ich nicht arbeiten.

Mailand, 19. November 1860.

Nach jenem dummen Züricher Heulmorgen suchte ich Allgeyers Bruder auf, er war sehr lieb, und das heiterte

mich ein wenig auf, er begleitete mich zur Eisenbahn, wo ich dann nachts in Chur ankam. Den andern Morgen vier Uhr fort, den ganzen Tag, die Nacht, bis heute zehn Uhr morgens in Mailand, wo ich Dir doch trotz meiner Müdigkeit noch schreibe, da ich vor Rom schwerlich mehr dazu komme. Über den Splügen im hölliſchen Sauwetter in Gesellschaft einer schönen, gutmütigen, etwas stark leichtfertigen Russin, die mir auch in Rom die Ehre eines Besuches zugedacht hat. — Die grimmigen Strapazen der Reise wurden von dem ganzen Trupp, mich mitgerechnet, mit dem ausgelassensten Humor in allen Sprachen durchgeführt, die Nacht wurde gelacht, gegessen, getrunken. Nun habe ich hier wieder Einsamkeit, da ich weiteren Tentationen meines Geldbeutels willen aus dem Wege gehe; das geht später einmal besser. Morgen abend erst komme ich nach Genua, wo ich im Hotel Feder logiere und mich einschiffe, wenn die See ruhig ist; Dir zuliebe will ich nicht bei schlechtem Wetter fahren. Ich war heute in der Galerie und bin tief ergriffen, und es sind mir ganz neue herrliche Meister entgegengekommen, von denen ich noch nie eine Spur hatte. Von Bernardo Luini und einige süße, göttliche Porträts. Daß ich abermals geheult habe, ist leider wahr. Morgen muß ich mich noch hineinversenken in diese neue Welt. Abends im schön magisch erleuchteten Dom gingen jene schwarzgeschleierten Frauen herum (Kinder knieten und sangen), die mir im Dante so andeutungsweise vorgeschwebt. — Ich gehe ungern nach Rom und werde nicht mehr lange dort aushalten, doch will ich wenigstens Bilder entwerfen, die ich dann mit herausbringe und vollenden will in heiterer Umgebung. — Wie ist mir klar geworden, was ich brauche, heitere Freunde, nicht jene Duckmäuser, wie sie in Rom herumtrappen, schöne und feine Frauen und — ein klein bißchen mehr Geld! — Ich will suchen heiter zu werden, ich bin's innerlich, aber es muß sich jetzt ändern.

Genua, 20. November 1860.

In Mailand habe ich wunderbare Sachen gesehen und mich deshalb länger aufgehalten, wunderbare Sachen. Und ich bin so erfüllt, daß ich mit beruhigtem Herzen schon jetzt Italien für einige Zeit den Rücken kehren möchte, doch jetzt muß ich vorwärts.

In Rom bleibe ich nicht mehr lang, es ist zu tot und einsam für mich, und es ist unter all den traurigen Künstlern dort ein Wunder, wenn man nicht einseitig und Hypochonder wird.

Genua, 22. November 1860.

Ich freue mich, an die Arbeit zu kommen, doch werde ich schwerlich lange in Rom mehr bleiben. Ja, wenn nur ein oder zwei gleichstrebende Geister um mich wären, allein so verbrennt und verzehrt man am eignen Feuer. — Ich kann eine innere Wut gegen mein Vaterland kaum unterdrücken, wo immer geschwatzt wird und man es am Nötigsten fehlen läßt. — Ich möchte im Frühjahr herauskommen — mir eine schöne, reiche Frau holen, dann kann ich doch eine Ruhe haben und malen, wie mir's gefällt. — Indessen will ich mich in Rom noch einmal in den klassischen Karren spannen. — Sorge Du für eine Frau, liebe Mutter, sonst soll's der Teufel holen.

Hier bin ich bald freudig bewegt, voller Hoffnung, bald recht betrübt, und ich kann sagen, daß mir diesmal der Abschied beinahe unerträglich war, doch muß es ja so sein, das ist die Komödie des Lebens, die bessere Geister haben auch müssen durchmachen.

Rom, 25. Januar 1861.

Ich habe einen Kopf und Halbfigur im Umbreit-Rahmen beinahe vollendet. Nun hat sich das Modell unterdessen mit ihrem Mann überworfen, von ihm getrennt, und sagte mir vor acht Tagen, daß sie auf fünfzehn Tage

ins Kloster ginge; es war mir höchst fatal. — Sicher haben sie sie zur Strafe auf die Zeit hineingetan, und nun habe ich die Sorge, daß sie länger ausbleibt, wie es beim römischen Wesen so häufig ist, oder gar nicht mehr kommt. Wie ärgerlich mir die Verzögerung ist, kannst Du Dir denken, ich hoffe, da der Termin bald abläuft, daß sie kommt, sonst müßte ich die Köpfe stehenlassen, da nicht daran zu denken ist, sie nach andern zu vollenden, da ihr Kopf von eigentümlicher Schönheit ist.

Das mit der Frau sind holde Träume, Du liebe Mutter; ein armer Teufel bin ich und werde es bleiben. Auch ist mir's immer, als seien meine Jahre gezählt, als müßte mich der innere Drang und die Ohnmacht äußerer Verhältnisse vor der Zeit aufreiben. — Aber früher oder später werde ich noch ein Werk machen als Denkmal, nächstes Jahr oder längstens in zwei Jahren will ich das Symposion groß malen, und dann kann mich meinetwegen der Teufel holen, es ist all eines.

Rom, 2. Mai 1861.

Mein Bild wird der Ankunft dieses Briefes auf dem Fuße folgen. — Öffne die Kiste, staube es ab und betrachte es, dann laß es weitergehen. Wenn es nach mir ginge, müßte der Preis zwölfhundert Frank sein. Tausend ist das wenigste. In vierzehn Tagen kommt ein anderes. Und Ende Mai ein Kniestück. Die Iphigenie wird beiseite gestellt und erst im Juni weitergebracht, da ich zu großen Reichtum an Stellungen habe und bloß das nehmen möchte, was die Situation erschöpft. — Was soll ich sagen? Ich fühle mich so kräftig und innerlich klar und heiter, so daß ich sagen kann, ich beginne erst jetzt zu leben. Wenn mir von Weimar nicht sehr Gutes geboten wird, wäre ich ein Narr, mein Italien zu lassen. Die nächsten drei Monate widme ich ganz meinem Modell. Cardwell hat mir ein griechisches Gewand geschneidert, und nun solltest Du die hohe Gestalt sich darin bewegen

sehen. Solche Dinge lassen sich nicht beschreiben, ich habe geglaubt, eine Statue von Phidias zu sehen, es läßt sich da in Eile nichts erreichen, da heißt es Zeit und Beobachten. — Wo finde ich das, und was das beste ist, die Person ist anständig und willig, so daß man arbeiten kann.

Rom, 8. Mai 1861.

Um mich klar fassen zu können, bin ich heute morgen eine Stunde lang um die Antoniussäule herumgelaufen, und es drängt mich, Dir in allem Ernst meine wahre Herzensmeinung auszusprechen. Heimweh nach Dir und dem väterlichen Boden, an dem ich oft leide, darf in großen Fragen keinen Grund für oder wider abgeben. Ein Brief Böcklins ist mir direkt zugegangen, folgenden Inhalts. Man gedenkt meiner mit Sehnsucht, ein Schüler Pilotys muß erst hinausbugsiert werden, dessen Stelle ich als Professor einnehmen soll, was geschehen wird, sowie ich mich definitiv ausgesprochen. Der Gehalt fünfhundert Taler, Atelier, und gehen, wann ich will. Das sind die vorteilhaften Seiten. — Die Schattenseite ist, daß von Modell keine Spur ist. Wie man Menschen bloß aus der Erinnerung und italienischer Sehnsucht bilden kann, ist mir bis dato unbekannt. — Böcklin zehrt und macht sich viel weis, er hat sich ganz auf die Idylle geworfen, mein Sinn steht nach dem Höchsten, Gewalt der Form und leidenschaftlicher Ausdruck der Seele, Elemente, die mir nur hier zu Gebote stehen. — Seit ich mich kräftig fühle, hat sich viel in meinem Wesen verändert. — Ich, liebe Mutter, werde die Sache acht Tage mit mir herumtragen und dann an Böcklin meinen Entschluß definitiv aussprechen, und zwar dahin, daß man mir noch die Freiheit läßt bis zum nächsten Frühjahr, um so mehr, da das Hinausbugsieren immer Zeit braucht. — Abschlagen tue ich nicht, Deinethalb, und weil ich glaube, daß man solche Dinge nicht von der Hand weisen darf. Jetzt aber,

nachdem ich kaum warm geworden, alles Begonnene stehen lassen, wieder wo anders mich eingewöhnen, kommt mir wie Wahnsinn vor.

Nur so, wenn ich noch acht Monate vor mir habe, kann ich meine Ideen zu einem Abschluß bringen, und mein Glück ist vielleicht gerade dann gemacht. — Eine große Iphigenie steht bereits da, nach langem Suchen entworfen bei Hagel und Sturm. Der Aretinorahmen muß dazu gerichtet werden, sie soll ganz Deutschland bereisen und wird mir alle Herzen gewinnen. Dann habe ich eine zweite entworfen, ganz anders, aber gleichbedeutend, die möchte ich nach London und Paris schicken. — Lassen wir alles Nachdenken fahren und versetzen uns in die Situation. Die erstere, ganz weiß gekleidet, tritt heraus aus dem Wald und hält im Schreiten inne beim Anblick des brandenden Meeres, und sie ist so herzgewinnend, daß ganz dumme Leute mir sagten, was die Figur wohl sprechen würde. — Die zweite lehnt sich an die Säule und ist ganz versunken im Anblick des Meeres und im Gedenken der fernen Heimat. — Das, liebe Mutter, hat auch seine Berechtigung, und meine Art zu ringen, wie ich nach langem Suchen den Nagel auf den Kopf treffe, ist ein Kampf, der nur auf klassischem Boden ausgefochten wird; habe ich diese Aufgabe erledigt, dann nehmt meinen Leichnam und schleift ihn hin, wo's auch ist. — Mein armes Modell hat eine unheilbare Herzkrankheit, weswegen ich auch das Rauchen gelassen habe, und es ist anzunehmen, daß ich der letzte vielleicht bin, dem es vergönnt ist, die Züge nachzubilden. Sie kommt gern zu mir, und ich mache immer viele Späße, um sie aufzuheitern und aufzuscheuchen aus dem Ernst an den Gedanken eines unvermeidlichen Unterganges. Das sind so Dinge in der Welt, während ich die feste Überzeugung habe, mit meinen Arbeiten mein Glück zu gründen.

Rom, 22. Mai 1861.

Meine Iphigenie geht der Vollendung rasch entgegen, doch kann ich sie ohne Rahmen kaum beurteilen, und sie ist zu groß, als daß ich hier daran denken kann. — Wie glücklich der Gedanke in seiner Einfachheit ist, sehe ich erst jetzt, wo sie dasteht. Ich habe aber auch deshalb bisher alle Sorgen verbannt, und so ist mir's geglückt, die Gestalt hinzupflanzen in ihrer ganzen Einfachheit ohne alle Sentimentalität, die ja den Griechen fernlag, und welches die Klippe war, an der derartige Vorwürfe zu scheitern pflegen. Das wäre nun einmal ein Bild, mir aus der Seele gesprochen.

Rom, 18. Juli 1861.

Ich komme von Porto d'Anzio, dem alten Antium, zurück, wo ich zwei Nächte und einen Tag war, um das Meer zu studieren. Ich habe beide Nächte quasi im Freien zugebracht. Die Ufer sind ganz homerisch. In der Ferne der Circefelsen und in der Nähe die Grotten vom Meere bespült, wo der Apoll gefunden ist. — Um solcher Schönheit gerecht zu werden, müßte ich drei Wochen ruhiges Studieren haben, was nicht angeht, da ich schon Geld genug verbraucht habe. — Nie werde ich die Stunden vergessen, und ich mußte mir Gewalt antun, mich nicht ins Meer zu werfen, dann hätte die ganze dumme Geschichte ein Ende. — Beide Bilder sind gleich weit, und ich gebe an Großartigkeit der Pietà den Vorzug, will aber die Iphigenie zuerst vollenden, weil ich es versprochen habe. Beide stehen vor mir, indem ich dies schreibe. Wegen Karlsruhe nur dieses. Dort leben fürs erste kann ich noch nicht, ein Schreiben meinerseits ist nicht nach meinem Sinn. Da Du doch in vierzehn Tagen hingehst, so sprich mit Kreidel einfach, willst Du nicht, so ist mir's auch recht, ich habe längst verlernt, viel Späße mit den Leuten zu machen. Mein Wunsch ist, der Großherzog soll

mich zum Hofmaler machen, und zwar mit Gehalt, wo nicht, so gehe ich per dispetto im Frühling nach Weimar, wo wenigstens meine besten Freunde sind. Was willst Du, ich bin der einzige, der Zukunft hat, und habe jahrelang leiden müssen, jetzt bin ich so, daß ich alles in die Schanze schlage, wenn es nicht so geht, wie ich will. — Daß ich dann, wenn es geschieht, nirgends anders mehr hingehe, versteht sich von selbst. Daß ich aber nach Karlsruhe komme, und sei es nur auf ein Jahr, das geht wegen meiner Kunst jetzt noch nicht. Das ist einfach, was ich denke. — Soeben fällt mein Blick auf die Iphigenie, sie kommt mir so schön vor — lassen wir Karlsruhe vorderhand, sonst regt sich der Unmut wieder, und ich verderbe mir die wenigen schönen Stunden der freien poetischen Arbeit.

Rom, 24. Juli 1861.

Müde nach Hause gekommen, finde ich spät in der Nacht Deinen Brief mit den verlockenden Karlsruher Aussichten. Eine der traurigsten Nächte war die Folge, ich komme mir so arm, so miserabel vor; wo ich hindenke, treffe ich Unverstand, an das einfachste denkt ja niemand. Ich hatte eine düstere Ahnung heute nacht, vor der mich Gott im Himmel bewahren wird. Die Hetzerei, Pumperei, das Mißverhältnis aller Verhältnisse — doch lassen wir's, habe ich doch Dich, liebe Mutter, und Du wirst mein guter Stern sein, der mir leuchtet, wenn es Nacht werden will um mich. — Das sind Stimmungen, wir Künstler leben davon. — Heute abend gehe ich auf ein paar Tage nach den Sabinerbergen. — Ich habe die ganze Nacht zu fahren, und der Anblick der Natur wird mich erfrischen und heiter machen. — Die Hitze ist zu groß, seit acht Tagen liegt alles brach, und ich werde auch nicht eher beginnen, ehe ich mich nicht ganz frei fühle.

Was ich Dir wegen Weimar und Karlsruhe im letzten Briefe geschrieben, ist meine Ansicht. Soll es denn ein-

Erinnerung an Tivoli (Ricordo di Tivoli).

1867. (Nationalgalerie, Berlin.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

mal begraben sein, so gehe ich doch lieber dahin, wo ich Gehalt bekomme. Ist es unwiderruflich im hohen Götterrat beschlossen und vermutlich Dein Wunsch, daß ich nach Karlsruhe gehe, so kann ich nur sagen mit Garibaldi: „Sire, obbedisco.“ Wenn ich einmal wieder aus allem, was mir heilig ist, herausgerissen werden soll, so kann es schon im Oktober geschehen, es ist mir ganz egal und gleichgültig. — Ist denn kein Mensch da, der Herz und Kopf genug hätte, dem Großherzog zu sagen: „Laßt den Feuerbach auf dem Boden Früchte bringen, auf dem er uns Blüten gebracht? Gebt ihm so viel, daß er nicht immer sich über seine Kunst Vorwürfe machen muß, nur so viel, und laßt ihm Ruhe und ihn schöne Bilder malen.“ Nein, so etwas gibt es nicht in Deutschland. — Macht es, wie Ihr wollt, und ich bin's zufrieden. — Mein ganzes Leben ist so sonderbar, daß mir ja zuletzt alles recht ist, was Dir gefällt. Die Madonna in Petersburg ist mir auch recht, meinetwegen Sibirien. Wie freue ich mich auf die Berge, da will ich alle drückenden Gedanken fortwerfen und stark und mutig wiederkehren, denn Rom ist wie ein Backofen — Gönnt mir noch Muße, gönnt mir noch eine Spanne Zeit des Vergessens, bis das Bild vollendet ist, und dann will ich schon gehen, wohin Ihr es für gut findet. Welch geistreiche Bemerkungen werden die Karlsruher über meine stille, einfach ernste Iphigenie machen! O espérance! es wird alles gut.

Rom, 11. August 1861.

Liebe, teure Mutter!

Ich komme von der Campagna, wo ich dreizehn Tage nicht vom Pferde heruntergekommen bin. Ich habe mich körperlich angestrengt, um den Trübsinn loszuwerden, der mich so peinigte. Rom habe ich mit Sorge betreten, Briefe zu finden, die mich unglücklich machen. Wie erfrischend und wie wohltuend auf mich Deine rührenden zwei Briefe gewirkt haben, kann ich schwer beschreiben.

Begas, Böcklin und Kalckreuth haben mir geschrieben, ich soll im Herbst kommen und mich nun definitiv entscheiden. — Ich bin entschieden dagegen, obgleich mir der Herzog in Köln schwerlich eine Medaille wird zukommen lassen, wenn ich mich weigere. Was liegt daran. — Ich erwarte noch eine Antwort von Dir, und dann schreibe ich. Allgeyer hat mir die Karlsruher Konzepte geschickt, sie meiden einfach und drücken nichts Bestimmtes aus. Wenn es nach meinem Sinn ginge, so sprichst Du einmal ein offnes, klares Wort mit dem Großherzog, geht es Dir nicht recht, so schreibe mir's, und ich habe immer noch Zeit, die Schreiben abzuschicken. Er soll mir Gehalt geben, den Winter will ich noch hier bleiben, um einige neue Sachen zu malen und die alten zu vollenden. Den Sommer dann in Karlsruhe zubringen. Im Herbst, ohne daß wir jetzt schon davon sprechen, finde ich leicht einen Grund, der eine römische Reise notwendig macht, mein Atelier bleibt dort, und ich kann bleiben, solange es mir gefällt. Und das kann man immer wiederholen. Was mir Rom ist, weißt Du.

Ich will Dich nicht quälen, sondern Du kannst mir frei schreiben, dann schicke ich die Briefe ab, aber ich meine, Du könntest die ganze Sache in einer halben Stunde abmachen, direkt frei und einfach dem Großherzog auseinandersetzen, was und wie. — Doch tue, was Du glaubst.

Rom, 12. August 1861.

Meine Seele ist voll von Bildern, die gemalt werden müssen, das andere ist mir langweilig und peinigt mich, und darum muß ein Ende gemacht werden. Also bitte ich Dich um folgendes:

Bist Du nicht willens, meine Sache mit Kopf und Herz persönlich ohne Beihilfe des unsterblichen Allgeyer zu vertreten, so schicke mir der Form wegen die Konzepte. Sie sollen kurz und klar sein, keine Bittschriften. Jene

Allgeyers kann ich nicht brauchen. Dann schicke ich sie umgehend ab. Das an Kreidel bloß so: „er möge mein Schreiben Seiner Königlichen Hoheit gefälligst unterbreiten." Das an den Großherzog so: „Ich habe den dringenden Ruf nach Weimar ausgeschlagen, will im nächsten Sommer nach Karlsruhe kommen, wenn mir Titel und Gehalt wird." Das, liebe Mutter, bringe in Form, und dem Teufel seine Großmutter kann Amen dazu sagen.

Rom, 15. August 1861.

Heute kam Dein dritter Brief, und da ich wieder so einen furiosen, schlechten das letztemal geschrieben, so setze ich mich denn heute nochmals hin, um Dir in Ruhe zu sagen, was ich tun werde. Halte es meinem nur allzuraschen, heftigen Temperament zugute, es ist mein Wesen so. — Wie anscheinend heiter ging ich das zweitemal von Heidelberg weg, und nie werde ich die Nacht vergessen im „Storch" in Zürich, wo ich um drei Uhr morgens aufwachte und so fürchterlich geweint und geheult habe bis neun Uhr, daß ich die nassen Schnupftücher dann auf dem Eisenbahnofen zum Trocknen ausbreiten mußte. — So schwer ist mir ja noch kein Abschied geworden, wer erklärt den anscheinenden Widerspruch, der in meiner Scheu, zurückzukommen, liegt? Weiß ich es selbst? Da sei Gott vor, wenn Du glauben könntest, ich möchte nicht bei Dir leben. — Aber meine Seele hat keine Gedanken dort. — Jetzt, um ein Ultimatum herzustellen, und um uns beide nicht mehr zu quälen, mache ich es so. Heute nacht schreibe ich jene Konzepte mit kleinen Veränderungen, und morgen gehen sie ab. Es tut mir leid, wenn Du die deinen vergeblich machst, aber der Sache muß rasch ein Ende gemacht werden. Die Briefe enthalten einfach die Anmeldung des Rufes und nichts davon, ob ich ihn annehme oder nicht. Es ist besser so, dann handeln sie eher, wenn sie im Glauben sind, daß ich akzeptiere. Ich

selbst sage Graf Kalckreuth in diesen Tagen in der Stun ab, da er nicht länger warten darf, ich ohnehin schon die Campagna vorschützen muß. Du kannst dann später in Karlsruhe je nach Gutdünken sagen, daß ich bereits abgelehnt. Und damit genug jetzt für immer . . .

Daß Michelangelo hat kämpfen müssen, ist bekannt, wer kämpft nicht und willig? Wenn ihn etwas gequält hat, so waren's die zu vielen Bestellungen, wir Armen des neunzehnten Jahrhunderts gehen am Mangel derselben zugrunde. Halbe Maßregeln, flaues Interesse, immer zuviel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Keine hochherzige Seele und kein Verstand. Ich will Dir nicht vorlamentieren, aber glaube mir, wenn ein sonst gesunder Mensch trübsinnig wird, so hat er meistens einen Grund dafür. — Ich arbeite nichts bei der Hitze — welche Bilder stehen vor meiner Seele! Allein schon der Gedanke, was dann? erstickt sie schon im Keime.

Rom, 22. September.

Es kommt kein Brief, keine Zeile. Rothpletz hat nichts geschickt. — Ich bin dadurch nach allen Seiten hin kompromittiert. Die letzten Tage fürchtete ich ernstlich, krank zu werden. In vierzehn Tagen kann ich zwei wunderbare Bilder schicken. Das sind mit der Iphigenie und Pietà neun unverkaufte Bilder. Es gibt nur zwei Dinge, entweder ich lege die Hände in den Schoß oder ich arbeite, und wenn ich arbeite, brauche ich Geld. — Wenn die lumpigen siebenhundert Frank endlich kommen, so kann ich sie hinschmeißen. Ich kann nicht leugnen, daß auf diese Weise für mich bald nichts mehr nötig sein wird. Schicke die Sachen von Karlsruhe weg, wenn sie bloß nutzlos herumstehen; ich habe in der letzten Zeit im Fieber gearbeitet, im Ekel vor meinem Vaterland. — Ich stehe jetzt in vollster Blüte und muß meine Nächte schlaflos zubringen, weil mir siebenhundert Frank ausbleiben, während ich für zwanzigtausend gearbeitet habe.

Kann man mir die Schuld geben? Oder ist es nicht mein lumpiges Vaterland mit seiner Groschenrechnung? Ich habe leichtsinnig gelebt in der letzten Zeit, weil mir an der ganzen Hundepastete nichts mehr liegt und doch alles beim alten bleibt. — Was mich am Leben hält, sind meine neusten Sachen, ich bin beglückt, denn sie werden stehen bleiben, auch wenn mein Lumpenleben ein Ende hat. Ich schreibe angesichts meiner Bilder, und die vergangenen Abwartejahre stehen mir wie Gespenster vor der Seele. Ich mit meiner heißen Leidenschaft wäre fähig, alle vierzehn Tage ein Bild zu malen, und muß mich in meinen besten Jahren aufs Abwarten legen. — Antworte mir nicht darauf, es sind Stimmungen, wenn dann nach sieben Wochen endlich eine Antwort auf diesen Brief kommt, ist ja alles schon vergessen. — Sollen die Bilder kommen? Ich wünsche meinem ärgsten Feinde nicht, in meiner Haut gegenwärtig stecken zu müssen. — In Weimar habe ich abgesagt. Hole der Henker das deutsche Gemüt und was drum und dran hängt. — Meine Bilder sind ernst und ruhig, man sieht ihnen die Flüche nicht an, die daran kleben, denn sie segnen, das habe ich längst verlernt.

Rom, 2. Oktober 1861.

Wenn ich einen Brief voll Angst von Dir bekomme, dann komme ich mir wie ein schlechter Mensch vor, der andere quält. Wenn ich antworte, dann tue ich es immer auf dem Atelier, im Angesicht meiner Bilder als Rechtfertigung, und das Gefühl, daß ich mich überhaupt rechtfertigen und legitimieren muß, ist's, was mich so herunterbringt. — Ich bin zur Heiterkeit und zum großen, freien Schaffen geboren, wer mein Gesicht ansieht, wird es verstehen. — Aber ich habe nicht die Zähigkeit, mich über eine unbezahlte Schusterrechnung hinwegzusetzen, und das ist ein Fehler.

Rom, 11. Oktober 1861.

Ich schreibe spät in der Nacht im Café Colonna, damit Dich mein Brief ereilen möge, bevor Du nach Karlsruhe gehst. Du sprichst von Abreise, Berufung usw. In aller Heiligen Namen, keine Dummheit! Wenn ich von Weggehen sprach von Rom, meinte ich das bessere Land und nicht Karlsruhe. — Voriges Jahr wollte ich nicht über den See. Jetzt reißt mich nicht wieder unnütz über die Alpen. Laßt mich diesen Winter, nur diesen Winter, hier! Im Sommer will ich gern auf vier Monate kommen usw., wenn ich dann in des Teufels Namen nicht anders kann. — Es sind drei reizende, verkäufliche Bilder fertig. Die Iphigenie ist zerstört im Unmut. Die nächste Woche beginne ich die neue, sitzend. In zwei Monaten kommt das Bild. Meine Fortschritte sind derart, daß ich die alte nicht mehr dulden konnte. Emilie hat mir geschrieben, es ist gut gemeint, aber ich weiß ja genau und besser als Ihr, was ich will. Der vorige Aufenthalt in der Heimat hat mich feige gemacht durch die Beschränktheit der Verhältnisse, jetzt habe ich mich eingearbeitet und soll berufen werden, soll fort! Ich habe über zwanzig Bilder für den Winter im Kopf und habe Hilfsmittel in der Hand, die ich sonst in der Welt nicht finde. Wenn Du nach Karlsruhe gehst, so rette mir Italien! Sie sollen mich berufen, ich will kommen auf kurze Zeit, aber sie sollen mir das lassen, was ich erkauft habe mit Verlust meiner Jugend und nicht zu teuer erkauft habe. Laßt alles Persönliche beiseite, nehmt die Kunst als solche, und sprecht in meinem Sinne. Du, liebe Mutter, mit Deinem Verstande, kannst alles machen. Daß meine zwei Bilder verkauft werden, gibt mir so Mut, so Kraft. — Wo hätte ich sie malen können? Vergeßt nicht zu sagen, daß ich ja nur für mein Vaterland dann wahrhaft arbeite, wenn ich da arbeite, wo ich wirklich etwas schaffen kann. Ich habe keine Worte und keine Kraft, das auszusprechen, was ich emp-

finde, und wie ich überzeugt bin von der Wahrheit meiner Gedanken. — In zwei Monaten kommt die große, neue Iphigenie. — Nächsten Sommer verzettle ich gern ein paar Monate bei Euch, aber in aller Heiligen Namen rettet Italien, oder es geht alles schief. — Ich schreibe so hin in später Nacht, nimm es gütig auf und handle danach. Wenn Ihr eine Sache machen wollt, macht sie ganz. — Am 23. August hat mich Gott wunderbar aus einer Lebensgefahr gerettet, ich will's Dir später erzählen. — Es ist ein Beweis, daß ich doch noch zu etwas nutze bin.

Lege die Sache groß an und führe sie groß durch! Meine besten Freunde sind in Karlsruhe, meine Mutter geht hin in meiner Sache, es müßte doch wahnsinnig zugehen, wenn Ihr nicht das herausbrächtet, was mich wirklich dem Leben wiedergibt. Laßt alle persönlichen Wünsche beiseite, seht meine Bilder und danach handelt.

Rom, 1. November 1861.

Ich danke Dir für Deine Mühe von Herzen. Ich habe unrecht getan, Dich zu quälen, aber ich kann manchmal nicht anders, wenn nie ein ordentlicher Verkauf eintritt, und man immer zwischen Furcht und Hoffnung schwanken muß. Zwei ganz feine Bilder schicke ich in acht Tagen, die Kiste ist schwer, soll petite vitesse gehen. Die Iphigenie ist mir ein Bild geworden, was Du nicht ohne Tränen ansehen wirst. Mit dem rapiden Gelingen auf einen Wurf ist mir mein ganzer Stolz wiedererwacht. Mein Entschluß steht schon fest, ich habe hier alles, was mich als Mensch und Künstler erheben kann, und die nächsten zwei Jahre habe ich vollauf zu tun. Ich brauche nichts, als daß mir die Welt nur den dritten Teil zu Geld macht dessen, was ich schaffe. Ich sehe es am großen Bild, ich habe ein Jahr gebraucht, um mich einzumalen und die störenden Eindrücke zu verbannen, jetzt, wo ich beginne, soll ich wieder abbrechen — nimmermehr. Dich

geht das alles nichts an, Du stehst ganz frei da. — Ende dieses Monats ist das große Bild reisebereit. Die Maße und Instruktionen im nächsten Brief. Erwirke mir wenigstens Transportfreiheit für die große Kiste. Unter zehntausend Frank kann ich es nicht geben; da die Galerie, wenn ich komme, doch nie Geld hat, so betrachte ich auch dies Bild für ein Opfer der Kunst. — Es ist gewiß das Schönste, was ich je gemacht. — Ich werde alles von mir weisen, denn ich lebe nur einmal und will Ruhe haben. Das kann ich nicht leugnen, daß mich die Arbeit und die ewige Flickerei und Sorge dabei früher oder später aufreiben muß, aber es liegt mir nichts daran, wenn das wenige und letzte unsterblich ist . . .

Ich war gereizt und leidend, es ist wahr, und doch habe ich so riesig gearbeitet. Ist das Krankheit? Gewiß nicht. Die Iphigenie ist ohne alle Sentimentalität, und ich glaube, daß, wenn sie gehen könnte, ihr jeder aus dem Wege gehen würde. Was braucht es mehr für mich? Wer fragt nach hundert Jahren, unter welchen Umständen es gemalt ist?

Rom, 16. Dezember 1861.

Für Deine Mühe und Arbeit und Karlsruher Reise sollte ich Dir den wärmsten Dank sagen, das fühle ich. Daß ich ihn nicht so aussprechen kann, wie ich vielleicht sollte, tut mir weh genug. Ich will mich in kurzen Worten fassen, mein Gefühl ist derart, daß mir acht Monate sorgenfreies Schaffen, verdient durch eigene Arbeit, lieber gewesen wäre als eine lebenslängliche Versorgung, die mir die bittere Angst der Gegenwart nicht vermindern hilft. Vielleicht in zehn Jahren wäre mir es recht gewesen. Jetzt sehe ich es eigentlich als eine Dummheit und Zeitverlust an. Nun höre, liebe Mutter, was ich Dir sage. Die Iphigenie wird bis Neujahr fertig sein, sie soll als Eilgut gehen, Du mußt mir nur die Adresse schreiben. Rahmenmaße und Instruktionen folgen. Das Bild in seiner hol-

den Majestät wird Euch ergreifen. Der Preis ist sechstausend Gulden. Die Galerie soll es kaufen und kann es in zwei Raten bezahlen. Sie haben zehntausend Gulden für die Dietzischen Schweinereien gegeben, so können sie für ein gutes Bild weniger geben.

Geschieht das, und zwar rasch ohne viel Hin- und Herzerren, so will ich in Gottes Namen im Frühjahr auf einige Zeit kommen, obgleich ich es als reinen Zeitverlust ansehe. Wird mein Bild nicht gekauft, dann wird mir der liebe Gott helfen, der mir ohnedies noch etwas schuldig ist. Lieber bleibe ich hier auf dem Pflaster liegen. Ich bin kein Junge mehr und kann nicht mit Jahren und Zeit spielen, als wenn es Haselnüsse wären.

Neulich sah ich Raffaels Apostelgeschichte, und heiße Tränen liefen mir über die Backen, da wurde mir es so klar, daß ich unter dieser Kombination, und wenn ich sein Talent hätte, nichts leisten kann. — Welche Freiheit, welche Kraft! — An der Art, wie die Karlsruher Herren über meine Zukunft verfügt haben, sehe ich, daß ein Verständnis nie möglich sein kann. Nobel und vernünftig wäre es gewesen, wenn man mir die Pension gegeben und mich gelassen hätte, da, wo ich gewachsen bin und groß geworden.

Ich möchte Dir zum Schlusse noch all das Glück und all die Ruhe, deren ich entbehre, in die Seele gießen, damit ich wenigstens das Bewußtsein hätte, daß ich allein leide und nicht noch andern Kummer mache. Ich will dann im Frühjahr in des Teufels Namen kommen; was ich zu machen habe dort, das werdet Ihr besser wissen als ich. — Hätte ich doch nur wenigstens ein Jahr noch ohne Sorgen hier gehabt. — Nein, es soll nicht sein. Vielleicht kann mir Lessing Anweisung geben, wie ich zu malen habe. Morgen arbeite ich wieder. Gott gebe, daß mir Friede werde in der Seele.

Rom, 26. Januar 1862.

Liebe, gute Mutter, womit habe ich dies verdient? Das ganze Jahr habe ich mich mit kleinen Verkaufssachen abgequält, jetzt endlich, nachdem ich ermuntert werde, mich ins Große zu wagen, jetzt, wo alles darauf ankommt, läßt mich alles im Stiche. Daß Du, liebe Mutter, mit mir sorgst und leidest und doch nicht helfen kannst, vermehrt nur mein Leiden. Du sprichst von Selbstqual, liebe Mutter, ich habe positivere Gründe, und ich werde alle dann beschämen, wenn es zu spät ist. Habe ich unrecht getan und mich hinreißen lassen, die Kunst und die Schönheit groß zu fassen, oh, so bin ich jetzt hinlänglich bestraft. Ich muß schließen, mein Kopf brennt, und die lange, lange Nacht! — Ich will noch eine Poesie beginnen, Gott helfe mir. — Die Iphigenie hält einen Lorbeerzweig in der Hand und ist ganz versunken im Anblick des Meeres, mir ist es, als wäre es mein letztes Bild. Die Pietà schicke ich unvollendet. Ich will überhaupt alles schicken, damit Ihr die Rechtfertigung sehet, warum ich genötigt bin, solche Briefe zu schreiben. Warum hat mir der Großherzog nicht die Pension Neujahr gegeben, daß ich in Ruhe und Frieden vollenden konnte? Meine Lage ist schlimm und verschlimmert sich täglich. — Gott wird es gut mit mir meinen und mich nicht in Schande vergehen lassen.

Rom, 1. Februar 1862.

Ich habe gestern mit Lotsch gesprochen, er sagt, die Studien hätten in Karlsruhe nicht gefallen. Er habe mit dem Großherzog gesprochen wegen mir usw. Er hält es ganz für unklug, jetzt nach Karlsruhe zu gehen, wo ich kaum ein Jahr fort war, und meint, es schadet mir eher, und wenn es mit der Pension ernst wäre, so hätte sie mir schon hier ausbezahlt werden sollen und nicht erst dort, wo ich dann ganz in den Händen der Leute bin;

das ist auch meine Ansicht von der Sache, ich begreife überhaupt nicht, warum es nicht Deine erste Bitte war, mir sie bei meinen Arbeiten zugute kommen zu lassen. Lassen wir das. Die abendliche Gesellschaft sagt mir gar nicht zu, und so bin ich die Abende und die langen Nächte allein mit meinen Gedanken. Ich habe vor drei Tagen an Dich geschrieben und schreibe heute nur, um mit Dir reden zu können. Riedel war bei mir und schien entzückt von der Großartigkeit des Bildes. Tags darauf ging ich ihn besuchen und bat ihn, mir mit vierzig Skudi auszuhelfen. Die Art, wie er mir es versprach zu tun, hat mir wenig gefallen. — Ich schreibe heute ganz kalt und ruhig — mein Angesicht bekommt Ihr nicht mehr zu sehen. — Ende dieses Monats schicke ich mit der Pietà fünf Bilder. Ich hoffe, ich werde die Kraft haben, das Bild zu vollenden. — Dann werde ich mich ganz in der Stille aus der Welt schaffen, und Dir vorher solche Gründe schreiben, die Dir überzeugend scheinen werden. Mir liegt jetzt kein halber Bajocco mehr am Leben, und es ist mein bitterer Ernst, was ich schreibe. Ich bin gar nicht desperat, sondern ich habe keine Lust mehr auf diese Weise. Meine Bilder werden dann teuer verkauft werden, so daß Euch in der ersten Zeit nichts mangelt, auch werdet Ihr dann die große Ehrenschuld, die vielleicht bis dorthin zweihundert Skudi sind, bezahlen können. — Ich sollte nicht so schreiben, aber ich habe seit vierzehn Tagen nachts kein Auge mehr geschlossen. — Schreibe nicht hierher, an niemand, ich will kein Geschwätz, es tritt vielleicht eine günstigere Wendung ein, ich glaube aber an nichts mehr und bin entschlossen, meinem lieben Vater in Bälde eine Visite zu machen. Fluch allen, die mich gequält, Fluch der Stunde meiner Geburt! Meine schönen Haare fallen mir aus über all dem Denken und ewigen Enttäuschungen. Seit ein paar Tagen arbeite ich auch nicht mehr, möge alles zum Teufel gehen. Ich sehe kein Ende der ganzen Sache, und in der ewig bit-

teren Stimmung kann ich auch nicht das malen, was ich in sorgenfreier könnte. — Jung, schön, voll Talent und voll Hoffnungen und so miserabel verlassen von allem. — Das große Bild soll dann reisen, weil ich nicht meinen Namen von den Karlsruher Eseln abhängig wissen will. — Solange der Mensch Geld hat, ist er was, sowie er keines hat, ist er nichts und — ach, lassen wir den Dreck. — Liebe, gute Mutter, könnte ich Dir die Hand reichen, ich fühle mich so krank, so liebesbedürftig und so verlassen. So mußte es sein, ich bin in tiefster Niedergeschlagenheit hierher gekommen, ich habe mich hineingearbeitet und steigend mich gehoben, jetzt wo ich auf dem Punkt bin, muß ich durch Mangel, durch ewiges Warten verzweifeln. — Doch jetzt kein Wort mehr, im nächsten Brief schreibe ich ausführlich. — Wie schlimm ist mir zumute. Sei herzlich gegrüßt und denke meiner in Ruhe, vielleicht gehe ich glänzend hervor aus all diesen Dingen, aber ich glaube es nicht mehr. —

Ich bin nicht feig noch zaghaft, aber ich kann ohne Geld nicht leben. Vielleicht erhole ich mich, ich muß leidend sein und krank, vielleicht gibt es sich, hoffen wir, hoffen wir. Ich sollte der Trost, die Stütze Deines Alters sein, und ich tue nichts als Dich betrüben. Liebe Mutter, verzeihe mir alles, alles. Mein Herz ist nobel und vielleicht zu weich für Prüfungen der Art. Es wird vielleicht alles noch gut, noch ist nicht aller Glaube an meinen Stern gesunken . . .

Rom, 8. Februar 1862.

Gottlob, ich fühle mich wieder wohler und fühle, daß ich heute nacht zum erstenmal seit drei Wochen wieder schlafen kann. Ich muß, ohne daß ich es wußte, eine schwere Krankheit durchgemacht haben, denn ich war ganz außer mir zuzeiten, aber es ist meine Gewohnheit, mich nie zu legen, sondern aufrechtzuerhalten, solange es geht. — Zerreiße jene beiden Briefe, die ich schrieb, sofort und

verzeihe meinem hilflosen, freudelosen Zustand die Worte, die Dich allenfalls betrübten. Wenn man so allein ist, sich krank fühlt, wem ist da zu verargen, wenn er der eigenen Mutter sein Herz ausschüttet. Meine Natur ist kräftig, und ich betrachte mich als gesund und gerettet.

Mein großes Bild ist in vier bis fünf Tagen fertig — was es ist, wirst Du dann sehen. — Sogleich beginne ich andere Dinge, um die Zwischenzeit bis zum Entscheid richtig auszufüllen. Nun höre, um was ich Dich bitte, und besorge es umgehend. — Du wirst aus meinen Briefen wissen, daß ich Riedel bat, mir mit vierzig Scudi auszuhelfen, er versprach es und zog sich dann zurück, ein Benehmen, was auf mich solchen Eindruck gemacht hat, daß ich mit ihm für zeitlebens fertig bin, um so mehr, da er entzückt schien von meinen Arbeiten. Es ist miserabel. Heute war ich bei Konsul Kolb, der mir hundert Gulden, ohne nur ein Wort zu verlieren, gab, ich hätte mehr fordern sollen, allein weil ich wußte, wie wenig ich zu erwarten hatte, wollte ich es nicht tun. — Nun bitte ich Dich, liebe Mutter, wenn Du diesen Brief erhältst, um allen Zeitverlust und fernere Qual zu vermeiden, daß du sofort zu Köster gehst und ihn bittest, in meinem Namen mir umgehend einen Kreditbrief auf Kolb für tausend Gulden auszustellen. Er wird es tun, und zwar gleich, wenn Du schlicht den Sachverhalt erzählst, daß ich Pensionär bin des Großherzogs, daß ich im Sommer komme, mein großes Bild direkt an ihn geht zum Preise von sechstausend Gulden, und daß es mir darum zu tun ist, die Zwischenzeit mit Arbeiten auszufüllen. Prozente kann er nehmen, und will er Garantien, so bin ich bereit, das schöne Bild in schwarzer Seide zum Preise von dreitausend Frank, was jetzt an Dich abgeht, bei ihm unterzustellen, bis meine Sache geregelt ist . . . Was meine Verhältnisse, mein Leben hier betrifft, so kann ich Dir mit wenigen Worten vollen Bescheid geben. — Ich bin im Besitz des schönsten Modelles von ganz Rom,

zum Neid und Ärger aller Künstler, die abgefahren sind. Die Person hat mir zuliebe alle und die größten Anträge abgewiesen, und ich habe das heilige Versprechen, daß, wenn ich ihr Arbeit gebe bis zu meiner Abreise, ich sicher sein kann, daß ich der letzte bin, dem es vergönnt ist, sie zu malen. — Man kann um solchen Preis schon einige schlaflose Nächte zubringen. Daß Liebessachen, die etwaigen Heiratsplänen, die Du hast, im Wege sind, vorwalten, darüber sei ganz ruhig, es ist nichts von alledem, ihr Lebenswandel ist anerkannt tadellos, und da sie verheiratet ist, so ist es reine Neigung und Verehrung, und ich müßte der dümmste aller Jungen sein, wenn ich solche Dinge unbeachtet beiseite ließe. — Ich habe lange gekämpft, und immer war meine innerste Stimme dies: sei kein Esel, erfasse, was sich Dir bietet, und was kein anderer mehr haben kann. — Die Bilder werden Dich entzücken, wen sollten sie es auch nicht? Und ich habe noch vier Monate des ruhigen Schaffens, dann stehe ich zu Deinen Diensten. Könnte ich Dir alles sagen, was ich durchgemacht, was ich gelitten, Du würdest mir die Hände aufs Haupt legen.

Rom, 13. März 1862.

Verzeihe mir den Winter, das ist mein Unglück, daß ich bei allem Ringen und Streben mich noch entschuldigen muß; aber das sind die Umstände und nicht mein Herz, das weißt Du.

Mögen meine neuen Bilder nicht blöde Augen, sondern warme Herzen und offne Beutel finden, das ist mein einziger Wunsch. — Soll ich einmal Schiffbruch leiden, so möge es an Felsen sein, nur nicht auf einer Sandbank. — Verzeihe, wenn ich hier manchmal das Nest vergesse, aus dem ich entsprungen, man sieht hier nur Großes und Schönes, und ein Irrtum sollte nicht Verbrechen werden.

Liebe, gute Mutter, behalte mich lieb trotz all dieser Dinge. Ich kann nicht leugnen, daß, seit die neuen Bil-

der fort sind, alle Heiterkeit von mir gewichen ist, weil ich weiß, daß statt Belohnung meiner nur Ärger und Verdruß warten. — Mögen die Bilder einen Sonnenstrahl auf Euch werfen und Dir Beweis sein, daß man um solchen Preis sich schon ein bißchen abquälen darf.

Rom, 20. Juni 1862.

Sieh, liebe Mutter, ich bin hier dergestalt begünstigt, die Probe dauert nun anderthalb Jahr, daß sich andere auf den Kopf stellen würden, wenn sie in meiner Haut sein könnten. Für Paris male ich ein großes Bild einfach in Schwarz, dann sollst Du hören!

Quäle mich nicht mehr mit Karlsruhe, es ist meine Bestimmung, es geht nicht mehr. — Wie Du gehandelt hast, ist nobel und richtig. — Das lange Verzögern macht mich immer fieberhaft, es ist, um an den Wänden hinaufzulaufen, bis Ihr Deutschen zum Auszahlen kommt. — Wenn ich ein Stern bin, warum bezahlt Ihr mich wie ein Nachtlicht!? Seit ich ruhig hierbleiben kann, bin ich wie umgewandelt, aber Geld muß her.

Ich habe die feste Überzeugung, daß ich alles besiege, denn ich habe eine wahre Löwennatur, aber diese ewige Karlsruher Verhandlung hat mich so heruntergebracht, daß ich manchmal glaubte, ich hätte keine Liebe, zu nichts mehr.

Die schöne Anna begreift gar nicht, was das für Menschen sein müssen da draußen, die mich so herumziehen, während man mir Bildsäulen setzen sollte. So gibt's doch noch Leute, die mich gern haben und kapieren.

Rom, 2. August 1862.

Nein, es ist nicht möglich, daß es so bleibe. Ich will bloß Brot essen, aber das tun, was mir mein Genius sagt. — Ich denke so nobel und so rein, warum sollte es nicht in die Höhe gehen! — Ich will versuchen, das Schönste zu malen, dessen ich fähig bin, die Belohnung

kann nicht ausbleiben, noch habe ich Kraft, und eine innere Stimme sagt mir, daß ich alles zu schwer nehme. Noch habe ich meine Mutter, meine Schwester, Freunde, die kein Opfer scheuen, warum soll ich nun feig werden, wo es doch bloß an mir selbst liegt! Ich will nicht mehr so groß malen, weniger, aber das wenige ganz vollendet schön. Früher oder später muß mein Name durchdringen; was Äußerlichkeiten, Formalitäten sind, soll nichts versäumt werden. — Ich glaube, daß wir auf falschen Straßen fahren, und daß es viel weniger bedarf, um rascher und besser ans Ziel zu kommen.

Rom, 31. August 1862.

Montesquieu sagt: „Il n'y a de vaincus, que ceux qui croient l'être." Zugleich mit diesem Brief geht einer an Herrn Peters in Stuttgart, worin ich ein neuestes Bild anmelde und bitte um freien Transport. In zwölf Tagen erhalte ich Antwort, und dann geht es gleich ab. Es ist in der Größe des Porträts, und ist Ariost am Hofe zu Ferrara, ein Bild, so gefällig als nur möglich, es sind einunddreißig kleine Figuren, Garten, Sonne und reiche Architektur, der Preis viertausend Frank. Wenn Du das Bild siehst, wirst Du gar nicht begreifen, wie ein Mensch das machen kann in solcher Zeit. Daß meine Feuerbachische Natur an vielem schuld ist, glaube ich nicht, aber merke Dir dies eine: ein talentvoller und ehrgeiziger junger Mann hat keine Freunde, und er geniert nur. — Ich kenne die Welt und die Menschen, glaube mir. — Ich habe mich jetzt mit eiserner Indifferenz gewaffnet, ich arbeite drauflos und bin fein gekleidet, und niemand soll wissen, wie ich stehe, das ist die Hauptregel. Nur eines verlange ich, daß Du, was Du kannst, expedierst, damit ich nur immer das Nötigste decken kann. Ich empfehle Dir das dringend, es ist Anstandssache, denn ich versichere Dich, und das sage ich Dir als Mann, es gibt hier und dort genug Leute, die nichts sehnlicher wünschen, als mich

Orpheus und Eurydike.

1869. (Gemäldegalerie zu Karlsruhe.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

im Elend zu sehen. Du hast nicht nötig, mir große Summen zu nennen, aber das wenige, was du kannst, schicke rasch, ich kann Euch alle herausreißen, aber wir müssen Komödie machen, wir müssen es.

Wenn dieses neue Bild nicht verkäuflich ist, dann kann ich mich freilich aufhängen; es ist alles drin, was man nur wünschen kann. In Stuttgart waren zwei Stimmen gegen mich, sonst wäre gekauft worden, jetzt kaufen sie von Kaulbach für siebentausend Gulden; ich traue niemandem mehr und liebe niemanden mehr.

Feuerbach und Schack.

Das Verhältnis Schacks zu Feuerbach wurde angebahnt durch den Philologen Theodor Heyse, einen Onkel des bekannten Dichters. Heyse hatte sich dem Künstler im Jahre 1859 in Rom genähert und ihm „den geistigen Puls gefühlt". Er hatte ihm Trost zugesprochen und ihn aufzuheitern gesucht. Feuerbach nennt ihn den alten, geistreichen, poetischen Dr. Heyse und sagt, er sei ihm mitten in seine Nacht quälender Gedanken wie ein höherer Bote gekommen. An diesen feinsinnigen alten Herrn hatte sich nun Allgeyer Ende 1862 gewandt und seine Teilnahme an dem Ergehen des Künstlers neuerdings belebt. Heyse, der sich damals vorübergehend in München befand, suchte alsbald den Baron Schack auf, erzählte ihm von der gedrückten Lage Feuerbachs und wies ihn besonders auf die von Rothpletz angekaufte Madonna hin, die in einer Ausstellung in Aarau zu sehen gewesen sei. Schack, der noch keine Madonna besaß, und der bei der Wahl seiner Bestellungen stets etwas äußerlich verfuhr (er fragte in erster Linie nach dem Gegenstand der Darstellungen), beauftragte daraufhin den Künstler mit einer Wiederholung jenes Gemäldes. Ferner erwarb er den Garten des Ariost und das Bildnis einer Römerin. Aber die Preise, die er zahlte, waren nicht hinreichend, dem Künstler wirklich

zu helfen. Die Briefe aus jener Zeit sind denn auch voller Klagen. „Ich bin überarbeitet," schreibt er am 20. April 1863, „und ringe seit einem Monat vergeblich nach innerer Ruhe. Ich bedarf Aufmunterung, keine guten Ratschläge. Ich brauche Erfolg und Mittel für meine Kunst, und zwar keine Flickerei, sondern endlich einmal soviel, daß sich mein Genius ausbreiten kann." Am 10. Mai kann er melden, daß seine Pietà fertig sei; der Preis sei 3000 Gulden. „Ich gebe," heißt es in demselben Schreiben, „morgen meinen letzten Taler aus. Das nennt man in Deutschland den notwendigen Kampf des Genies mit dem Leben ... Ich sollte einen Prometheus malen, der mit Nadelstichen umgebracht wird." Schack handelte dann 1000 Gulden ab und erwarb die Pietà. Die Vermittlerin machte bei den meisten dieser Bestellungen die kluge, unermüdlich für den Sohn tätige Mutter. Schack war kein großartiger, frei denkender Mäzen: er rechnete, er feilschte, er bevormundete den Künstler, er mäkelte an den fertigen Arbeiten herum. Er schrieb etwa an die Mutter: „Ich werde die Gemälde, die er für mich malt, in der Art honorieren, daß sie ihm, wofern er fleißig ist, eine reichliche, jährliche Einnahme liefern werden. Allein ich muß es mir durchaus vorbehalten, den Preis eines jeden Gemäldes, wenn es vollendet ist, selbst nach dem Grade der Ausführung zu bestimmen." Er schlägt allzuoft den Ton des Schulmeisters an und schrickt selbst vor versteckten Drohungen nicht zurück. Der Unmut des Künstlers über diese Art von Behandlung ist daher nur zu berechtigt. „Ich bin für den Moment dankbar," schreibt er einmal, „und wünsche nur, daß mit den Zahlungen nicht gar zu sehr gezögert werde, daß es nicht den Anschein hat, als ob ich unter Aufsicht stehe, was ich nicht verdiene, denn es ist mein sauer erworbenes Geld." Wir übergehen das unerquickliche Hin und Her der Verhandlungen und erwähnen nur, daß Schack nach und nach noch folgende Bilder für seine

Galerie ankaufte: „Francesca da Rimini", „Badende Kinder", „Nymphe mit musizierenden Kindern", „Laura in der Kirche", „Romeo und Julie", „Hafis am Brunnen", „Römische Familienszene", „Idylle von Tivoli".

Endlich wurde der Künstler der ewigen Bevormundungen, Zurechtweisungen und Quälereien müde. Und als Schack auf seinen Lieblingswunsch, ein großes „Gastmahl des Plato" zu malen, nicht einging, da brach Feuerbach bald darauf die Beziehungen ab.

Aus Briefen Feuerbachs.

Rom, 10. Mai 1863.

Ich kann nur wenig schreiben, da ich halb toll bin vor Müdigkeit. Kurz folgendes. Ich habe seit drei Wochen von fünf Uhr morgens bis abends mit Modell gearbeitet. Die Pietà ist fertig, mein seelenvollstes Werk. Sie steht zum Trocknen noch vierzehn Tage, dann geht sie gerollt an die Ausstellungskommission in München. Besorge Kiste, Rahmen, Keilrahmen an eine vertraute und geschickte Person, da der Goldrahmen vielleicht erhöht werden muß, weil er zuviel einschneiden wird. Der Preis ist dreitausend Gulden, und ich bedarf ihrer ohne allen Abzug. Ich habe von Kolb aufgenommen, was ich konnte, und gebe morgen den letzten Taler aus. Gestern, als ich am Kopfe malte, kommt einer, der mich wegen viereinhalb Taler, die ich nicht bezahlen konnte, verklagen wollte. Das nennt man in Deutschland den notwendigen Kampf des Genies mit dem Leben. Hol' Euch —. Glaube mir, es gehört die Kraft von sieben Teufeln dazu, um es in der eigenen Haut noch auszuhalten. — Ich sollte einen Prometheus malen, der mit Nadelstichen umgebracht wird. Ich habe innerlich enorme Fortschritte gemacht, Technik, alles ist nichts, nur keine Sorgen oder zuletzt noch der Vorwurf, auch Dich, liebe Mutter, ruiniert zu haben.

(Nachschrift.) Sonderbarerweise war ich noch nie so glücklich und kräftig in der Malerei als gerade jetzt, ich habe das ganze System verändert und kann jetzt mit einer Schnelligkeit Wunder wirken — so geht's im Künstlerleben, Du dauerst mich, daß Du mich zum Sohn hast. Heute, Sonntag, ist der erste Ruhetag, den ich mir gönne, ich glaube, daß kein Mensch ist auf der Erde, der die Kraft hat, unter immerwährenden kleinlichen Plackereien sich so aufrechtzuerhalten und zu arbeiten. Wie leicht ist es, gemütskrank zu sein und die Hände in den Schoß zu legen!

Rom, 18. Mai 1863.

Ich bin sehr kräftig in Gesundheit, und meine Fortschritte sind derart, daß ich nichts mehr fürchte. Nur sind noch all die kleinen Sorgen und Plackereien, die mir unendlich schaden. — Auch quält mich der Gedanke, daß ich Euch nichts sein kann, es geht nicht jetzt, meine Kunst erfordert jetzt mein ganzes Sein. Meine besten Ideen verdanke ich der Frau, die mir für meine Kunst unentbehrlich geworden ist; gehe das Leben aller bedeutenden Menschen durch, so wirst Du finden, daß es so sein muß. — Mein Name wächst, meine Kunst wird immer vollendeter und mein Sinn immer fester. Ich möchte Euch alle mit reichen Mitteln ausstatten, und meine Liebe würde gegen Euch keine Grenzen kennen. Dächte die Welt nur halb so groß wie ich, so könnten wir mit Chaise und Pferden fahren. — Der Preis meines Bildes ist für meine Verhältnisse zu gering, aber für Deutschland erschwingbar, und es ist besser so, da ich ja so rasch und brillant malen kann. Daß ich in Rom mich von Zeit zu Zeit ganz abschließen muß, wirst Du begreifen, da ich sonst überlaufen wäre von neugierigen Schwätzern, die mir nur Zeit rauben. Wer die Absicht hat, zu kaufen, der findet mich schon, und Ruhe ist das nötigste zum Produzieren . . .

Rom, 4. Juni 1863.

Liebe Mutter, wenn Du mir schreibst, Du fühlst Dich arm und gedemütigt, so zerreißt Du mir das Herz. Gott sei vor, solange ich ein Haar auf dem Haupt habe, daß meine Mutter das sagen soll. Du sollst Dich in meiner Liebe gehoben fühlen, sprich Dich aus, soll ich kommen auf einige Zeit, mich mit Dir besprechen? Soll ich nächsten Monat kommen? Sage mir, was ich tun soll, was Du bedarfst, was Dir wohl tut. Den römischen Winter und Boden habe ich ja sowieso. Ich habe mich gestern den ganzen Tag der Tränen nicht enthalten können, habe ich gefehlt gegen Deine Liebe, so verzeihe mir. — Du hast gelitten meinethalb, und das soll und darf nicht mehr sein! Was ist mir die Kunst, was Rom, wenn es auf Kosten des Heiligsten gehen soll, was Menschen überhaupt verbindet? Ich hätte soviel zu sagen, soviel, aber meine Gedanken sind reicher als meine Worte. Warum so niedergedrückt, die Du ja alles, alles für mich getan hast, ohne Interesse, immer mit gleicher Liebe und Geduld! — Ich weiß es, was Dir wehe tut, das ist mein Benehmen, verzeihe mir alles, wenn Du kannst. Ich will Dir offen alles darlegen, und dann urteile.

Vorwürfe, die ich mir mache, Sorge um Dich machen mich konfus, ich bitte Dich, mir zu sagen, was Dein Herzenswunsch ist, soll ich abbrechen, soll ich weitermachen, ich bin zu allem bereit, zu allem. Ich fühle mich heute recht unglücklich, ich denke und denke. Auch ich, liebe Mutter, bin allein, alle Verantwortung liegt auf mir, mein Schaffensdrang drängt vorwärts, mein Herz ist bei Euch, denn was ist Größe ohne die Liebe? Es ist wahr, ich habe dieses Jahr mehr an mein als an Dein Wohl gedacht, und das tut mir so wehe, ich war genötigt dazu. Daß ich hier für meine Kunst alles habe und draußen nichts, das weiß ich, aber Dich habe ich nur einmal im Leben; und jede Stunde, in der ich Dich betrübt, würde

mir später zu jahrelanger Qual werden. — Ich fühle mich manchmal so frei, so siegreich, so voll der innersten Überzeugung, so reich. — Ich möchte überall sein, überall helfen. Leidest Du Mangel? Da sei Gott vor — alles für Dich!

Drei Tage später. Lies diese Zeilen zuletzt.

Ich habe mit Absicht den Brief noch liegen lassen, weil ich hoffte, durch Nachdenken in ruhigere Stimmung zu kommen. Ich habe gemütlich unaussprechlich gelitten und fühle heute, daß, wenn ich nicht stark und klar bleibe, wir keinen Schritt weiterkommen. Der Brief sei Dir ein Beweis, welchen Eindruck Deine Worte machen, und ein Zeugnis, daß mein Herz noch so warm für Dich schlägt wie früher, daß ich stets derselbe treue, passionierte, heiße Mensch bin wie immer. Wollte Gott, ich wäre anders, es wäre vielleicht für alle Verhältnisse besser . . . Heute nach langer Qual fühle ich mich stark und hoffnungsvoll. Ich sage Dir dies, liebe, teure Mutter, daß, wenn ich nicht mir selbst treu bleibe und die Sache groß und nobel fasse, bin ich ein Mensch, der keine zwei Jahre mehr leben wird. Ich rede zu Dir, nicht als zu einer schwachen, sich gedemütigt fühlenden Frau, sondern als zu einer wahren Freundin, die mir treu ist in allen Zweifeln und Nöten, und die mein wahres Wesen vom falschen unterscheidet. — Meine Hoffnungen für das, was man Leben heißt, sind begraben: Illusionen habe ich nicht mehr, und in allen Kämpfen war es immer die innere Stimme, die mich aufrechthielt: Bleibe dir selbst treu und treu deiner Kunst. Ich will deshalb nicht Märtyrer werden, nein, ich möchte hinaufkommen, um andern helfen zu können. Ich hätte soviel zu sagen. Hätte man den Reichtum meines Wesens früher erkannt, so hätte ich die kindliche Liebenswürdigkeit des Wesens und Charakters mir erhalten, und noch jetzt möchte ich einen Stein herumkriegen, wenn es sich der Mühe lohnte.

Ich bleibe, weil es im Augenblick aussehen würde, als fliehe ich und werfe die Fahne hin. Soll ich Dir meinen innersten Herzenswunsch sagen: ich bin müde und möchte kein großer Mann werden, die Notwendigkeit bringt meinen Namen in aller Munde, und ich möchte so gerne zurücktreten und still für mich leben, auch ohne die Kunst — doch kann ich nicht, und das macht mich leiden. Ich beschließe diesen Brief, möge er Dir eine freundliche Stunde bereiten, er kommt aus der Seele und ist so hingeschrieben, wie es mich drängt. Ich leide im Gemüt, ich kann's nicht leugnen, aber ich will stark und fest bleiben, alt kann ich nicht werden, und das ist ein Glück, wenn die Laufbahn kurz verzeichnet ist.

Rom, 15. August 1863.

Die ewigen schlaflosen Nächte zerrütten mir den Verstand. Es ist Pflicht gegen mich selbst, so bald als möglich zur Arbeit zu kommen; wenn nicht, so gebe ich die Kunst auf und verschwinde von der Bühne und lasse anderen das Nachsehen. So rächt sich die Untätigkeit des Vaters am Sohne, der, bei aller Anstrengung, immerwährender, zusetzender Bestrebung nicht einmal sein Brot verdienen kann.

Es ist hier nicht von Wut, Verzweiflung usw. die Rede, sondern ich brauche Mittel. Die Welt macht die Prätention, daß ich das Höchste leisten soll, und wenn ich das Schönste gemacht habe, so dient es nur dazu, daß ich ins Elend komme! Dann ist mein Charakter schuld, dann habe ich da und da gefehlt, wer soll einen dann vor Wahnsinn schützen! Ich habe keine Heimat als meinen Kopf, und wenn mir der zerstört wird, was bleibt zum Leben übrig?

Wenn ich einmal satt der Sache und tot bin, dann laß diesen Brief meinetwegen drucken. Das Gute, Edle und wahrhaft Schöne liegt so nahe, so nahe; nur ein wenig mehr Vernunft, ein wenig mehr Vernunft der Ver-

hältnisse. Sollte Dir scheinen, daß ich die Dinge mit zu wenig Ruhe ansehe, so mögest Du bedenken, daß ich ganz allein bin mit meinem immer schaffenden Kopfe, und daß ich geliebt und getragen werden muß, sonst bin ich grenzenlos unglücklich.

Rom, 23. August 1863.

Ich will künftighin wie ein Mann handeln, Dir nur Liebes und Gutes schreiben. — Du wirst mich nicht verurteilen als einen Menschen, der gewissenlos in den Tag hineinlebt. Siehe, das Leben ist teuer und schwer, ich lasse mich von der Produktion hinreißen und muß es sogar, und fühle mich nachher der kalten berechnenden Welt gegenüber, die keinen Pardon oder Enthusiasmus kennt. Ich komme mir heute, Dir gegenüber, wie ein schlechter Mensch vor, und doch ist es nicht so. O Armut, Armut! — Das, was einem Reichen zur Ehre gereicht, wird beim Armen zum Verbrechen. — Ich sehe jetzt ein, daß ich hätte alles selbst tun sollen, statt Dich immer und immerfort zu quälen. Allein ich hoffe, es soll nicht zu spät sein ... Ich habe bis jetzt einen Namen errungen, nichts weiter, und unter welchen Kämpfen, habe andere leiden lassen und fürchte, daß mir der innere und bessere Mensch darüber verloren gegangen ist. Bei etwas mehr Glück wäre ich der gesegnetste und reichbeglückteste Mensch gewesen. Ich will jetzt allem, allem entsagen, nur das Nötigste für den nächsten Tag bedenken, kleine Sachen malen, und das ganze große Gespinst der Imagination, das mein ganzes Wesen ausmachte, aufgeben.

Rom, 28. Oktober 1863.

Man sagte mir unter anderem, daß man schon in München alles aufgeboten habe, Herrn von Schack mißtrauisch zu machen, indem sich andere herandrängten, was auch hier in Rom nicht fehlen wird. Auch müsse man sich in acht nehmen, daß es nicht gar zu sehr den Charakter

einer Unterstützung annehme usw. — Obgleich ich das letztere schon herausempfinde, so werde ich deswegen kein Narr sein. Ich werde hier ihn sehr liebenswürdig, aber ganz unabhängig von allen anderen, empfangen. Ich bin der Maler, und er kauft die Bilder, und da die Preise nicht so sind, daß sie mir Gemütsruhe verbürgen, so werde ich alles aufbieten, wie Du selbst sagst, mir durch zeitgemäße, prächtige Bilder anderwärts Geltung zu verschaffen. — Wegen all dieser Dinge will ich nichts mehr hören, ich bin für den Moment dankbar und wünsche nur, daß mit den Zahlungen nicht gar zu sehr gezögert werde, daß es nicht den Anschein hat, als ob ich unter Aufsicht stehe, was ich nicht verdiene, denn es ist mein sauer erworbenes Geld . . .

Ich danke Dir, liebe Mutter, für die Art, mit der Du mein Verhältnis mit Anna berührst. Ich sage nur so viel, wenn es ein Buch in der Welt gibt, in dem es geschrieben steht, daß man das Weib, das man drei Jahre geliebt hat, und die Freud' und Leid geteilt hat, die alle Begeisterung für die Kunst wachgehalten hat, — wenn es geschrieben steht, daß man eine solche, Verhältnisse halber, seien sie welche sie seien, verlassen soll, daß sie genötigt wäre, in irgendeinen fremden Dienst oder sonstwo zu gehen, dann bin ich bereit, zu renunzieren; vorderhand habe ich noch Mut und Stärke genug, sie zu schützen — gegen jedermann.

Rom, 1. Januar 1864.

Ich bin fleißig wie immer und biete alles auf, mich bei leidlichem Humor zu erhalten. Ich habe die Festtage einsam und ohne Geld zugebracht. Ich richte allen Ernstes die Bitte an Dich, Herrn von Schack zu bewegen, daß mir der Rest für die Pietà unmittelbar zukommt. Die Francesca steht bereit und das Stuttgarter Bild, aber ich brauche Mittel. Ich bitte Dich deshalb dringend, beschleunige die Sache. Ich selbst werde nach Absen-

dung der Bilder an ihn schreiben und offen schreiben. Ich bin zu alt, um unter Aufsicht zu stehen, ich verlange nichts, als daß mir die Bezahlung für meine Arbeiten regelmäßig zukommt. — Sieh, beste Mutter, lassen wir alle unnötige Delikatesse auf meine Kosten, die Sache ist so einfach, ich male die Bilder und bitte um Bezahlung, meine Ausgaben sind groß, und solange ich arbeite, bin ich über mein Leben niemandem Rechenschaft schuldig. Den Künstler viel zu geringen Preisen arbeiten zu lassen, ist keine Hilfe und bleibt eine Abhetzerei. — Ich habe bei all dem nicht einmal die süße Genugtuung, daß ich Dir, liebe Mutter, helfen kann.

Herr von Schack hat mir Herrn Lenbach, der soweit ein bescheidener Mann und intimer Freund Böcklins ist und bei Schack alles gilt, quasi zur Beaufsichtigung meiner Arbeiten geschickt. Ich bin nicht kleinlich und mache doch, was mir gefällt, und denke an nichts mehr als an meine Kunst, sonst würde mir Rom und all die Kombinationen mit der Zeit unerträglich. — Ich bitte, man möge mich als Mann, als Künstler behandeln und nicht als Anfänger und Jungen. Sowie ich es [das Geld] in Händen habe, gehen die Bilder ab, und das übrige überlasse mir, ich werde offen und klar schreiben, was ich für gut halte, und Du hast nichts mehr in allem zu tun. Ist Herr von Schack wirklich der Mann, für den ich ihn halte, so werden ihn meine Worte und Werke sein System verändern heißen, denn so habe ich keine ruhige, glückliche Stunde. Ich werde zugleich die Rahmenrechnungen einsenden und die nötigen Vorschläge machen. — Man muß mit mir im Geldpunkt nobel und reich sein, und ich leiste das Doppelte; falsch verstandene Ökonomie hilft bei mir zu nichts, denn ich bin alt genug, um zu wissen, was ich brauche. Wenn ich meine Bilder, namentlich solche, die aus dem Herzen kommen, wie Pietà und Francesca, zu dem doppelten Preise, wie es vor Gott recht wäre, verkauft hätte, so wäre Dir und mir geholfen

und all diese Schreiberei und Bettelei wäre unnötig. — Es ist Schicksal, aber deshalb brauchen wir nicht das Maul zu halten, sondern wir wollen handeln, wie es recht und billig ist. Was mein Leben anbelangt, so bin ich niemand als Gott und mir Rechenschaft schuldig, und wenn das, was meine Kunst zart, innig und unsterblich macht, mein Geheimnis ist und bleibt, so hat mir niemand etwas vorzuschreiben. Mögen die andern Herrn Maler sich mit Huren abgeben und Huren malen nach meinem Sinne, was geht es mich an. Ich stehe trotz meiner Armut allen gegenüber nobel da.

Rom, 8. Januar 1864.

Was größere Unternehmungen anbelangt, wie das Symposion usw., so denke ich gar nicht daran vorderhand. Ich habe meine ganze Jugend und mein Leben an Ideen geopfert und nichts als Verdruß davon gehabt, jetzt begnüge ich mich mit kleineren Formaten, die mir wenigstens meine Ruhe verbürgen. — Ich selbst habe vom italienischen Himmel wenig, da ich auch die Sonn- und Feiertage arbeite. Ich habe mit unendlichem Schmerze Deinen Brief gelesen, worin ich, abgesehen von Deinem Leiden, welches an und für sich genug wäre, um mich zu beunruhigen und zu schmerzen, den Vorwurf lese, als ob ich Dich in Armut und Elend lasse. Liebe, gute Mutter, ich kann Dir nichts sagen als dies, es wäre mir wohler, ein Bauer zu sein, der sein Feld bearbeitet, als Künstler. Die Ansprüche an mein Talent übersteigen schon meine Kräfte, wo soll ich Ruhe und Kühnheit hernehmen, wenn man das Herz angreift! — Wenn ich, liebe Mutter, höre mich doch einmal in allem Ernste an, mich unzufrieden äußere, wenn ich sage, daß mir die Mittel, die ich habe und zu hoffen habe, in keinem Verhältnis stehen zu dem, was ich im Kopf habe und leisten könnte bei reicheren Mitteln, so ist das rein meine persönliche Sache, und ich sage die Wahrheit, das Leben ist teuer, die Verantwor-

tung groß. Wenn ich Dir es mitteile, so tue ich es, weil ich niemanden habe, dem ich vertrauen möchte, damit ist aber nicht gesagt, daß Du deswegen Mangel leiden sollst, das ist ein ganz anderes Kapitel, und wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, wie Deine Sache steht, so hätte ich meine Wünsche nie erwähnt. — Stelle Dir vor, mit welcher Ruhe ich arbeiten kann, vorausgesetzt, daß mein Herz nicht von Stein ist, wenn ich den Vorwurf mit mir herumtragen soll, daß es mir gut geht, wovon ich noch weit entfernt bin, während Du leidest? Ich sage Dir und bitte Dich inständig um folgendes: Da das, was ich von Herrn von Schack zu erhalten habe, alles durch Deine Hände geht, so tu mir den Gefallen, Dich ohne alle Umstände mit dem zu versehen, was Du brauchst, ohne alle Rücksicht, denn ich kann mich einrichten, da ich Kredit habe und Gott sei Dank immer tätig bin. Sodann bitte ich Dich, das Stuttgarter Bild als Dein Eigentum zu betrachten, es ist schön und wird verkauft werden; ich werde zu dem Zwecke den Preis, den ich zu zwölfhundert Gulden ansetzen wollte, auf tausend ermäßigen. Mir genügt der neue Kopf und andere Arbeiten, da die Fabrik immer vorwärtsgeht. — Das ist, was ich zu meiner Beruhigung verlange, sonst will ich lieber mein Atelier schließen und in die weite Welt laufen, wo niemand mehr meinen Namen nennt. — Ich hoffe, daß Du bei der jetzigen Rate schon so vernünftig warst und genommen hast, was Du bedarfst. Herrn von Schack werde ich sehr liebenswürdig schreiben, so daß Du ganz der lästigen Schreiberei überhoben bist, das Bild wird ihn ganz befriedigen, sowie die Kinder und die Nymphe, die unter Brüdern das Dreifache wert ist . . .

Meine liebe Mutter, es bleibt dabei, ich bitte Dich und beschwöre Dich, das Meinige auch als das Deinige zu betrachten und Dich einstweilen zufriedenzugeben, wenn unsre Mittel noch schmal sind, es wird besser kommen. — Ich hoffe zu Gott, daß Du Dich langsam erholst, iß gut

und vor allen Dingen spare an nichts, Du bist das meiner Ruhe schuldig.

Rom, 23. Februar 1864.

Ich bin um Dich und Deine Gesundheit besorgt, ich bitte Dich, mir genaue Nachricht zu geben, damit ich in Ruhe weiterarbeiten kann.

Es ist mein ernster Wille, daß Du, sobald die Verhältnisse es irgend erlauben, mich in Rom besuchen kommst. Ein Kommen meinerseits hat keinen Sinn, da ich für mein Vaterland noch nicht das richtige Anciennitätsalter habe, was auf eine ehrenvolle Aufnahme rechnen kann. — Ich sage das so hin, und es wird sich realisieren.

Die Reisekosten kenne ich genau, und eine Gelegenheit, sich anständig anzuschließen, findet sich. Dir den Aufenthalt für drei Monate lieb und bedeutend zu machen, wäre meine Sache.

Der Gedanke dessen, was Du gesehen, würde Dir die allenfallsigen weiteren Jahre zu einer leichteren Bürde machen, bis es mir vergönnt wäre, in Deiner Nähe unter guten Verhältnissen Dir das sein zu können, was mir bis jetzt versagt ist.

Rom, 24. März 1864.

Ich bitte Gott täglich, er möge mir den guten Humor und die Geduld erhalten, daß ich erkennen möge, daß ich ja nicht meiner selbst willen da bin, sondern daß ich dem höhern Geist, der in mir wohnt, dienstbar bin, wenn ich auch mein ganzes Leben lang keinen Schritt vorwärtskomme.

Rom, 26. März 1864.

Mein Leben ist, bei den Preisen, so beunruhigt und sorgenvoll, daß ich mir täglich vorsagen muß: „Halte aus.“ Und ich halte nur aus, weil ich, wenn ich alles aufgäbe, vielleicht aus dem Regen in die Traufe geriete,

auch könnte ich meine hiesigen Verhältnisse, ohne einen physischen und moralischen Mord zu begehen, nicht abbrechen, und was draußen zu erwarten ist, das habe ich vor dreieinhalb Jahren gesehen — Konfusion und Dreck. Um heutzutage ein guter Künstler zu sein, gehört Vermögen von Haus aus dazu. Darin liegt alles. — Ich lebe hier bescheiden und arbeite, und doch bin ich täglich geängstigt, meine Mittel reichen nie, so daß mich manchmal eine namenlose Wut ergreift, weil ich so nur die Hälfte dessen machen kann, was ich bei beruhigten Verhältnissen leisten könnte. Wir sind und müssen Stimmungsmenschen sein, so kommt es, daß ich über große Verluste, die mir ferne liegen, hinwegsehen kann, während kleine Plackereien, die mir jeder Tag bringt, mir alles rauben, da ich allem nicht gerecht werden kann! — Ich hoffe, daß Herr von Schack mir sofort einen großen Auftrag gibt, er ist es mir wirklich schuldig, da er Sachen in Händen hat, die unter Brüdern das Doppelte wert sind. Im Gedanken an Dich schrecke ich oft nachts auf, und es schmeckt mir kein Bissen recht, und doch, wenn ich dann bedenke, wie ich mich abarbeiten muß, und die Verantwortung, da alle Augen auf mich gerichtet sind und alle hier glücklich wären, wenn ich ruiniert wäre, da kommt dann wieder Trotz und Hohn dazu, und dann würde ich fortmachen, und wenn die ganze Hölle losgelassen würde.

Ich kann weder Huren malen, noch mich mit solchen abgeben, wie es im neunzehnten Jahrhundert Mode ist, und was mir meine Kunst ist, das weiß ich besser als mancher andere, nur wünschte ich, beruhigter an Euch denken zu können, und endlich einmal reichere und bessere Bezahlung. — Die geringste Verzögerung, der geringste Fehler bringt mir immer unausbleiblich den Mangel, und an Sparen ist in der Kunst nicht zu denken, man kann an Kleidern, am Essen sparen usw., hier nicht.

Rom, 17. Mai 1864.

Was die Bemerkung Emma Welckers betrifft, so mag sie recht haben, obgleich mir Leute lieber sind, die Bilder bestellen, als solche, die meinen Rock kritisieren. — Daß ich, der ich soviel arbeite, nicht immer an alles denken kann, ist natürlich, zumal, da ich alles mit meiner Hände Arbeit verdienen muß. Die paar Seidenfetzen, die der arme Teufel von Frau trägt, die mir in der Malerei dienen und gedient haben, und die sie sich selbst schneidert, wollen wir ihr nicht mißgönnen. Um so mehr, da ich mein heiliges Ehrenwort gebe, daß der Luxus mich nicht ruiniert und ich gern habe, daß die Leute, deren Persönlichkeit es verdient und erfordert, die mit mir zu tun haben, anständig angezogen sind. Was mich betrifft, so gebe ich vielleicht zu wenig acht, doch bin ich immer der Feuerbach, gleichviel, welchen Rock ich anhabe.

Rom, 20. September 1864.

Ich bin wohl und vielfach beschäftigt. Ich bin anfangs Sommer, in Rom festgehalten, weil im Atelier gebaut wurde, hart an einer Hirnentzündung vorbeigestreift. Durch die rasche Hilfe des Herrn Costano, Generalarzt der französischen Armee, mein lieber Freund, bin ich rasch gerettet worden. Er reist im Oktober durch Heidelberg und wird Dich besuchen. Er ist ein lieber, vortrefflicher, höchst verdienter Mann. Dann war ich etwa zwanzig Tage auf dem Land. Bei der Zurückkunft fand ich mein armes Modell todkrank, also mußte ich da hilfreich beistehen. Kurz und gut, es war kein angenehmer Sommer.

Rom, 20. Oktober 1864.

Was mich betrifft, so ist wenig zu sagen. Ich würde Rom heute verlassen, wenn ich eine große anregende Heimat hätte; so nicht wissend, wo es eigentlich besser sein könnte, muß ich bleiben und das, was mir die Welt

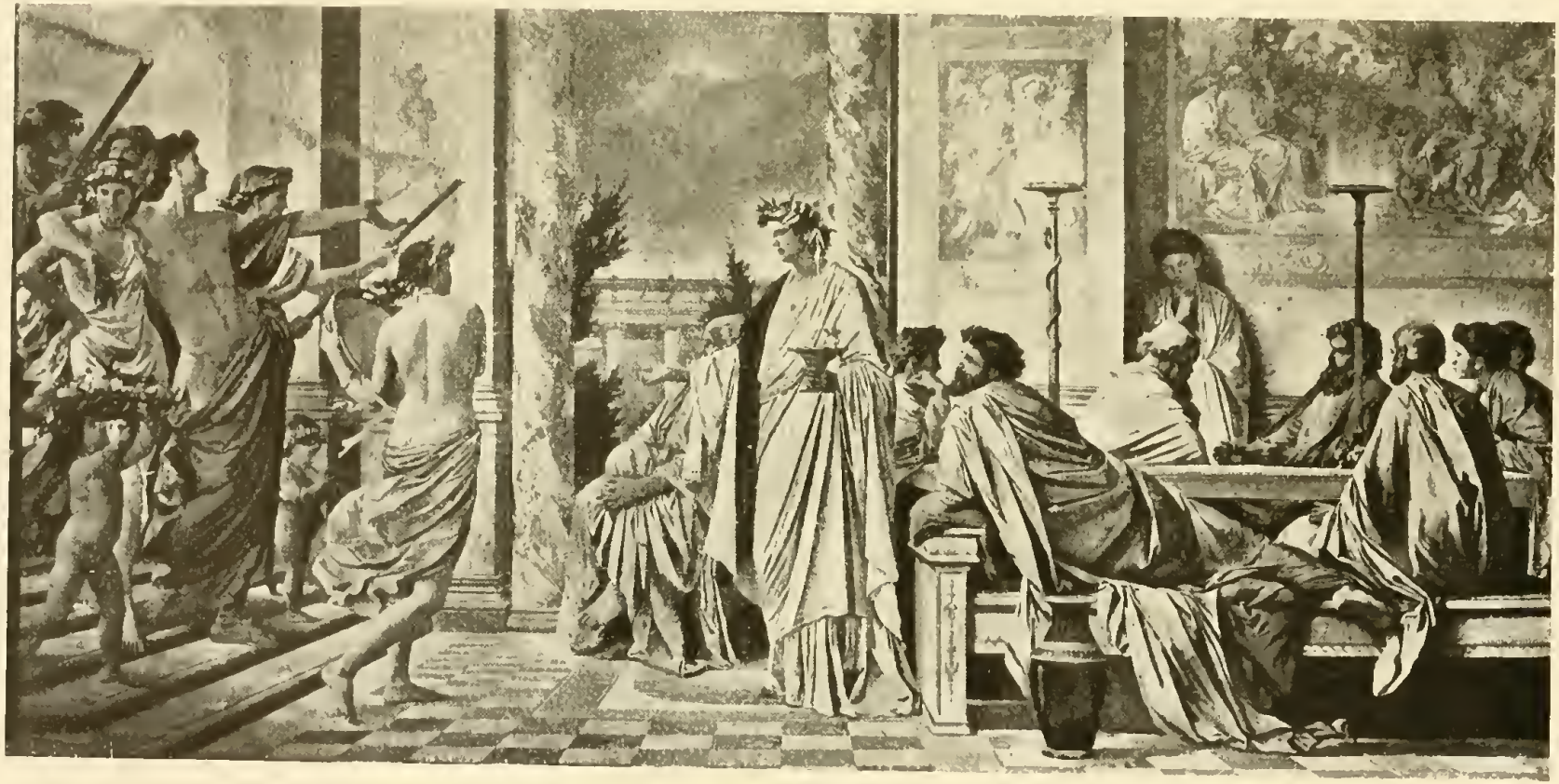
versagt, in mir suchen. Es ist ja alles ein provisorischer Zustand, und so gebe ich die Hoffnung nicht auf, noch einmal befriedigt und glücklich zu sein. Ich lebe nicht exklusiv, aber ohne großes Verlangen nach neuen Bekanntschaften. An Bestellungen, die vor dem Verhungern sichern, wird es nicht fehlen, und so kann es nur besser kommen — und wir vielleicht ein Wiedersehen haben, ehe wir es denken. Ich arbeite täglich daran, mich heiter zu erhalten da die Melancholie ein Verbrechen an mir und der Kunst ist.

Rom, 3. Februar 1865.

Deine Niedergeschlagenheit in den letzten Briefen hat mich ganz feige gemacht, was Dir ein Beweis meines guten Herzens sein wird. Der Verlust Deines lieben Bruders ist ein harter Schlag, doch bleibt Dir immer noch der Sohn, auf den Du doch eigentlich stolz sein kannst, und wenn die Verhältnisse noch nicht sind, wie sie sein könnten, so liegt das an der Zeit, in der es ein Wunder ist, wenn man überhaupt etwas ist.

Rom, 18. März 1865.

Von Entfremdung zwischen uns ist nie die Rede. Glaube mir, wenn meine Taten belohnt wären, wie sie es verdienen, so würde es mir auch nicht am rechten Worte fehlen, Dir alles auszudrücken, wie mir ums Herz ist. Heute nichts als das Notwendigste. Ich hoffe, daß mein mühevolles Werk diesmal ordentlich belohnt wird, wenn nicht, so weiß ich nicht, wie es weiter fortgehen soll. Das Geld habe die Güte noch über Frankfurt zu schicken, ich habe mich durchaus anständig herausgebissen, will aber den Rest stehen lassen, damit ich Pompeji und Neapel sehen kann, da mein Geist notwendig neue Eindrücke empfangen muß. — Im nächsten Briefe mehr. — Vorausgesetzt, daß mein Bild anständig bezahlt ist und Du Herrn von Schack siehst, so sage ihm, daß ich das Sym-



Das Gastmahl des Plato. Erste Darstellung. 1869. (Karlsruhe.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

position auf die würdigste Weise gelöst habe, und daß es mein Wunsch ist, es lebensgroß auszuführen, doch wünsche ich nicht, daß viel darüber geredet wird, wofür ich meine Gründe habe. Will er darauf eingehen und mir auf vier Jahre in regelmäßigen Raten das zukommen lassen, was mir zum Malen und Leben reichlich gebührt, so ist das Bild nach Abfluß des Termines sein Eigentum, und er bekommt, statt rascher, zerstückelter Gedanken, ein Werk, gereift durch die Zeit und von ewiger Dauer.

Rom, 30. April 1865.

Ich sende diesen Brief mit der Zeichnung an Dich, damit Du, im Fall Du nicht nach München kommst, sie siehst. Habe die Güte, Herrn Baron von Schack zugleich die Punkte, die ich hier niederschreibe, mitzuteilen. Sie sind wesentlich und müssen festgestellt werden, sonst kann ich mich der Arbeit, die eher ein Opfer ist, nicht unterziehen.

1. Daß die Zeichnung, welche nur der Grundgedanke ist, nicht gezeigt und besprochen wird, ehe ich den festen Auftrag habe.

2. Daß das Bild nur lebensgroß auszuführen ist, wozu ich schon jetzt, wenn ich den Auftrag erhalte, das genaue Größenmaß senden kann.

3. Daß die Sache von heute innerhalb zwei Monaten entschieden ist, damit ich die nötigen Maßregeln ergreifen kann.

4. Daß Herr Baron von Schack mir drei Jahre vom nächsten September an Zeit gibt. Daß die Bezahlung jedes Jahr dreitausend Gulden beträgt, welche mir in regelmäßigen Raten angewiesen werden:

den 1. September	1000 Gulden,
den 1. Januar	1000 Gulden,
und den 1. Mai	1000 Gulden.

Nach Abfluß der drei Jahre ist das Bild sein Eigentum, und ich garantiere, daß es ihn nicht gereuen wird. Das und keine andre sind die Bedingungen, unter denen ich mich der Aufgabe unterziehe. Ich bitte, sie pünktlich mitzuteilen.

Ist Herr von Schack geneigt, darauf einzugehen, so bitte ich um raschesteEntscheidung. — Ist es nicht der Fall, so verändere ich mein System, und es ist mir vielleicht vergönnt, es später aus eigenen Mitteln zu malen, und Herr von Schack hat die Güte, Dir die Zeichnung zurückzusenden.

Aarau, 6. September 1865.

Ich sende Dir von Herrn Rothpletz' Turme die herzlichsten Grüße in Deine Einsamkeit.

Es geht mir viel im Kopfe herum, und ich schreibe in zwei Tagen alles ausführlich von Chur, Mailand oder Florenz. Heute nachmittag fahre ich wahrscheinlich zu Scheffel hinüber. Meine Bilder hier haben mich überrascht. — An Emilie schreibe ich ausführlich. — Gestern starkes Kopfweh, heute fühle ich mich frei und tatenlustiger!

Ich hoffe, Du wirst meine Abwesenheit nicht allzuschwer empfinden, halte den Kopf oben, es handelt sich ja nur um eine kurze Frist. — Morgen abend in Chur finde ich vielleicht Zeit, Dir noch zu schreiben, ich darf und will meine Reise nicht forcieren, da mich das Fahren so anstrengt.

Für heute nur die herzlichsten Grüße und Mut!

Seon, 7. September 1865.

Ich sitze heute noch nachts um elf Uhr auf Scheffels Landgute, um Dir zu schreiben. Herr Rothpletz hat mich mit der exquisitesten Gastfreundschaft bei sich behalten, heute war Scheffel mit uns zu Tisch, und ich mußte mit ihm fahren, die Nacht bei ihm zuzubringen.

Morgen kommt Herr Rothpletz zu Mittag und wird mich, wenn alles gut geht, abends zur Eisenbahn bringen. Ich gehe nach Luzern über den Gotthard, über Mailand nach Parma, um Correggio zu sehen. Dann nach Rom, wo ich entschlossen bin, sofort zu brechen, wenn ich keine sehr passende Wohnung finde. — Dann gehe ich den Winter nach Paris.

Sage Johanna, wenn die Max-Geschichte vorbei ist, wie lieb ich Herrn Rothpletz gewonnen habe. Es sind diese drei Tage durch den lieben Scheffel und ihn mir zu einer der liebsten Erinnerungen geworden. — Ich erzähl' Dir alles genau, sowie ich irgendwo in Ruhe einen halben Tag für mich habe. — Ich gehe morgen wider meinen Willen nach Rom, doch muß es sein, es soll aber das letztemal sein, denn ich habe dies Leben satt. — Ich werde Dir Näheres mitteilen über Schack, meine Stellung usw., doch warte ich, bis ich mir klar geworden bin, was ich zu tun habe. Ich schreibe diese wenigen Zeilen als herzlichen Gruß, ich komme heute nacht nicht weiter. — Von Parma schreibe ich ausführlich, unsere Trennung tut mir unendlich leid, lange darf und wird dieses Leben nicht mehr fortgehen, denn es ist ein Faktum, daß ich nur auf diese Weise andern in die Hände arbeite, ohne einen Schatten Lebensgenuß für mich davonzutragen.

Bologna, 9. September 1865.

Ich bin mir nun vollständig klar und trotz des einfältigen Lebens in Italien, es dauert ja nur sechs Monate, halb und halb froh, aus dem deutschen Klein-Dilettantismus heraus zu sein. Hier ist alles ruhig und nobel. Bei den van Dyck-Porträts ist mir eingefallen, wie arm unsre Leute sind, wenn sie glauben, daß der Künstler, um groß und national zu sein, immer erst die neusten politischen Ereignisse abwarten sollte, um überhaupt etwas schaffen zu können.

Ich male gleich frei das Gastmahl, es ist das beste,

so viel und rasch wie möglich zu Geld zu kommen, dann hat man seine Ruhe.

Weil die deutschen Fürsten nicht groß gebildet sind und deshalb immer von Speichelleckern bedient werden, deswegen haben wir keine Kunst.

Florenz, 14. September 1865.

Ich komme soeben von einem kurzen Besuch der Tribuna in den Uffizien. Ich bin nicht guter Laune heute. Meine besten Sachen könnten auch darin hängen. Es dauert mir alles zu lange, und es muß nun ein rascher Umschwung stattfinden, denn ich halte es auf dem Wege nicht mehr lange aus. — Die Straßen von Florenz sind ein Garten, ich habe mir wenig von Kunst angesehen, und die Sonne und frische Luft sind mir lieber. — Herrn von Marées habe ich bleich und abgemagert von angestrengter Arbeit und Hitze gefunden. Wir sind gestern und heute zusammen und wollen morgen nach Rom abreisen, doch wollen wir langsam und bequem reisen, zuerst morgen nach Siena, dort bleiben wir, solange es uns gefällt, dann nach Perugia und Orvieto. Es wird das sehr schön werden. In Rom bleiben wir zwei Tage, um alles zu ordnen, und dann bis Ende Oktober Campagna. Ich bin wohl und froh, nicht allein zu sein. — Hier in den Kirchen habe ich wundervolle Dinge gesehen. Wenn unsere Maler der modernen Schule ihre Impotenz und Armut begriffen, so wäre es eine Wohltat für die Welt. — Hier begreift man, daß auch Paris schon außer Mode ist, denn es ist nichts geschaffen, was hier nicht schon besser vorhanden wäre.

Du wirst Dich freuen, daß wir zusammen und langsam reisen, es hat sich merkwürdig gut getroffen, und meine Gegenwart hat dem Marées sehr wohlgetan.

Rom, 23. September 1865.

Zuerst laß mich beim freundlichen Bild der Reise verweilen, die ich in der durchaus liebenswürdigen Gesellschaft von Marées in vier Tagen mit dem Vetturin bewerkstelligte. Wir verweilten einen Tag in Siena, die lieblichste Erinnerung meines Lebens, Architektur, Natur, Sprache und Menschen im vollsten harmonischen Einklang; man muß es sehen. Dann fuhren wir die Nacht durch und kamen um vier Uhr morgens nach Orvieto. Die Stadt hoch auf Felsen, in der Mitte der Dom mit Bildern von Signorelli. Das Vollendetste, was ich je erblickt. Die vollendete Kunst macht die Seele poetisch, heiter, es wird auch Dir vergönnt sein, noch einen Teil dieser Schönheiten zu sehen! Endlich am vierten Morgen lag von hohen Bergen herab ein See und das ganze Gebirg, und fern in der Campagna St. Peter. — Abends gegen Sonnenuntergang fuhren wir zum Tore Roms ein, und die Schönheit des Volkes, es war Sonntag, war überraschend.

Ich habe einstweilen in Via felice ein großes Zimmer genommen, welches ich jedoch später, wenn ich ein großes Atelier habe, weil es zu teuer ist, aufgebe. Bei Kolb, der von großer Freundlichkeit war, habe ich meine Bilder geholt und einstweilen bei mir untergebracht, sie sind von überraschender Feinheit, doch bleiben sie ruhen für die nächsten Jahre.

Gestern habe ich mit Morelli meine Tante Helene besucht, die Konversation war italienisch. Sie sprach gescheit und lieb, doch hat es mich sehr wehmütig berührt, sie wohnt beim St. Peter in einem sehr ärmlichen Stübchen, das schlichte Bett mit Rosenkränzen behangen. Ich will sie hier und da abends mit dem Wagen abholen und in die Campagna fahren und mich dabei unserer letzten, schönen Fahrten erinnern. — Mit Fräulein Steinhäuser ist es nichts. — Glaube nicht, daß ich mich Stim-

mungen hingebe, ich fasse groß genug und habe es bewiesen, allein es gibt für manche Dinge nur einen Arzt — die Zeit. — Was die Liebe betrifft, so hätte ich gewünscht, daß diejenigen, denen ich in früheren Zeiten meine ganze Zärtlichkeit und Seele zugewandt habe, mich begriffen hätten oder meiner wert gewesen wären, es wäre viel anders gekommen. Daß ich der Zukunft mutig entgegensehe, ist zu erwarten, und wenn der Mensch Nachklänge zu erdulden hat, so soll es wenigstens nicht der Künstler.

Rom, 17. Dezember 1865.

Ich hätte Dir soviel zu sagen, doch will ich es lassen, ich habe außerordentlich gearbeitet, um den tiefen, innern Unmut, der mein Wesen ganz ergriffen hat, zu maskieren, Du nennst es Stimmung, aber man muß meinen Kopf und mein Herz haben, um manches zu begreifen. Ich werde es nicht lange mehr treiben, ich fühle es, und deshalb will ich arbeiten, damit ich doch etwas hinterlasse. An mir ist viel gutzumachen, und meine Augen werden die Früchte nicht mehr sehen.

Rom, 4. Januar 1866.

Nächsten Monat will ich ausreiten, das zerstreut, dann will ich dem schönen Italien für ein bis zwei Jahre den Rücken kehren; es wird um so mächtiger wachsen in der Erinnerung, es ist doch das einzige Land, wo es sich der Mühe verlohnt zu leben, nur muß man nicht arbeiten müssen wie ich, um den Sonnenschein zu verdienen, und umgeben sein von Menschen, die lehrreich sind und befruchtend.

Rom, 30. März 1866.

Den holdseligen Eindruck Pompejis, des Meeres, der Bronzen und Vasen zu schildern, ist unmöglich, ich verspare alles auf das Mündliche. Ich habe an hoher An-

schauung gewonnen und mich dem reinsten Genusse hingeben können, und ich habe innerlich geschworen, daß die Kleinheit und Erbärmlichkeit meines Vaterlandes meinen Geist nicht mehr behelligen soll. Durch die stillen Straßen Pompejis zu wandeln, in die heiteren bemalten Häuser hineinzusehen, jetzt nur bewohnt von kleinen Eidechsen, flüchtige Durchsichten des Meeres, der Himmel und das schönste Gebirge der Welt, das sind Dinge, die sich unauslöschlich ins Herz graben. — Bei meiner Rückkunft habe ich, zu meiner großen Freude, Anklänge daran unbewußt in meiner Kunst gefunden, die sicher das Richtige sich gewählt hat, und die, wenn nur die äußeren Verhältnisse günstig sich gestalten, einen hohen Aufschwung nehmen wird.

Was meine Pläne betrifft, so kann ich die Sache dahin feststellen: Ich arbeite noch einen Monat an den Schackschen Bildern, Mai habe ich dann noch hier meine anderen, wenigstens bis auf einen gewissen Punkt, zu führen. — Innerhalb dieses Monats muß Antwort wegen des Symposions kommen; lautet sie günstig, dann werde ich rasch kommen und hierher zurückkommen, denn dann müssen alle Rücksichten fallen, und meine Lebensaufgabe für zwei Jahre besteht nur in einem Wort. (Nebenbei halte ich es für meine Pflicht, alle Heiratsgedanken vorderhand in den Hintergrund zu stellen, da muß Zufall und Herz mitwirken, und meine soziale Stellung eine andere sein.) — Ist es richtig mit dem Gastmahl, dann wird Rom mir nicht mehr niederdrückend wirken, und die Gesellschaft, die alle Jahre gemischter und schlechter wird, mich nicht genieren, getragen von einer großen Idee. Auch kannst Du dann auf einen Winter kommen, damit ich nicht zu einsam stehe, was mir absolut schädlich ist. — Ist die Schacksche Antwort unzuverlässig, dann werde ich in Korrespondenz mit Rothpletz einen ähnlichen, entschiedenen Brief dem Großherzog senden und bitten, seine definitive Entscheidung an Dich zu senden, natürlich muß

sich der politische Horizont gelichtet haben, sonst ist nichts zu machen.

Einen Blick von der Höhe des Posilip herab auf die Inseln in der Abendsonne — so müssen die Inseln der Seligen aussehen. — Im Museum waren wir täglich und haben studiert. — Rom, trotz dem gegenwärtigen Ostergesindel, bleibt die Gräberstadt, und man kann die Melancholie hier wohl begreifen. — Neapel, um zu bleiben und zu malen, wäre zu geräuschvoll. — Paris ist mir in den Hintergrund getreten, mir scheint es, als ob das Pulver dort auch nicht erfunden worden wäre.

In Pompeji lernt man, auf welch niederer Bildungsstufe wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts stehen. Kein Zimmer, noch so klein, was nicht heiter und kunstreich ausgemalt wäre, und wir bewundern in den Gemälden ja gewöhnliche [?] Zimmermaler, die nur reproduzierten.

Ja, nur das wirklich Vollendete beruhigt und erheitert, und so ist mein Sinn wieder mit Hoffnungen erfüllt, und großen Hoffnungen; ich habe Neapel dankbar in mich aufgenommen und liebgewonnen, dazu kommt noch, daß ich das Glück hatte, verständige Leute zur Gesellschaft zu haben, da der Austausch ebenso nützt als das Anschauen.

Rom, 21. April 1866.

Von München habe ich noch nichts gehört, ich schreibe gleich, obgleich ich wenig Hoffnung habe. Es ist Schicksal, wenn ein strebender Geist immer nur mit engen Herzen zu tun hat; ich weiß zum voraus, was kommt, da der Herr zu viele Kostgänger und Hungerleider um sich hat. Warten wir ab. Zweck meines Briefes ist, Dir zu sagen, daß Du vorläufig keine Schritte beim Großherzog tun sollst, es würde uns beide kompromittieren. Auf jeden Fall müßte ich es tun, und da ich ihm mündlich und schriftlich meinen Wunsch gesagt habe, so bleibt uns nichts übrig, als die Herren später moralisch zu zwingen.

Es scheint mir klar, daß ich die Sache auf eigene Faust beginnen muß, es wird vielleicht besser, nur habe ich wirklich ernstlich Sorge, daß ich mich aufreibe vor der Zeit, wenn ich mich noch nebenher mit Geldverdienen abgeben muß. Wir wollen sehen. Paris habe ich aus gewissen Gründen ganz aufgegeben. Ich habe das Aquarell des Gastmahles überarbeitet, nachdem ich von Pompeji kam, und ich kann sagen, daß mit ganz kleinen Änderungen die Komposition erschöpft und sich an das Beste der alten und modernen Kunst anlehnt . . .

Das fühlst Du zu gut, wie es kommen muß, und wie aufreibend Jahre wirken müssen, wie die letzten zehn, um so schlimmer, da ich zuviel und mehr als nötig mit dem Herzen male. Wenn man immer geben soll, bei der Anstrengung sich sozial und pekuniär zu halten, so ist das Bedürfnis nach Ruhe in der Arbeit eine Notwendigkeit. Ein anderes sind die Abende, wo wenig Menschen sich außerordentlich viel sein können. Denn was man so Welt und Gesellschaft nennt, so bleibt es immer das nämliche, und so nichtsnutzig wie jetzt wird sie immer gewesen sein.

Über das Gastmahl ist bereits zuviel gesprochen worden, als daß ich es nicht sobald wie möglich, ehe mir ein anderer zuvorkommt, malen müßte, sonst für meine Finanzen wäre es besser, mein Talent und meine Geschicklichkeit im kleinen auszubeuten. Doch kann das auch nachher geschehen, und einer Idee ein Opfer zu bringen, ist am Ende nicht das schlechteste Los auf Erden.

Es war im Café Greco auf der Durchreise fünf Abende lang eine bildschöne Griechin mit ihrem Mann, irgendein materieller Rosinenhändler, dagegen sind unsere Deutschen Marionetten und Kartoffelköpfe. Was wir „Geist" nennen, haben diese Damen freilich nicht, aber mir scheint, daß bei uns auch nur aus Interesse geheiratet wird.

Da ich noch Papier habe, so möchte ich noch zufügen, daß, was ich von den besten anderen Künstlern gesehen

habe, so bin ich an Geschicklichkeit im einzelnen bei weitem übertroffen, was natürlich ist, weil der Maler keine seelische Entwicklung für unser Publikum braucht, im großen ganzen und als denkender Mensch, und namentlich gebildeter Mensch, stehe ich wohl und fest da. — Das ist auch der Grund, warum ich das ewige Flicken, was andere besser können, aufgeben möchte und mich bei der Kürze des Lebens in ein großes Werk legen möchte, was sicherlich bildend vorwärts wirkt.

Rom, 27. April 1866.

Meinen letzten Brief wirst Du erhalten haben, ich Deinen mit Schacks Antwort heute. Ich habe nichts Besseres erwartet und mich gar nicht alteriert, ich weiß schon lange, daß es eitle Mühe ist, die Menschen sich größer zu denken, als sie sind. Ich habe meinen Samtrock angezogen und bin in der herrlichen Luft spazieren gegangen, einfach, aber gut gespeist, und jetzt schreibe ich; mir scheint es lebensweiser, Philosoph zu sein, als welche zu malen. Mich verdrießt nur eines, daß er mir nicht geschrieben hat . . .

Beruhige Dich vollständig, es wird alles gemacht werden, ich bin frei und allein und habe keine unehelichen Kinder zu ernähren, und noch habe ich soviel inneren Enthusiasmus, um das Äußerste zu wagen, denn wenn man sich härmt, liebe Mutter, kommt man in diesem Leben zu kurz.

Auf jeden Fall, nächstes Jahr um diese Zeit steht das Bild in großen Zügen da, und es wird sich auch der Käufer finden, und sollte es bloß reisen gegen Entree! Auf jeden Fall ist mir es lieber, als in der ewigen Münchener Galerie. Herr von Schack ist umlagert, und alle Schöpfungen sind schon im Mutterleibe rezensiert. Die Welt ist groß und weit, und man muß sich wehren, wenn man nicht spurlos verschwinden will. Daß ich Arbeit nicht scheue, habe ich bewiesen.

Ich mag kein Wort mehr über all den Trödel verlieren.

Es scheint, daß Ruhe nicht zu finden ist in diesem Leben. — Mit Herrn von Schack kann ich nicht rechten, aber meine Sehnsucht, in andere Fahrwasser zu kommen, kann nicht größer sein als die Deine.

Die jetzigen Bilder für ihn sind dreizehn beinahe lebensgroße Figuren, es wird ihm so leicht keiner machen. — Wenn ich dahin komme, wenig, aber Ausgezeichnetes malen zu können, und dann ordentlich honoriert werde, dann erst werde ich die wahre Größe als Mensch und Künstler erreichen.

Rom, 16. Mai 1866.

Wegen des Symposions bleibe ich fest — Krieg oder nicht. Die Bedingungen sind für mich aufreibend, nicht für andere. Daß Du an Verbesserung meiner Lage denkst, ist recht, und niemand als ich kann ermessen, wie nötig es ist, daß dieser Hetzerei ein Ende wird. — Bei der Raschheit der Produktion, zu der ich gezwungen bin, würde ich den Rang als einer der ersten Künstler nicht lange mehr behaupten können. — Deine Herzensgüte führt mir einen ganzen Harem von Millionärinnen vor, und ich fürchte, daß ich vor lauter Auswahl leer ausgehen werde. Möchtest Du begreifen, daß Geld dahin kommt, wo schon welches ist, und daß, wenn ich sicherer gestellt wäre, ich auch mehr Sicherheit des Benehmens hätte. — Ich habe neulich einen Abschiedsbesuch gemacht bei einer römischen Familie, um ein Porträt zu betrachten, welches ich gemalt habe, von der Tochter als Kind, ganze Figur in einer Laube. Das Kind ist herangewachsen ebenso schön und ist versprochen. Ich fragte, wie lange es her ist, daß ich das Bild gemalt — acht Jahre, es fällt in die Dantezeit. Ich muß gestehen, daß mich abends ein solcher Unmut ergriff, daß ich glaubte, meinem Leben ein Ende machen zu müssen, wenn ich bedachte, was dazwischen liegt, und wie ich jetzt als alter Esel dastehe, aus Mangel an ordentlichen Mitteln nicht das in der Kunst machen

zu können, was ich sollte, und eben dieser Sache zuliebe die schönste Jugendzeit geopfert zu haben und mich notwendig dem Leben entfremdet. — Ich war die letzte Zeit krankhaft gereizt, es ist so natürlich, doch heute ist es anders, denn im Grunde meines Wesens bin ich entfernt von aller Schwärmerei, und ich will vorwärts und alle Stimmungen töten im Beruf.

Rom ist eine harte Schule für Leute, die fein sind und ein zu weiches Herz haben.

Das Gastmahl des Plato.

Im November 1866 machte Feuerbach eine Reise nach Düsseldorf, Berlin, Dresden und München. Er dachte damals ernstlich daran, sich in Berlin niederzulassen. Er wollte etwa drei Jahre dort bleiben und dann nach Rom zurückkehren. Da er aber in Berlin kein passendes Atelier fand, so unterblieb die Sache. In Rom fühlte er sich nach wie vor vereinsamt. „Eine unaussprechliche Langeweile," schreibt er am 30. Dezember 1866, „dehnt sich abends aus, und es fehlt nicht an unmutigen Stunden. Das ganze Geheimnis ist, man gebe dem Künstler Muße und Ruhe, bei mäßigem häuslichem Glück, und wenn er etwas Schönes vollendet, so bezahle man ihn anständig." Am 9. Dezember 1867 kann er der Mutter melden, daß das ganze Symposion untermalt sei. Daneben arbeitete er an einem Orpheus und an einer Amazonenschlacht.

Inzwischen hatte er ein neues Modell gefunden. Es war die damals siebzehnjährige Römerin Lucia Brunacci; wie Nanna war sie unglücklich verheiratet — an einen gewissen Cesare Preti*). Im ersten Gastmahl (1869) posierte sie alle Frauen-, aber auch die jugendlichen Männergestalten.

*) Vgl. Paul Hartwig, Anselm Feuerbachs Medea. Leipzig 1904.

Am 16. April 1869 war das „Gastmahl des Plato" endgültig vollendet. Die Idee zu dem Gemälde war in Feuerbach aufgetaucht, als er im Jahre 1854 in Heidelberg einen jungen französischen Schriftsteller sich über den Gegenstand verbreiten hörte. Jahrelang hatte er dann den Stoff mit sich herumgetragen, sich aber nie an die Ausführung gewagt, weil er sich noch nicht die nötige künstlerische Reife zutraute. Vorgänger in der Behandlung des Themas hatte er fast gar keine, einzig dem Italiener Pietro Testa verdankt er einige Züge in der Philosophengruppe. In München war dem Gemälde folgende Erläuterung beigegeben: „Den Sieg des preisgekrönten Tragödiendichters Agathon zu feiern, sind in seinem Hause die Freunde versammelt, unter ihnen Sokrates, Aristophanes, Eryximachos, Phädros und Glaukon. Während sie nach dem Mahle in sinnvollen und heiteren Wechselreden sich ergehen über die Natur des mächtigsten und herrlichsten der Götter, des Eros, erscheint, vom nächtlichen Feste heimkehrend, in bacchischem Gefolge der wein- und lustberauschte Alcibiades. Er kommt, den Dichter zu bekränzen, der ihm gastlichen Willkomm bietet."

Die Presse hatte dem monumentalen Gemälde übel mitgespielt, das Preisgericht der Münchner Ausstellung ihm jegliche Auszeichnung versagt! Damals schrieb die „Allgemeine Zeitung", die als einziges großes Blatt dem Bilde eine anerkennende Besprechung (von Fr. Pecht) gewidmet hatte: „Wenn wir noch einmal auf dieses, auch unserer Ansicht nach höchst bedeutende und von wahrhaft klassischem Geiste durchhauchte Kunstwerk die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken suchen, so geschieht es, um wenigstens unsererseits dem von der Preisjury auffallenderweise übergangenen Künstler nach Kräften gerecht zu werden." Diesmal wurde dem vielgeprüften Maler aber wenigstens die Genugtuung, daß sein Werk gekauft wurde. Die Käuferin war die Malerin Fräulein Marie Röhrs aus Hannover. „Sie hatte," erzählt Allgeyer,

„bereits den gesamten Glaspalast durchwandert und stand, wenig befriedigt, im Begriff, die Ausstellung zu verlassen, als der Zufall sie eben noch vor das platonische Gastmahl Feuerbachs führte. Es sehen und den Entschluß fassen, das Bild, wenn irgend erschwinglich für sie, zu erwerben, war Sache eines Augenblicks gewesen." „Ich kaufte das Bild," schrieb Fräulein Röhrs an Allgeyer, „der schönen Linie und des Gegenstands halber; denn die Liebe zu den alten Griechen war mir angeboren. Und dann auch, weil ich alle meine Lieblingsmodelle darauf fand (den Alcibiades hatte ich schon als Knaben gemalt), und so war es ein Stück Rom für mich." Im Jahre 1890, zehn Jahre nach dem Tode des Künstlers, wurde es für 45000 Mark für die Gemäldegalerie in Karlsruhe erworben.

Aus Briefen Feuerbachs.

Rom, Weihnachten 1866.

Meine Tageseinteilung ist einfach, Arbeit von neun bis drei und dann zu Tisch, abends Gesellschaft oder Theater. Ich leide immer noch an innerer Unruhe und Unbehaglichkeit, doch macht mich die Arbeit ruhig, und ich bin froh, daß ich noch vorderhand nichts mit Modellen zu tun habe, da ich alles frei in der Disposition entwerfe.

Rom, 31. Dezember 1866.

Ich habe geistig einen Riesenschritt getan, das fühle ich, und wir werden bald die praktische Auferstehung gewahr werden, ist das ja schon ein Fortschritt zu nennen, wenn man weiß, was und wo es fehlt.

Ich lebe gesellig, allein eine unaussprechliche Langeweile dehnt sich abends aus, und bei dem inneren Drängen

nach Licht, Ruhe und Klarheit fehlt es nicht an unmutigen Stunden. Das ganze Geheimnis ist: Man gebe dem Künstler Muße und Ruhe bei mäßigem häuslichen Glück, und wenn er etwas Schönes vollendet, so bezahle man ihn anständig. Meine Stärke liegt im Gemüte, welches in sich heiter und großdenkend ist, und es dürfen die kleinen Schikanen nicht zu lange dauern und die Geduld und das Genie abspannen.

Rom, 1. Februar 1867.

Wenn ich nicht befürchtet hätte, Dich zu kompromittieren oder unpolitisch zu handeln, so hätte ich schon jetzt mit Herrn von Schack abgeschnitten, das ewige Rücksichtnehmen und doch Sichärgernmüssen und Zukurzdabeifahren muß nun sein Ende erreichen. Ich werde keine Dummheit begehen, aber da er nicht Wort hält, so könnte es diesmal sein, daß ich auch meines nicht halte. Bin müde.

Ich arbeite mit großem Glücke, und im eleganten Felde eröffnet sich mir eine Fund- und Goldgrube. Ich habe bis Frühjahr fünf Bilder bereit, und wenn ich nur zwei verkaufe, so bin ich geborgen und kann malen, wie mir's ums Herz ist. Ich bringe sie vielleicht selbst auf den Markt hinaus, bevor ich im großen Atelier das Symposion beginne . . .

Ich habe seit wenig Tagen innerlich und äußerlich Fortschritte gemacht, und ich glaube, es geht eine neue Zeit an. Daß ich in einer Studentenstadt eine Frau suchen wollte, war ein Mißgriff, welcher sich reparieren läßt. März male ich in Villa Borghese. Schack, der im April kommen wird, wird mich nicht hier treffen. Ich bin der Lösung nahe, und, liebe Mutter, ich glaube, daß ich schon über allem stehe und vielleicht keine Ahnung von dem Felde habe, was mir vergönnt sein wird, zu wandeln.

Ich habe jetzt große Auslagen an Goldrahmen, deswegen sind Verlegenheiten ärgerlich. Von der Lieblich-

keit meiner modernen Damenbilder haſt Du gar keine Ahnung, ſie ſollen die Blumen ſein, die Gold bringen; ich werde auch die Kraft haben, das Großhiſtoriſche zu behandeln. Nur Ruhe, Freiheit und Heiterkeit und keine unnatürlichen Verbindungen, dann geht alles.

Ich bin außerordentlich tätig. Ich muß mit Herrn von Schack auf höfliche Weiſe loskommen, es wird alles werden, liebe Mutter, und raſch.

Roma, 22. März 1867.

Erſpare mir eine gründliche Auseinanderſetzung meiner Angelegenheiten. Ich habe in letzter Zeit eine dämoniſche Tätigkeit als Menſch und Künſtler entfaltet. — Das übrige kannſt Du Dir denken.

Daß meine Erhebung mit der nationalen zuſammentrifft, iſt ein freudiger Triumph. Und da ich bis ins kleinſte herab raſch und ſicher in meinen Handlungen bin, ſo ſchließen ſich auch die geringſten Umſtände an. Das ganze Geheimnis beſteht darin, zu wiſſen, wo man Karriere reiten kann, und wo man die Zügel feſthalten muß.

Rom, 15. Oktober 1867.

Umgang mit feinen, verſtändigen Menſchen iſt mir Lebenselement geworden, hier iſt nichts zu finden, doch ſollen meine Koffer raſch gepackt ſein, wenn ich es nicht mehr aushalte. Das ewige Zehren an großen Ideen, ohne als Menſch mit Menſchen heiter leben zu können, wird nachgerade aufreibend.

Ich habe das Atelier eingerichtet und warte nur auf die rechte Stunde eines fröhlichen Beginnens. Ich habe das Sympoſion ſchöner und klarer vorgefunden, als ich es in der Erinnerung hatte. Der Vorhang verhüllt es ganz. Ich trachte nur danach, es zu fixieren und transportabel zu machen, dann erſt bin ich frei in allen Bewegungen. Rom iſt wie ausgeſtorben, und den Krieg haben wir vor den Toren. So ſind die Geſchicke des

Medea auf der Flucht. 1870. (Neue Pinakothek, München.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Lebens, man trachtet und sehnt sich jahrelang, und bei endlicher Erfüllung treten Äußerlichkeiten ein, die die Freude und den Schwung der Seele verderben. Doch wird in der Arbeit vieles richtiger und besser werden. Vieles Schlafen und gänzliches Ausruhen des Körpers und Geistes haben gut auf mich gewirkt, und ich hoffe, wenn die rechte Stunde kommt, keinen Pinselstrich umsonst zu machen.

Rom, 8. November 1867.

Beim Gastmahl werde ich vorläufig mich ganz auf den linken, als den klassischen Teil, speziell römischen, werfen, das übrige kann überall und zu jeder Zeit vollendet werden; wie ganz anders würde es gehen, wenn ich eine gebildete Nation hinter mir hätte, ich habe noch nie so klar gesehen, wie diesmal bei meiner Zurückkunft, und daß ein Leben dazu gehört, einen Quadratschuh mit Verstand auszufüllen.

Rom, 9. Dezember 1867.

Nächsten Mittwochabend kannst Du mit Frau Kayser eine Flasche Champagner auf mein Wohl trinken.

Das ganze Symposion untermalt, zugleich schon ausgeführte Stücke. Ohne Zweifel weht darin der bekannte Wind des Genius, der uns wohltut und anderen unangenehm ist. — Das übrige findet sich, ich bin zu angegriffen und aufgeregt.

Rom, 19. Dezember 1867.

Ich schicke Dir freundliche Grüße zum Neuen Jahre, ich bin wieder vollständig hergestellt. Ich habe eine Krisis heldenmäßig überstanden, ich wußte nicht, wie krank ich war, und merkte es erst, wie mir die Beine den Dienst versagten; darauf folgten mehrere peinliche Stunden des Kampfes, und ich glaube, der Unmut und starke Wille hat mich herausgerissen.

Jetzt bin ich wieder vollständig normal, doch werde ich beim geringsten Anzeichen einer Wiederkehr Rom sofort verlassen und ruhig sechs bis acht Monate in Deutschland bleiben, es hat ja mit nichts Eile, und meine Sachen stehen gut hier.

Wenn mir das Klima schadet, so muß es verändert werden. Die Kunst habe ich, das ist, glaube ich, beiläufig ziemlich anerkannt, aber ich brauche sympathische Menschen.

Nachdem ich bis jetzt nur die Kastanien für andere aus dem Feuer geholt habe, möchte ich sie selber essen, und weder ich noch die anderen gewinnen viel, wenn ich zur unberufenen Stunde abfahre.

Rom, ohne Datum.

Ich werde noch einige Zeit abwarten und meinen körperlichen Zustand beobachten, legt sich die Aufregung, gut, wo nicht, dann werde ich eine rapide und energische Kur machen.

Meine Wünsche müssen von jetzt an Befehle sein, das höchste Gut ist mein Leben, und hier muß sich viel anders gestalten.

Das Angreifende ist nicht sowohl das Malen, als daß ich auch die Hemdknöpfe selbst besorgen muß.

Dann bin ich kein Gedankenmaler, sondern ich führe alle meine Truppen zu gleicher Zeit ins Feuer, und damit gewinnt man die Schlachten.

Allerdings bin ich jetzt etwas zerschossen und verwundet.

Für Dich darf das nichts Beängstigendes haben, Du kennst meine Natur, die sich immer energisch herausreißt.

Ich werde nur dann vorsichtig, wenn ich fühle, daß mir krankhafte Gedanken, die ich nicht nötig habe, kommen.

Ich fühle mich heute wohler, die Freude über so rapide Entfaltung ist auch nicht leicht zu ertragen, aber um die Mittelmäßigkeit noch recht zu ärgern, wird mich Gott noch viele glückliche Tage erleben lassen.

Rom, 5. Januar 1868.

Du wirst Dich über meinen letzten Brief amüsiert haben, ich habe selbst lachen müssen, auf jeden Fall ist Rasse darin, und es kann alles gut werden. Ich bin wohl und heiter, ich arbeite mit Leichtigkeit.

Rom, 3. Februar 1868.

Mein Atelier habe ich vorläufig auf Lebzeiten festgehalten.

Ich arbeite manchmal bei offenen Fenstern und habe einen ganzen Wald von Lorbeer und Palmen um mich herum. Mein ehemaliges Modell ist in sehr katzenjämmerlichem Zustand vor etwa drei Wochen in Rom eingerückt. — Ich bin ganz unberührt und bin so weit, daß mich selbst die brillantesten Revanchen nicht mehr bewegen.

Mein jetziges Hauptmodell werde ich dafür vor meiner Abreise für die mir unbezahlbar geleisteten Dienste fürstlich belohnen.

Das letzte Wandgemälde auf dem Symposion ist die Hochzeit des Bacchus mit Ariadne, der Wurf ist [um] so glücklicher, als der Bacchantenzug im vollen Rapport mit dem auf der anderen Seite hereinbrechenden Alcibiades ist. —

Mein Gedankengang hat etwas Napoleonisches, doch ist ein großer Unterschied, er hat mit St. Helena aufgehört, und ich habe von Anfang darauf gesessen, so daß meine Aussichten sich der Besserung entgegenstülpen. Das Glück, ein Deutscher zu sein, habe ich in des Wortes verwegenster Bedeutung zu fühlen Gelegenheit gehabt. Die deutschen Jungfrauen insbesondere haben mir durch inneres Verständnis viel Liebes erwiesen.

Meine Freunde halten mich für stärker als ich bin, weil ich immer von dem ausgelassensten Humor bin, und doch nicht glücklich.

Rom, 26. Februar 1868.

Liebe Mutter, ich habe Sehnsucht, Dich zu sehen, ich möchte Fiedlers Ankunft erwarten und in etwa vier Wochen kommen, meine Herzensangelegenheiten rasch und glücklich befördern.

Das übrige gibt sich alles, ich fühle, daß ich so nicht mehr weiterkomme, das Leben gestaltet sich zur Unmöglichkeit, und ich ginge vor der Zeit in die Grube.

Rom, 23. März 1868.

Wenig Zeilen als Antwort Deines Briefes. Ich bin eigentlich immer heiter und leichtsinnig, nur manchmal komme ich über die ewige Trödelei der Verhältnisse in eine so chargierte Rage, die mich einmal unversehens ins bessere Leben befördern wird, wie neulich, als ich am Symposion weitermalen will und mich dieser orientalische Blechritter, der Schack, an das Ricordo mahnt, wo ich also wieder da mich anstrengen muß. — Kein Wort mehr über die Sache.

Die Photographie von Frau Jäger ist sehr lieb, doch bin ich froh, daß sie vollkommen frei ist; ich als Künstler müßte Vermögen haben, sonst muß ich um die Hausmiete malen, und übergroße Anstrengung könnte den Tod und nicht das Irrenhaus, in dem ich seit meiner Kindheit bereits lebe, herbeiführen. — Verkaufe ich eklatant und rasch, dann ist es ein anderes Kapitel, aber ich will nicht, daß ein armes Mädchen auf meinen Ruhm hin Besseres ausschlägt, um schließlich das süßsaure Vergnügen zu haben, einen deutschen Historienmaler zu heiraten.

Rom, 24. März 1868.

Ich habe das Ricordo für Schack glänzend herausgerissen, also auch dieses abgemacht. Ich glaube, daß es das letztemal ist, daß dieser trübe orientalische Perlen-

fischer mein Meer befährt. Ich habe den Orpheus lebensgroß gemalt, bereits in voller Wirkung; ich war heute ganz verblüfft, als ich ins Atelier kam, über die Wirkung; ich glaube, daß kein Mensch, ohne ergriffen zu werden, davorstehen kann, ich wußte es voraus. Somit ist mein Programm für diese Saison geschlossen.

Der Vorhang für das große Bild ist vorgezogen, weil das Denken schwer, das Malen aber leicht ist.

Hast Du nach Deiner Arbeit noch Kraft, so schreibe mein Leben, ich werde den Pfeffer dazugeben, den Humor dazu habe ich. Geschickt geschrieben, bin ich überzeugt, daß es Dir mehr einträgt in fünf Jahren als manches andere, so wie ich die heutige schöne Welt kenne.

Rom, 27. August 1868.

Ich möchte Garten, See und eine anständige Frau, denn auf die Dauer kann ich dieses Vagabundenleben nimmer durchführen; es schadet mir als Mensch, welcher eigentlich noch glücklicher sein sollte als der Künstler.

Rom, 5. September 1868.

Ich lebe in letzter Zeit nicht sorgenlos, und besonders drücken mich beim Erwachen meine Sachen.

So wie das Unternehmen steht, müßte ich, um ruhig sein zu können, das Dreifache besitzen; ich will Dich übrigens hier nicht mit meinen Gedanken belästigen, noch konnte ich anders handeln, als ich getan habe.

Ich kann den Augenblick kaum erwarten, daß mir bald ein heitereres Leben geboten wird, als das hiesige bietet.

Rom, 16. Oktober 1868.

Vor sechs Jahren würde mir mein bildschönes Modell, die die Ideen aus dem Kopfe heraustrieb, Ersatz gewesen sein für das traurigste aller traurigen Leben, heutzutage sind meine Bedürfnisse anderer Art geworden, und vom bloßen Anschauen und Weiterbilden kann ich nicht leben.

Ich brauche eine Freundin, die mir das Leben wert macht, da wir einmal auf diesem Planeten nicht zur Einsamkeit geboren sind. Daß meine Gesundheit etwas fiebriger und unruhiger Natur ist, kann nur den wundern, der nicht in meiner Haut steckt. Die Abende sind lang, und zum Wiederkäuen sind eigentlich nur die Kühe geboren.

Ich habe den Vorhang vorgezogen und denke vorderhand an gar nichts, im wesentlichen aber denke ich immer daran, und wenn die rechte Stunde kommt, wird sich alles rascher lösen, als ich jetzt zu glauben wage.

Rom, 13. November 1868.

Wenn Du diese Bilder siehst, so wird es Dich wie ein Hauch des Genius berühren, und überhaupt wird es manchem klar werden, warum ich auf der Welt bin.

Rom, 6. Dezember 1868.

Vorgestern abend, 4. Dezember, habe ich Deine Iphigenie ganz vollendet. Ich vertraue sie Dir an und hoffe, sie noch in meinem Gartensalon zu sehen usw. Ich wünsche nicht, daß sie an die Öffentlichkeit gelange, sondern uns bleibe. Es ist von solcher holden Schwärmerei in seiner Einfachheit, daß man tagelang davorsitzen kann, so wie es mich selbst im Sessel gebannt hält.

Rom, 9. Dezember 1868.

Die neue Iphigenie wird Dir unentbehrlich. Das Original der alten hat mich gestern im traurigsten Zustande auf der Straße angebettelt, ich habe bloß mit einer Handbewegung geantwortet. So wird es bald allen gehen, die sich an meinem Genius versündigt haben.

München, Oktober 1869.

Liebe Mutter, da ich in München anderthalb Stunden Zeit habe, so benutze ich die Gelegenheit, Dir einen freundlichen Gruß zu schicken. Nachdem ich hier für drei Türken, die kein Deutsch konnten, den Dolmetscher ge-

macht und für das Hinterbein eines Rebhuhns einen Gulden bezahlt habe, glaube ich, daß es Zeit ist, von München fortzukommen.

Über das, was ich zunächst beginne, werde ich bald im klaren sein, ich schreibe dann von Rom.

Rom, 12. Oktober 1869.

Was das Symposion anbelangt, so ist mir vieles klar geworden, und ich habe mich oft gefragt, auf welchem Punkte wir eigentlich stehen. Ich glaube, daß es zuviel Maler und zu wenige Menschen gibt, und daß man, gewohnt an ewiges Virtuosisieren in allen Tonarten, zuletzt das nicht mehr begreift, was man im gemeinen Leben eine „Schöpfung" nennt. Die Rückwirkung spüre ich doch hier an den Leuten.

Es wird Dir auch klar geworden sein, wie vieles bei mir anders gefaßt werden muß als bei andern, sei es im Leben, sei es in der Kunst.

Rom, November 1869.

Da Karlsruhe nicht Wien und Rom ist, müssen die Vorteile haarscharf sein, denn ich kann in meiner jetzigen Lage nimmermehr mich kleinen Prüderien und Stadtklatsch hingeben. Du weißt das selbst am besten, und mir ist das liebste, wenn ich sehe, daß Du frei und groß denkst.

Sechs Monate hier, sechs dort, da macht man nichts. Wenn die Anerbieten glänzend sind, dann bleibe ich ein paar Jahre und arbeite. Doch muß ich römische Modelle mitbringen, denn nach der Gliederpuppe male ich nicht.

Mir scheint das einfachste, jetzt schön und brillant zu malen, dann an sich herankommen lassen. Doch bin ich froh, daß ich Zeit zum Denken habe. Daß ich niemanden vor den Kopf stoßen werde, versteht sich von selbst, aber daß meine Kunst das erste sein muß, weißt Du, und weißt auch, wie man arbeiten muß, der Konkurrenz halber, um sich auf dem ersten Posten zu halten. Dieses

Tasten und Hintenrumfragen hat etwas Trauriges, es ist der Krebsschaden aller freien Entwicklung.

Rom, Montag, Dezember 1869.

Da ich sehr fleißig bin, so kommt dieser Brief als Weihnachtsgruß zu spät, doch ist das egal. Mein Arbeiten ist sehr lebensvoll, und ich werde sehr bald wieder in die Schranken eintreten. Alle engen Gedanken, die wie die Sündflut über mich hereinbrechen wollten, habe ich ad acta gelegt. Ich schreibe Dir später, was ich tun werde, aber das sage ich im voraus, daß ich und mein Genius mir der Nächste bin und ich nur Großangelegtes dulde, alles übrige über Bord werfe. Meine Vergangenheit ist eine Kette des kleinlichsten Hineinhackens, Dareinredens, Abhaltens, so daß es ein Wunder ist, daß noch ein ganzer Fetzen an meinen Kleidern ist . . .

Begas hält das Gastmahl für einen Fortschritt, das ist genug. Seit die Welt steht, hat noch niemand von der Schule zu Athen oder der Schöpfung Adams Tizianisches verlangt. Mein jetziges, dem Gegenstande angemessen, ist anders, und so geht in Erfüllung, daß eben der Genius das tut und andere hinterdreinlaufen müssen.

Rom, 1. Januar 1870.

Ich schicke Dir freundliche Grüße zum Neuen Jahre.

Ich war gestern abend mit Begas und Damen in einem feinen Restaurant, und wir haben nach dem Souper Deine Gesundheit in Champagner getrunken, dann den Abend still mit Musik zu Hause verbracht.

Meine Arbeiten werden jetzt rasch vorwärtsgehen.

Medea und Urteil des Paris.

Der Verkauf des Symposions war ein gewaltiger Ansporn für Feuerbach. Er, der selbst im Unglück nie die Spannkraft des Geistes verlor, verrichtete jetzt, wo ihm

das Glück einmal lächelte, wahre Wunderdinge. In kurzer Zeit vollendete er die Medea, eine zweite Iphigenie und „Das Urteil des Paris". Die Medea sollte zunächst nach Karlsruhe gehen. Dort hatte man sich des Künstlers wieder einmal in Gnaden erinnert. „Das Gastmahl des Plato" hatte Aufsehen erregt und war sogar gekauft worden. Da der Philister bekanntlich den Erfolg anbetet, so war Feuerbachs Ansehen bei den Karlsruher Philistern erheblich gestiegen. Der Kunstverein bemühte sich, das Gemälde für eine Ausstellung in Karlsruhe zu erhalten. Er berief sich dabei auf einen Wunsch des Großherzogs, und so sandte diesem die Mutter des Künstlers eine Photographie des Kunstwerks zu. Der Großherzog ließ seinen Dank und zugleich die Versicherung aussprechen, daß sein Interesse für den Künstler durchaus nicht erloschen sei, der Großherzog werde sich im Gegenteil sehr freuen, wieder einmal eine Arbeit von seiner Hand zu sehen und ihm persönlich den Dank auszusprechen.

Gleichzeitig hatte man in Karlsruhe versucht, Feuerbach für die dortige Kunstschule zu gewinnen. Nach der Darstellung A. von Oechelhäusers („Aus Feuerbachs Jugendjahren", S. 114 ff.) waren im November 1869 von Karlsruhe aus mit dem damals in Rom weilenden Maler Riefstahl Verhandlungen wegen Eintritts in den Verband der Kunstschule eingeleitet worden. Riefstahl hatte seine Zusage unter der Bedingung gemacht, daß gleichzeitig ein zweiter und zwar badischer Künstler berufen würde, und Feuerbach für diese Professur in Vorschlag gebracht. Obwohl Lessing, dessen hämisches Urteil über den „Dante" uns noch erinnerlich ist, sich gegen Feuerbachs Berufung ausgesprochen hatte, beschlossen die Professoren dennoch, mit diesem in Unterhandlungen zu treten. Es hatte sich, wie Allgeyer (II, S. 143) berichtet, ein Bund von Ehrenmännern — so bezeichneten sie sich selbst — zusammengetan, der sich die Aufgabe gestellt hatte, Feuerbach für die viele Unbill, die ihm in seiner Heimat wider-

fahren sei, Genugtuung zu verschaffen. „Als Wort- und Schriftführer dieses Geheimbundes traten die beiden Professoren der Kunstschule, Schlachtenmaler Feodor Dietz und Bildhauer Steinhäuser, auf."

Inzwischen war die Medea in Karlsruhe eingetroffen. Am 13. April 1870 schreibt Feuerbach an die Mutter: „Daß Medea Dir gefällt, glaube ich; ich selbst habe mich schwer davon getrennt. Was geschwatzt wird, ist gleichgültig. Der Großherzog wird sie kaufen." Feuerbach war eben ein unverbesserlicher Optimist und glaubte, sobald der erste Sonnenstrahl die grauen Regenwolken durchbrach, an eine Reihe von schönen Tagen. Das Interesse des Großherzogs muß aber doch nicht so groß gewesen sein. Er überließ das Urteil über Feuerbachs neueste Schöpfung abermals einer Kommission von Sachverständigen, in der Lessing den Vorsitz führte. Und diese lehnte den Ankauf des Bildes für die Galerie einstimmig ab, da jeder — setzt Allgeyer hinzu — wußte, daß die budgetmäßigen Mittel durch die Erwerbung von Lessings „Disputation zwischen Luther und Eck" auf Jahre hinaus erschöpft waren. Danach wäre das Ganze also eine Komödie gewesen.

Kurz vorher, und zwar am 20. April 1870, hatte Feuerbach von Rom aus an Kreidel folgendes Schreiben gerichtet:

Einem mir angedeuteten Wunsche Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs nach Karlsruhe zu kommen, Folge leistend, erlaube ich mir Ihnen zu erklären, daß ich Karlsruhe gerne als meine Heimat betrachten will, wenn nach Ankauf des dort ausgestellten Bildes mir eine schöne Wohnung mit Garten und entsprechendes Atelier zur Verfügung steht, mit voller Freiheit des Kommens und Gehens. Dieses wäre vorderhand das Wichtigste. Indem ich Sie bitte, diese Zeilen Seiner Königlichen Hoheit gütigst unterbreiten zu wollen, bitte ich Sie zugleich die Sache soweit als möglich zu beschleunigen, da ich dann mein

großes für Berlin begonnenes Bild vielleicht in Karlsruhe den Sommer beendigen werde.

Eine Allerhöchste Entscheidung bitte ich gefälligst an meine Mutter in Heidelberg senden zu wollen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Anselm Feuerbach.

Der Brief, fügt Oechelhäuser lakonisch hinzu, trägt oben den Vermerk:

Auf Allerhöchsten Befehl
als vollkommen unerfüllbar
ad acta.

Man hatte in Karlsruhe, wo es von Scheingrößen wimmelte, für den Könner Feuerbach keinen Platz . . .

Es war Feuerbach mit dem Plane, sich in der Heimat niederzulassen, ernst gewesen, wie denn dieser geraden und schlichten Natur alle Winkelzüge stets fernlagen. Es verlangte ihn aus der „trostlosen gesellschaftlichen Öde Roms" heraus. „Einen auffälligen Ausdruck," berichtet Allgeyer (II, S. 149), „hatte dieses Heimweh, diese Sehnsucht nach Menschen in seiner Kunst gefunden, und zwar in der zweiten Iphigenie*), die im Frühjahr, fast gleichzeitig mit ihm, aus Rom in Heidelberg eingetroffen war . . . Was aus dem neuen Bilde sprach, war nicht die verklärte Sehnsucht, war nicht das reine, die Seele erhebende und befreiende Werk der Kunst, sondern der herzbeängstigende bildliche Ausdruck einer die Seele des Künstlers selbst beherrschenden, zum psychischen Leiden gesteigerten Stimmung; es war der pathologische Ausdruck seines eigenen Heimwehs."

Medea und Urteil des Paris wurden dann in Berlin ausgestellt. Aber man hatte ihm den Tort angetan, die

*) Es handelt sich nicht um die Stuttgarter Iphigenie, sondern um eine Vorstudie (Untermalung).

Bilder im zweiten Stock, d. h. schlecht aufzuhängen. „Die Leute verzeichnen so lange am Menschen herum, bis man zur wirklichen Karikatur seiner selbst wird," schrieb Feuerbach an die Mutter. Und, was noch schlimmer war: die Kritik gefiel sich in Schmähartikeln. Selbst Fr. Pecht, der sonst Verständnis für Feuerbach gezeigt hatte, warf dem Künstler Sybaritismus vor. Und angesichts dieser Tatsachen wagten es deutsche Kunsthistoriker, Feuerbach gleichsam für sein Mißgeschick verantwortlich zu machen, wagten es, von seiner Empfindlichkeit zu reden. Die stärksten Worte, die er angesichts der deutschen Kunstzustände gebraucht, sind noch viel zu zahm, und man müßte die Feder eines Heine besitzen, um die Dummheit und Gemeinheit der damals tonangebenden Kritiker und des sogen. gebildeten Publikums gebührend zu brandmarken.

Die Enttäuschung, die ihm die Aufnahme seiner neuesten Werke bereitet hatte, hatte Feuerbach bald überwunden. Mit gesteigertem Eifer stürzte er sich in die Arbeit. Und wie so oft, arbeitete er an zwei großen Schöpfungen zugleich. Es drängte ihn, dem „Gastmahl des Plato" eine neue Form zu geben, und er nahm zugleich einen Stoff wieder vor, dem er schon früher mannigfach beizukommen versucht hatte: eine Amazonenschlacht.

Wir finden den Künstler im Herbst 1870 in angeregtester Stimmung in Rom. Es war die Zeit der glänzenden deutschen Siege. Er nahm an der Erhebung des Vaterlands und an den unvergleichlichen Waffentaten der deutschen Heere den lebendigsten Anteil. Die Mutter muß ihm wichtige Siegesnachrichten telegraphisch melden, damit er als Erster die Fahne herausstecken kann. Längst hat er seinen Humor wiedergefunden. „Was die Herren Deutschen an mir gesündigt, soll man mir nicht ansehen." Die Siegesmeldungen versetzen ihn in eine Art Rausch, und der Mann, den sich viele noch immer als einen schwermütigen Grübler und weichen Träumer vorstellen, sieht plötzlich alles in hellstem Lichte. Seine Zuversicht

kennt keine Grenzen. „Ruhe ist alles. Das Geld kommt plötzlich, laß mich nur machen; ich bin wohl und hell im Kopf, alles ist richtig organisiert. Du hast nichts zu tun, als die nötigen Korrespondenzen zu führen . . . Seit ich mich kräftig fühle und mich hier niemand mehr belästigt, sehe ich alles klar und groß, und die Früchte werden stolz ausfallen." Auch über die Folgen des Krieges denkt er zunächst allzu günstig. Berlin sei bis jetzt eine Kunststadt dritten Ranges gewesen. Das müsse sich ändern durch die Natur der Dinge: Berlin werde als Großstadt alle Kleinlichkeiten ablegen müssen und werde es. In zwei Jahren würden ihn die Berliner berufen. „Ich will nur sagen, daß die elende Zeit des kleinen Schadenbringens von jetzt an ein Ende haben wird und die großen wahren Erscheinungen bezahlt werden." Feuerbach sollte bald genug erfahren, wie gründlich er sich geirrt hatte. Aber es bedurfte nicht der bitteren Erfahrungen, die ihm bevorstanden, um einen Rückschlag seiner Stimmung herbeizuführen. Am 5. Februar 1871 schreibt er an die Mutter: „Sprich mir nicht mehr von der Größe unserer Zeit, noch vom neuen Leben zu mir, der ich seit zwanzig Jahren neues Leben gebracht habe . . . Die Größe der Zeit: im Frieden Kotillon, im Krieg Lazarett. Die Ungebildeten spielen Meyerbeer, die Gebildeten Bach, daß die Katzen vom Dache fallen. Ich bin ärgerlich und müde." Immerhin, das waren Stimmungen.

Überarbeitet und verstimmt traf Feuerbach Ende Mai 1871 in Heidelberg ein. Seine neuesten Bilder hatte er vorausgesandt. Es waren dies eine schlafende Nymphe, ein Selbstporträt, ein Studienkopf zur zweiten Iphigenie und endlich diese selbst (aber nur in einer Vorstufe, die endgültige Gestalt erhielt sie erst im Winter). Heftiger denn je überfiel den Künstler das Gefühl der Heimatlosigkeit. Er dachte ernsthaft daran, sich in Deutschland dauernd niederzulassen. Auf Berlin setzte er Hoffnungen, aber er glaubte, wie wir gesehen haben, daß es noch einer

Zeit des Wartens bedürfe. Auch auf Nürnberg, die Stadt Albrecht Dürers, richtete er seine Blicke. Alle diese Pläne ließ er aber zunächst wieder fallen. Eine Forderung des Augenblicks dagegen war es, für seine zahlreichen Schöpfungen ein würdiges Heim zu finden. So mietete er denn in der Theaterstraße in Heidelberg eine Villa und versammelte dort etwa zwanzig seiner Werke um sich, darunter Gemälde ersten Ranges wie „Tod des Pietro Aretino", „Orpheus und Eurydice", „Medea", „Urteil des Paris", „Strandbild". „Unsere Räume", schrieb die Mutter damals, „sind jetzt so schön, daß einem das Herz brechen könnte." Damit hatte der Künstler sich in der Heimat ein Asyl geschaffen, in das er jederzeit zurückkehren konnte, wenn es ihm draußen in der fremden Welt allzu einsam wurde.

Im September riefen ihn seine neuen Schöpfungen — Zweites Gastmahl und Amazonenschlacht — wieder nach Rom. Wie schon oft hatte ihn der Aufenthalt in Deutschland gründlich ernüchtert. So schreibt er am 18. November 1871: „Ich bin diesen Winter viel wohler und heiterer, da ich vom Leben nichts mehr erwarte. Die deutschen Kunstverhältnisse, vorurteilsfrei von hier betrachtet, sind nicht décadence, sondern déroute complète. Das hindert aber nicht, daß das große Bild eine Revolution hervorrufen wird und ich ein reicher Mann werde. Auch die Schlacht wird für Wien (große internationale Ausstellung) fertig." Wir sehen, wie sich nüchterne Erkenntnis mit einer Hoffnungsseligkeit mischt, die angesichts der bisherigen Mißerfolge des Künstlers etwas Rührendes hat.

Am Ostermontag 1872 traf Feuerbach abermals in Heidelberg ein. Daß es mit einer Berufung nach Berlin nichts sein werde, hatte er eingesehen. „Ich kann meine Nation nicht mehr achten," hatte er am 1. Februar 1872 geschrieben, „die sich von einem organisierten kleinen Lottergesindel beherrschen läßt, statt die Augen zu öffnen und

gerecht zu sein." Dieses Urteil bezieht sich natürlich nur auf das Kunstleben. Anderseits erschien ihm das stete Wandern von Rom nach Heidelberg und von Heidelberg nach Rom und das Hin- und Herschicken seiner unverkauften Bilder auf Kunstausstellungen allgemach eintönig und langweilig. Er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise. Mit diesen Gedanken trat er eine Reise nach Wien an, die zunächst den Zweck hatte, Beziehungen anzuknüpfen und die Stadt kennen zu lernen. In Wien machte Feuerbach die Bekanntschaft Eitelbergers, des Direktors des österreichischen Museums. Auf dessen Veranlassung wurde er bald darauf an die Kaiserliche Akademie der bildenden Künste in Wien berufen, und zwar als Professor und Vorstand der neu zu errichtenden Meisterklasse der Historienmalerei. Er nahm den Ruf an, bedang sich aber noch ein Jahr Frist aus, um in Rom seine großen Gemälde vollenden zu können.

Ende August trat er die Rückreise nach Rom an. Dort legte er zunächst die letzte Hand an die Amazonenschlacht und schloß dann die Arbeiten am zweiten Gastmahl ab. Am 3. März 1873 starb seine Schwester Emilie. Er selber schreibt darüber im „Vermächtnis": „Ich trat die Wiener Stellung mit einem ernsten Zeichen an. Das Menetekel ward mir mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben durch den Tod meiner lieben Schwester."

Aus Briefen Feuerbachs.

Oberaudorf, September 1870.

Ich schreibe auf einer Bank im Tannenwalde. Habe Deinen lieben Brief erhalten. Republik usw., alle Nachrichten erhalten wir etwa drei Stunden später als Ihr. Hier in der schönen Natur ist patriarchalisches Leben, das ganze Hotel macht täglich zusammen Ausflüge, wir haben

eine Avantgarde von acht Buben ... Das Dorf liegt reizend im Grünen, gegenüber das Kaisergebirge. Ich gehe vielleicht in diesen Tagen, es ist mir alles mit Italien ziemlich einerlei. So werden wir bis zum Achtzehnten die Herren von Frankreich sein.

Venezia, 21. September 1870.

Da die Tore Roms für einige Tage geschlossen sind, so bleibe ich noch in meinem alten, verrauchten Venedig. Von Oberaudorf fuhr ich nachts, begleitet von der Musik der Kufsteiner Liedertafel und dem Hurra sämtlicher Kinder unserer kleinen Hotelgesellschaft, ab. Ich habe mir den Ort gemerkt und halte mein Auge darauf, wenn mir's zu bunt und schwül werden sollte. Eine lieblichere, großartigere und stillere Ländlichkeit ist kaum anderswo zu finden. Eine im Walde über einem Wasserfalle versteckte Mühle steht mir noch vor den Augen.

Gestern abend saß ich am Meer in dem alten, guten Venedig. Markusplatz tageshell erleuchtet und Musik. Die Italiener sind große Kinder.

Heute morgen habe ich ganz allein eine Stunde vor der Assunta gesessen.

Es würde unnütz sein, alles auszusprechen, was durch die Seele geht, mir speziell hat sich das Herz im Leibe herumgedreht, als ich dieser elenden, erbärmlichen Gesellen und Vergangenheit gedachte. Ich fühle gar nicht mehr als Maler, sondern als Mensch. Ich habe viel zu sagen, dieses Alleinherumvagabundieren ist mir nahezu unheimlich, noch mehr die Menschen, die mir das Schicksal in den Weg geworfen. Es wird bald anders sein.

Rom, 2. Oktober 1870.

In Berlin haben sie mich wieder im zweiten Stockwerk aufgehängt. Die Leute verzeichnen so lange am Menschen

Iphigenie.

Zweite Darstellung. 1871. (Stuttgart.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

herum, bis man zur wirklichen Karikatur seiner selbst wird. Was soll ich sagen!

Schreibe den Schluß (der Ausstellung), damit ich mich auf eine Weise bei der Akademie bedanken kann.

Das kann ich Dir sagen, wenn ich nicht sicher wüßte, daß ich mich kraft meines Talentes schon in zwei Jahren ganz aufs Land ziehen könnte, so möchte ich nicht weiter mehr leben, basta.

Rom, 10. Oktober 1870.

Das Urteil (des Paris) frivol behandeln kann nur ein Schwein oder einer, der schlecht verheiratet ist. Es ist dürftig, sehr arm. Du bist eine alte, anständige Dame und hast die ursprüngliche Naturwüchsigkeit herausgefunden. Ich bin sehr erfreut, daß Herr Pecht so freundlich ist, denn was soll der Mensch denn überhaupt noch malen, wenn Bosheit und Dummheit immer und immer wieder Herr werden?

Wenn die Schönheit, statt zum Essen einzuladen, immer nur wie eine häßliche Medizin wirkt, wo soll die Gesundheit herkommen?

Der Kunstboden muß gründlich gereinigt werden, damit jeder dahin komme, wo er hingehört.

Für uns, liebe Mutter, wird die nächste Zeit große Veränderungen bringen, und ich halte es für sehr gut, daß wir nicht Hals über Kopf nach Berlin sind; abwarten und tätig sein.

Rom, 20. Oktober 1870.

Ich esse und lebe wieder in dem ersten Café und bin exquisit, wie Du Dir denken kannst, serviert. Und was die Herren Deutschen an mir gesündigt, soll man mir nicht ansehen, sondern ich will meine Stellung, die ich nun einmal hier habe, da mich alle gern sehen, dazu benutzen, ordentlich zu repräsentieren.

Ich habe ein ganz vollendet schönes Bild im Rahmen

vorgestern beendigt. Heute, hofft mein Spediteur, wird die zerstörte Brücke hergestellt und meine Iphigenie kommen, ich werde ein ganz exquisites Bild davon malen.

Den ersten Dezember beginne ich die Schlacht und das Symposion zu gleicher Zeit. Erstere ebauchiere ich ganz frei ohne Natur. Bei letzterem ist die Photographie ein herrliches Knochengerüst mit seiner mathematischen Richtigkeit, und ich kann Geist und Phantasie laufen lassen in Bereicherungen und Pracht. So zum Beispiel male ich den Rahmen mit Hilfe des Vergolders selbst. Lauter Kinder, Früchte, Tiere, Masken, grau in grau auf Goldgrund. Die Halle wird mit Blumen geschmückt und die Wände reich mit Gold geschmückt, der Boden reiche Mosaik usw. Im Mai reise ich, und nächsten Winter vollende ich, und kommen dieselben in zwei Jahren nach Berlin. Meine Ausgaben werden bis Frühjahr höchstens dreitausend Frank mehr sein, also kein Geld. Gib acht auf das, was ich sage: jetzt, wo mein Programm da ist, denke ich nicht mehr an Berlin. Die Dürftigkeit eines Begas (der hierherkommen soll, aber einen ernsten, stillen Mann an mir finden wird) hat mir vorderhand alles verleidet, und ich bitte Dich, auch ganz frei zu denken; Du wirst begreifen, daß ich meine Schuldigkeit getan, quäle Dich nicht mit Gehen und Bleiben, ist Dir Heidelberg sympathisch, so bleibe, die Welt ist jetzt größer geworden, und wenn sie klein sind in Berlin, so werden sie schon Füße bekommen, wenn das große Symposion angerückt kommt. Mein Vermögen reicht bis dahin, zudem ich wieder zweitausend Taler in zehn Tagen verdient habe. Baden ist mir gleichgültig, also richte Dich danach. Ruhe ist alles, das Geld kommt plötzlich, laß mich nur machen, ich bin wohl und hell im Kopf, alles ist richtig organisiert. Du hast nichts zu tun, als die nötigen Korrespondenzen zu führen und piano alles an Dich heranzuziehen, was in unwürdigen Händen sich befindet. Seit ich mich kräftig fühle und mich hier niemand mehr belästigt, sehe

ich alles klar und groß, und die Früchte werden stolz ausfallen . . .

Im Mai halte ich in Mühlbach bei Oberaudorf, und nehme für Dich und mich die schönsten Zimmer, da bleiben wir den Sommer in Gottes reiner, unverfälschter Natur, das ist das Wahre. Ich werde mich sofort mit dem Bürgermeister ins Vernehmen setzen und einstweilen ein Stück wilden Waldes am Wasser mit schöner Aussicht für wenig Geld kaufen, später baut man hinein, im Gebirgscharakter.

Noch zwei Jahre und ich kann all meine Ideale hinstellen. Unkrepierte Bomben aufheben kann nur ein deutscher Professor.

Im Frühjahre nach dem Kriege werden die schönsten Pferde um ein Spottgeld losgehen, ich will nach Ansbach und mir von den Chevaulegers eines kaufen, dazu einen alten ausgedienten Reiter als Bedienten annehmen, den ich Dir dann schenke für den Winter. Du lachst, aber was wollen wir wetten, es wird so kommen. Du selbst wirst das Tier, die Liesel, liebgewinnen, es ist das für meine Gesundheit notwendig. Hier sind die Leute doppelt so respektvoll. Mein Unwohlsein war eine grenzenlose Wut, die mich hier überfallen nach der schönen italienischen Reise, die so glänzend mein Wollen und meine Arbeiten bestätigt, im Gedanken, was es braucht, um die einfachsten Wahrheiten den Leuten draußen begreiflich zu machen. Jetzt ist alles überwunden.

Rom, 1. November 1870.

Ich danke Dir für das Telegramm. Ich wußte im voraus, was darin steht, und konnte sechs Stunden vor den Offiziellen Mitteilung machen. Riedel umarmte mich auf dem Korso; so werden selbst gewöhnliche Menschen poetisch. Du siehst nun, daß wir ohne viel Blutvergießen einem eminenten Frieden entgegengehen. Diese Dinge gehen nun ihren Gigantenschritt unaufhaltsam weiter,

und so wollen wir für uns einige wichtige Punkte ins Auge fassen.

Ich werde bis Mai das nebenanstehende Atelier dazunehmen, wo ich die kleineren vollendeten Werke aufstelle, und bin dann im großen Atelier ganz ungestört.

Ich habe gestern eine herrliche Photographie eines antiken Sarkophags der besten Zeit gekauft, eine Amazonenschlacht darstellend; ich finde darin über Bekleidung, Bewaffnung, Pferdegeschirr usw. die beste Auskunft. Das Symposion habe ich mathematisch eingeteilt, und es ist ein Kinderspiel, weil alles schon vorhanden ist.

Nun zu Berlin. Berlin war bis jetzt eine Kunststadt dritten Ranges, der Herd speziell preußischer Künstler, die, alle intrigant, weil talentlos, doch jährlich von einer ungebildeten Regierung ihr Leben herausgeschunden haben. Ich glaube, richtig zu treffen, wenn ich sage, daß Berlin im höchsten Grade altmodisch war. Man hat sich mit Schwatzen begnügt und sich von ordinären Leuten ausbeuten lassen. Das also muß fallen durch die Natur der Dinge, und es wird Berlin als Großstadt alle Kleinlichkeiten ablegen müssen und wird es.

Ich selbst würde eine Reise im Winter nicht scheuen, wenn es für mich nicht bloß Zeitverlust wäre; ich habe Besseres zu tun. Doch kannst Du nach Eröffnung der Ausstellung auf vier Tage hingehen und die Augen offen haben. Davon später!

Ein Genremaler kann sein Zelt überall aufschlagen, ein Historienmaler braucht eine machtvolle Stellung, muß deshalb berufen werden. Dazu aber sind die Herren dort noch nicht reif. Das kommt in zwei Jahren.

Ich will nur das sagen, daß die elende Zeit des kleinen Schadenbringens von jetzt an ein Ende haben wird und die großen wahren Erscheinungen bezahlt werden.

Ich kann nicht bescheidener sprechen, als wenn ich noch zwei Jahre des Lernens vorgebe! Basta! —

Ich habe mir fest vorgenommen, ich ärgere mich über

nichts mehr, aber ich lasse mir nichts mehr gefallen, und ich sehe in der großen Zeit, daß man dies kann, wenn man will.

Nach all unsern früheren und letzten Erfahrungen wird Dir klar sein, daß für mich kein anderer Weg ist, als die große breite Straße der Öffentlichkeit, ohne Protektionen, die heute kommen und morgen fallen. Vor dem endlichen Erfolge beugt sich alles.

Rom, 4. November 1870.

Die Iphigenie ist heute gekommen. Ich werde bis Weihnachten zwei große Bilder schicken — ich habe keinen Platz —, jedes zum Preise von 2200 Talern. Eines ist schon vollendet und hat mir nach mehrtägiger Abwesenheit einen reizenden Eindruck gemacht.

Rom, 6. November 1870.

Hier, wie ich schon geschrieben, kann man leben, und Rom wird einer der ersten und besten Orte werden. Abends bei Tisch, allein, aufmerksam serviert, sitze ich in meinem pompejanischen Zimmer, und da kommen mir nur gute und richtige Ideen.

Rom, Anfang Dezember 1870.

Diese Woche wird die Aufzeichnung des großen Bildes (Amazonenschlacht) fertig. Es ist größer als das Symposion. Da ich noch aufgeregt bin, arbeite ich nur vier Stunden, es genügt. 1. Januar fange ich zu malen an.

Aretin mußt Du unter 4000 bis 5000 fl. nicht geben, warum verschleudern?

Ich kann heute nicht schreiben. Das große Bild ist von so überwältigender Schönheit geworden, Du hast gar keine Ahnung, ich selbst hatte keine.

Dies und das Symposion, dann können wir Amen sagen. Gegen diese Macht kann sich nichts mehr halten; denke die lebensgroßen Pferde und all die Stellungen!

Meine Einteilung war musterhaft, ich konnte das Ganze sauber aufzeichnen.

Diesen Monat muß ich bloß Zeichnungen machen. Genug für heute.

Rom, 2. Februar 1871.

Vorgestern die Leinwand vom Symposion bestellt, ich habe enorme Fortschritte gemacht. Fünf Mappen Handzeichnungen zusammengestellt, über zweihundert; vierundfünfzig habe ich allein für die Schlacht gemacht. Werde, da sie in zwei Jahren abgebraucht sind, die deutschen Museen beglücken, die Kapitalstücke in Lebensgröße, das Stück zu tausend Frank gerechnet, repräsentieren ein Kapital von hunderttausend Frank.

Nächste Woche kommt das Gerüst, und male die obere Hälfte, dann komme ich. Die Schlacht wird von dämonischer Wirkung.

Rom, 5. Februar 1871.

Sprich mir nicht mehr von der Größe unserer Zeit, noch vom neuen Leben zu mir, der ich seit zwanzig Jahren neues Leben gebracht habe. Wir sind in Rom und nicht in der Providenzkirche. Die Größe der Zeit: im Frieden Kotillon, im Krieg Lazarett. Die Ungebildeten spielen Meyerbeer, die Gebildeten Bach, daß die Katzen vom Dache fallen. Ich bin ärgerlich und müde.

Ich habe gesagt, daß mich das ganze Symposionsgeld nicht kümmert, da ich schon mit solchen Produktionen hervortrete, die mir ein ruhiges Leben sichern. Zum Sommeraufenthalt weißt Du, daß Ruhe vor dummem Geschwätz und ein Glas anständiges Bier meine enormen Ansprüche befriedigen, warum also wählst Du nicht selbst, was Dir gut dünkt? Du weißt, wie leicht ich zufrieden bin, ich wünschte, daß andere Leute endlich auch etwas tun nach den herkulischen Arbeiten, zu denen ich durch die Größe der Nation verdammt bin.

Ich werde Deinen Kopf und vier bis fünf Pferde malen, das ist alles. Wenn ich Dich alte und eine der gescheitesten Frauen, die ich das Vergnügen habe zu kennen, wenn ich Dich diesen Sommer dahin bringe, daß Du einsiehst, daß nicht ich der Esel, sondern die andern es sind, dann bin ich für alles, alles belohnt.

Ich bin sehr bitter heute gestimmt. Ich höre die Glocken des Fortschritts immer läuten und muß an meiner Haut all das peinliche, kleinliche Zwicken durchmachen, worüber seit Christi Geburt fünftausend Bücher geschrieben sind. Basta.

Rom, 26. April 1871.

Dein Brief hat mich sehr gefreut. Ich komme in wenig Wochen in die Klause, denn ich habe Natur nötig. Von da, später, machen wir den Ausflug nach Nürnberg.

Du weißt, wie lieb mir Heidelberg ist, weißt aber, daß mein Fuß Baden nicht mehr betritt; um nun einen wenig komplizierten Sommeraufenhalt zu erzielen, gehen wir nach dem deutschen Florenz. Auch wäre es gut, meiner Sache halber, gleich die Eingabe zu machen, Du kannst dann gehen, wann du willst. Nur daß man Ernst sieht, es ist nun einmal mein Schicksal, daß ich Dummheit und Schlechtigkeit zollweise bekämpfen muß. Was helfen nachträgliche Berichtigungen, wenn der Ärger die Gesundheit ruiniert. Damit Du siehst, wie mein Kopf überall ist, habe ich bereits die neue Medea besagtem Museum bestimmt, nur mit Vorbehalt des Platzes, welchen ich bestimme.

Rom, 27. Oktober 1871.

Ich habe, liebe Mutter, heute einen Augenblick Zeit; ich schreibe höchstens noch zweimal.

Quäle Dich nicht mit abgeschmackten Verkaufsideen; das kommt von selbst. An Herunterdrücken der Preise

ist nicht zu denken. In zwei Jahren sind sie das Doppelte wert.

Symposion über alle Maßen schön und Anfang Mai fertig; dann trocknet es drei Monate, Herbst München, dann bringe ich es persönlich nach Wien.

Dezember kommen zwei Statuetten und prachtvolle Konsolen, die ich eigens habe gießen lassen; medizeische Venus und Narziß aus Pompeji.

Amazonenschlacht prachtvoll. Atelier hier repräsentiert einen Wert von hunderttausend Gulden.

Freundlichen Gruß! Kleinere Sachen bringe ich alle mit; kann jetzt nicht meine Kraft zersplittern.

(Nachschrift.) Venezianische Fioraia bekommt anderthalb Francs monatlich; dafür legt sie mir täglich bei Tisch eine frische Rose hin.

Italiener langweilig, aber genieren nicht so wie der deutsche geistige Hochmut; sind bequem für den Künstler, was Raffael schon bewiesen hat.

Rom, 18. November 1871.

In München jetzt wieder ausstellen, wo das Symposion im April fertig wird, ist ganz falsch, man darf nicht zu oft kommen, es wird zur chronischen Krankheit, wofür habe ich denn die Wohnung? Mitte April bin ich wieder da und bringe fünf kleine Bilder mit, die ich in vier Wochen ohne Anstrengung vollende, dann möchte ich reisen.

Sonntag über acht Tage wird der Rahmen und somit ein Drittel des Bildes fertig. Du kannst Dir von der Schönheit keinen Begriff machen, viele Hunderte nach der Natur gemalte Früchte hängen in schweren Girlanden auf Goldgrund. Ich bin diesen Winter viel wohler und heiterer, da ich vom Leben nichts mehr erwarte.

Die deutschen Kunstverhältnisse, vorurteilsfrei von hier betrachtet, sind nicht décadence, sondern déroute complète, das hindert aber nicht, daß das große Bild eine

Revolution hervorrufen wird und ich ein reicher Mann werde; auch die Schlacht, die Hettner so gefiel (der ein Schwätzer ist), wird für Wien fertig.

Lies das 1871 erschienene Buch: Correggio von Julius Meyer, welches das erste vernünftige Wort ist, was ich aus Deutschland höre, Du kannst viel lernen; einige Sprachungeschicklichkeiten abgerechnet, vortrefflich.

Rom, 1. Februar 1872.

Liebe Mutter! Wegen der Blattern beruhige Dich, sie sind überall; in unsern Kreisen — die dieses Jahr leidlich sind — spricht man nicht einmal davon.

Es darf absolut nichts mehr nach Stuttgart geschickt werden.

Mein Bild ist göttlich schön, und Du kannst mich April als Caesar triumphans empfangen. Ich komme diesmal eine halbe Stunde früher mit dem Würzburger Eilzug.

Ich behalte mir ganz selbständige Verfügung über das große Bild vor. Das andere mündlich. Palmsonntag werde ich fertig.

Rom, Februar 1872.

Die Iphigenie, an der ich noch zuletzt gemalt, bei Meeresstille, ist ein Bild, vor dem man stundenlang sitzen kann, weich, klar und seelenvoll. Der fliegende Schmetterling bedeutet die Seele . . .

Ich habe die Berliner Preisverteilung gelesen; ganz wie in München. Ich kann meine Nation nicht mehr achten, die bei solcher Masse sich von einem organisierten kleinen Lottergesindel beherrschen läßt, statt die Augen zu öffnen und gerecht zu sein.

Aber nach meinem jetzt kommenden Auftreten wird Grabesstille folgen, denn es kann niemand mehr mit mir konkurrieren. Ich bin diesen Winter stärker geworden

und ermüde nicht, ich habe es dem herben, reinen Toskanerwein zu danken, den wir jetzt haben. So habe ich denn diesen Winter das Fünffache mehr tun können als in den vergangenen Jahren.

Wien.

Mitte Mai 1873 reiste Feuerbach von Heidelberg über München nach Wien, um sein neues Amt anzutreten. Er kam gerade zurecht, um die große Weltausstellung besichtigen zu können. Über Makart, die damalige Wiener Modegröße, äußert er sich zunächst ohne jede Schärfe. Desto rücksichtsloser ist sein Urteil über die Gemäldeausstellung im Rahmen der Weltausstellung. Im Hinblick auf Makart schreibt der allzeit bescheidene Künstler: „In meiner Kunst war ich bis jetzt zu einfach, weil ich nicht glaubte, mit Seidenmagazinen konkurrieren zu müssen. Sowie ich 10000 Francs für Stoffe übrig habe, werde ich meine Figuren auch besser anziehen. Einen Vorteil aber haben meine Leute, daß sie Füße haben, worauf sie stehen." Und ein paar Tage später: „Über meine Bilder und meinen Standpunkt bin ich vollkommen im klaren; im Geiste sind sie echt und groß gefaßt. Daß manches virtuoser sein könnte, schadet zufällig gerade diesen Produktionen weniger, weil der Gegenstand absolute Einfachheit verlangt. Ich werde mir mit Leichtigkeit manches aneignen, mein Wesen aber nie verändern; denn es wäre ja traurig, wenn alle aus einem Topfe malten." Man sieht: die blendende Manier Makarts hatte ihn einen Augenblick bestochen. Feuerbach, der manchmal allzu selbstbewußt erscheinen könnte, hatte doch jene echte Bescheidenheit, die im Angesicht fremder Leistungen dazu neigt, die eigenen geringer zu schätzen. Es sollte nicht lange dauern, so gingen ihm die Augen über die Hohlheit der Makartschen Gemälde auf. Und in demselben Augenblick fing er an, um die Aufnahme seiner eigenen Schöpfungen beim

Wiener Publikum zu bangen. Zwar schreibt er am 7. Juni 1873: „Wie einfach und groß und wie nobel, trotz der Nuditäten, steht die Schlacht (Amazonenschlacht) da; nun kommt noch das Symposion, das besser ist —" aber man hört den Unterton der Sorge.

Feuerbachs Atelier befand sich im oberen Stockwerk der alten Akademie in der Johannisgasse. Mit seinen Schülern war er sehr zufrieden; sie waren fleißig und hingen an ihm. In der Urschrift seiner Lebenserinnerungen heißt es: „Ich erkläre mir den Aufschwung daraus, daß meine Schüler endlich einen Lehrer hatten, der, wenn auch selbst nicht so jung, doch jugendlich zu fühlen verstand und selbst im Schaffen mit gutem Beispiel voranging. Freilich, von Professor war keine Spur vorhanden, allein, was der Professor nicht konnte, das erzielte seine liebevolle Behandlung und offenbarte sich in der Liebe, Achtung und Anhänglichkeit seiner Schüler. Ja, wenn das alles hätte so fortgehen dürfen, lebten wir im goldenen Zeitalter, doch dafür ist gesorgt."

Den ersten Mißton brachte die Aufnahme der Amazonenschlacht, die um Neujahr 1874 im Künstlerhause ausgestellt wurde. Publikum und Presse spöttelten, witzelten und schimpften um die Wette über ein Kunstwerk, dem Erhabenheit und Größe auf keinen Fall abzusprechen sind. Ein Professor der Anatomie war geschmacklos genug, vom Katheder herab über die nackten Amazonen schale Witze zu machen, und seine unreife Hörerschar spendete ihm Beifall. Alles das erregte den innerlich vornehmen Feuerbach aufs höchste. „Ich danke für ein Brot," schrieb er am 30. Januar 1874, „das man mit täglichem Verdrusse essen muß. Schon eine Annonce in der Presse war gemein, dann folgte ein Schmähartikel, und abends sagte mir Professor Eisenmenger, den ich immer ausgezeichnet, obgleich er mir gegenüber nur ein Dilettant ist, daß alles, vom Künstler bis zum Hausknecht herab, schimpfe; es sei so in Wien." Und am 8. Februar 1874

antwortet er der Mutter auf eine Beruhigungsepistel: „Lerne doch begreifen, daß ich für meine Person ja an Schimpf von Deutschland her gewohnt bin, es tritt aber hier ein zweiter Faktor ein, der außer meiner Person liegt. Ich dulde es nicht wegen meiner Schüler! Wer das nicht begreift, der möge sich begraben lassen. Das Ministerium muß mir glänzende Satisfaktion geben." Ältere Kunsthistoriker haben es gewagt, von Feuerbachs krankhafter Reizbarkeit zu reden, ja anzudeuten, daß er an einer Art Verfolgungswahn gelitten habe. Wer alle vorliegenden Zeugnisse genau prüft, wird sagen müssen, daß Feuerbach durchaus im Rechte war; seine entschiedene, männliche Sprache ist ein Ehrenzeugnis für ihn. Allgeyer, der damals in Wien weilte, sah zunächst das Symposion, das noch im Atelier des Künstlers stand, und begab sich dann nach dem Künstlerhause, um die Amazonenschlacht zu besichtigen. „Feuerbach," erzählt er, „gab mir das Geleit bis ans Vestibül des Künstlerhauses, um meine Zurückkunft abzuwarten. Ich begriff, daß er kein Gelüste trug, Mitzeuge brutaler Verunglimpfungen seines Werkes zu sein." Man schämt sich in die Seele der Wiener hinein, wenn man nun weiterliest: „Die Besucher der Ausstellung drängten mit Gesten des Abscheus an dem Bilde vorüber, das damals einige, für das keusche Auge der Wiener unerträgliche Nacktheiten aufwies, die in der Folge nicht zum Vorteil desselben dem sittlichen Wehegeschrei der Welt, d. h. der Presse zum Opfer fielen." Nicht also die Empfindlichkeit Feuerbachs, sondern die Gemeinheit und Zuchtlosigkeit des Publikums und der Presse machten die Stellung des Künstlers bald unmöglich. Es ist einfach eine Unwahrheit, daß er gereizt und verbittert gewesen sei; Allgeyer bezeugt: „Sein Wesen erschien im ganzen ausgeglichener, entbehrte aber weder der alten Herzlichkeit noch der Heiterkeit und des Humors aus den früheren Zeiten."

Trotz allen schlechten Erfahrungen wagte Feuerbach bald

darauf die Ausstellung des Sympoſions. Und wieder iſt er hoffnungsfroh geſtimmt. „So, wie die großen Bilder jetzt ſind," ſchreibt er am 8. März 1874, „iſt koloſſales Aufſehen und Durchſchlagen gewiß." Das iſt ſicherlich nicht die Sprache eines krankhaft Verbitterten und an Verfolgungswahn Leidenden. Von Wien aus gingen ſeine neueſten Bilder nach Berlin, wo ſie in Sachſes Kunſtſalon ausgeſtellt wurden, aber nur eine kühle Aufnahme fanden.

Um Pfingſten 1874 herum begannen die Verhandlungen wegen der Ausmalung der neuen öffentlichen Gebäude in Wien, nämlich der Akademie, des Parlaments und der Univerſität. Begonnen werden ſollte mit der Decke der Univerſitätsaula. Die Verhandlungen mit den Behörden waren für den Künſtler ermüdend und zeitraubend. Dazu kam, daß man ſeine Forderungen weſentlich herabſchraubte. Allen dieſen Geſchäften, die einen Diplomaten erfordert hätten, war der feinnervige Künſtler nicht gewachſen. „Noch ſolch einen Sieg," ſchreibt er, „und meine Geſundheit iſt ruiniert." Nach Feuerbachs Plan ſollte das große Mittelgemälde den Sturz der Titanen darſtellen, das nächſtgrößte Bild den gefeſſelten Prometheus; zwei Einzelgeſtalten, Uranos und Gäa, waren rechts und links vom Prometheus gedacht, über ihm eine Aphrodite.

Nachdem Feuerbach in Rom Studien zu dem großen Deckenbilde gemacht hatte, malte er in Wien zunächſt die Aphrodite. Es folgten Prometheus, Uranos und Gäa. Neben dieſen Arbeiten gingen Studien für den Titanenſturz einher. Eine ſchwere Erkrankung — Gelenkrheumatismus und ſchleichende Lungenentzündung — warf endlich den Künſtler darnieder. Mit knapper Not konnte er noch Heidelberg erreichen. Es war dies im März 1876. Im Mai war er ſo weit wiederhergeſtellt, daß er mit ſeiner Mutter nach Ansbach reiſen konnte. Bald darauf kam er um ſeine Entlaſſung ein. Man wollte ihn halten, mußte aber ſchließlich einſehen, daß Feuerbach nicht ge-

neigt war, nach Wien zurückzukehren, und ein zweites Entlassungsgesuch daher bewilligen.

Im Rückblick auf den Wiener Aufenthalt schreibt der Künstler in seinen Lebenserinnerungen (Urschrift): „Nach Wien wurde ich bei angeblicher Reorganisation der Akademie berufen. Man meinte es gewiß gut, aber bei wahrhaft türkischen Zuständen war es schwer, einen gedeihlichen Fortgang zu hoffen. An der Akademie glaubten sie rascher zu fahren, wenn sie Droschken- und Rassepferde an einen Wagen spannten ... Ich grolle mit niemand mehr. Die Menschen dort sind mir gleichgültig und für mein Streben ganz einflußlos geworden. Ich umgehe deshalb alle kleinlichen Steinchen, mit denen man mich zu bewerfen geruhte, ich übergehe die öfter ganz ungerechtfertigten Sitzungen, die Schreibereien und hetzartigen Laufereien, die nur dazu vorhanden zu sein schienen, es uns täglich unter die Nase zu reiben, daß man nicht ungestraft ein Wiener Professor ist."

Aus Briefen Feuerbachs.

Wien, 20. Mai 1873.

.... Dann gingen wir ins Künstlerhaus, nachdem mir die Affichen, groß gedruckt, schon beim Hereinfahren in die Augen fielen. Es ist ein Papst und nebst kleinen Sachen bloß das Makartsche Bild. Schon unten am Portal die Marmortreppe herauf sieht man das Leuchten der Farben. Der Zuschauerraum ist durch ein schwarzes Tuch ganz dunkel, so daß das Oberlicht haarscharf das Bild beleuchtet und selbst, wenn es mittelmäßig gemalt wäre, eine magische Wirkung erzeugt. Rechts und links exotische Gewächse. Ich habe mich eines niederschlagenden Gefühles nicht enthalten können, wenn ich bedachte, daß zwanzigjähriges Kämpfen mit Sorgen zuletzt einen Stein

aushöhlen müsse, während anderen, mögen sie mehr Talent haben oder nicht, vergönnt ist, rasch zur runden, vollen Erscheinung zu kommen, und sich dann auch alle äußeren Glücke solchen begnadeten Kindern darum reihen. Später schreibe ich ausführlich, oder mündlich.

Meine Bilder werden, wie ich Dir schon sagte, zu einfach aussehen, doch habe ich getan, was möglich war. Einer prunkhaften, glücklichen Zusammenstellung der mannigfaltigsten Stoffe der Welt ist schwer mit meinen Gegenständen standzuhalten. —

Nach einer schlechten Nacht, ohne alles Ungeziefer, mit desto mehr Spinnen im Kopfe, habe ich heute die ganze Ausstellung abgemacht und sitze jetzt schon am Schreiben. —

Wie traurig aber ist die Bilderausstellung, ich habe einen seifigen Terpentingeruch mit hinausgebracht und Gott gedankt (entre nous), daß meine Bilder nicht in diesem salon carré hängen. Mit welchem Raffinement hat Makart ausgestellt, er würde bedeutend heruntergedrückt werden und doch weitaus der Beste sein.

Über Pilotys Bild bin ich wahrhaft erschrocken, so etwas habe ich mir im Traume nie eingebildet. Gegenüber Canon, mesquin klein, der Rahmen ein schwarzer Altar und die Farben ein Glasgemälde. Ein kolossaler Cabanel, unmöglich, Vautier, Robert Fleury usw. Lenbach in einigem Ton, aber man glaubt, verputzte alte Bilder zu sehen, viel zu absichtlich, der Kaiser von Österreich hat ein paar rote Hosen an, so rot, daß es nicht röter sein kann. — Kellers Bild eine Null. Hie und da etwas Kleines, doch erwärmt es nicht . . .

Wien, 20. Juni 1873.

Über meine Bilder und meinen Standpunkt bin ich vollständig im klaren; im Geiste sind sie echt und groß gefaßt. Daß manches virtuoser sein könnte, schadet zufällig gerade diesen Produktionen weniger, weil der Gegen-

stand absolute Einfachheit verlangt. Ich werde mir mit Leichtigkeit manches aneignen, mein Wesen aber nie verändern; denn es wäre ja traurig, wenn alle aus einem Topfe malten.

Bologna, 6. September 1873.

Ich komme von der heiligen Cäcilie von Raffael. Das Bild an Form und Seelenausdruck ist unsagbar schön. Die unten liegenden Instrumente sind von Johann von Udine mit rührender Sorgfalt im Geiste des Meisters gemalt. Hier empfindet man, daß heutzutage in dieser Reise-, Eisenbahn-, Pickelhauben- und zerlumpten Kaisermantelzeit keine Kunst mehr sein kann. Wer hat Zeit zu solch tiefer Seelenversenkung in das Allerheiligste? Wie beschämt dieser Meister unsere hochweise Epoche der Kuponschneider und des verquetschten Geschlechtstriebes, der Impotenz und sentimentalen Handwerksburschenpoesie. Pfui Teufel!

Hier in Bologna sind, außer dem Theateranschlagszettel, Lohengrin (diese Bestie verfolgt einen noch bis über die Alpen), prachtvolle Weinkarren, ganz antik, jeglicher von silberfarbigen Ochsen gezogen, Faß, Gestell und Räder, ganz mit bronzenen Basreliefs umhüllt. Der Wirt sagt mir, daß, je reicher der Besitzer, desto schöner läßt er den Wagen verzieren. Ich kann diese Cäcilie gar nicht vergessen, weil ich früher, noch zu befangen im Machwerk, nicht die richtige Anschauung gehabt. Das ist Kunst; man wird selbst edler, wenn man es ansieht.

Rom, 23. September 1873.

Von meinem hiesigen Aufenthalt, so kurz er war, bin ich vollständig befriedigt, ich habe hier Ruhe und inneres Schaffen wiedergefunden, enfin meinen Standpunkt und kann nun getrost nach Wien gehen. Ein Bild habe ich ganz vollendet, konnte mich aber nicht zum Transport jetzt entschließen. Die Sachen können später, wenn wir es wünschen, geschickt werden, da meine Gegenwart nicht

nötig ist, es würde zuviel Spektakel usw. Das Atelier habe ich selbstverständlich auf zwei Jahre verlängert; so gewinne ich übernächsten Winter vier bis fünf Monate, bis der neue Akademiekasten fertig ist.

Ich habe hier meine alten Freunde gefunden und habe fortwährend eine innere Heiterkeit empfunden, wie es draußen nicht möglich ist. Tafeltuch, alles ist bereit und gut aufgehoben. — In Berlin wird das gräßliche Wernersche Bild unter der Siegessäule in Mosaik gemacht, er selbst Direktor der Akademie. Daraus kannst Du endlich ermessen .... Dieselben Leute, die die Macht haben, die Talentlosigkeit an die Spitze zu stellen, haben sie auch, wirkliche Talente zu schädigen. — Ich habe reiflich nachgedacht und erwarte nur den ersten Erfolg, der sehr bald in Gestalt von Aufträgen oder Verkauf sich zeigen wird, um entschieden an das Aufgeben von Deutschland zu denken; es wird nachgerade Ehrensache, und zwei Jahre früher und später tut nichts zur Sache. Deshalb könnte ich auch nichts schicken, es geht mir gegen den Pelz. Im ersten Moment, wie ich über Kapital zu verfügen habe, werde ich handeln, und zwar rapid.

In Wien bekomme ich eine ganze Menagerie von Besuchern. Ich werde die Bilder soweit als möglich vertiefen und bin froh, gleich Beschäftigung zu finden.

Vor einigen Tagen war ich im Vatikan, in Bologna habe ich die Cäcilia gesehen und konnte arbeiten, so bin ich komplett zufrieden. In Wien wird sich alles rascher entwickeln, als wir glauben, denn die Ausstellung ist ein ganz unnormaler Zustand.

Wien, 2. Oktober 1873.

Meine Bilder sind geradezu prachtvoll. Mit wenig Sachen vollendet.

Was habe ich auch nur einen Moment nötig der Sorge, da ich eine eminente Macht in der Hand habe, Genie und Stellung. Bald ausführlich.

Laibach und die Krainer Alpen billig und köstlich, ad notam für den Sommer.

Ich war noch nie so heiter und fröhlich. Habe nur vier Stunden in Venedig zugebracht. Das Symposion ist auch ganz köstlich, jetzt darf ich es sagen, da ich den Vatikan gesehen.

Wien, 2. Oktober 1873.

Die Wohnung in Heidelberg betreffend, wird vorderhand in Ruhe behalten, ich habe hier keinen Platz für die Bilder, und wenn etwas geschieht, wird rasch genug das Richtige getroffen sein, deshalb denke an gar nichts und strenge Dich um nichts an, mein Schuldenetat ist noch nicht auf zehntausend Francs, es wäre ja rein lächerlich, auch nur einen Moment sich zu beunruhigen.

Daß die römischen Bilder, wenn wir es wünschen, jeden Augenblick zu unserer Disposition stehen, weißt Du. Meine hiesigen Bilder habe ich mit höchster Freude begrüßt und bin nach jeder Seite hin vollständig sicher und heiter. Daß der Kaiser eines fürs Belvedere kauft, wird Dir früher oder später klar werden, und dann können wir unsere Rechnung mit Bequemlichkeit abschließen.

Über die Berliner Zustände bin ich von kompetenter Seite in Rom gründlich unterrichtet, und wir denken an Deutschland nie mehr, aber daß ich glänzende Revanche für diese Totschlägerei bekomme, dafür habe ich durch einen Blick heute die Bestätigung. Basta. Meine italienische Reise hat mich in die vollste Harmonie mit mir selbst gesetzt. Die Presse hat keinen Einfluß mehr, und wenn der Kaiser Ernst macht, bin ich selbst ein Modetier. Mäßige Deine Arbeit und denke an nichts, denn alle großen Verbesserungen kommen ja doch von mir, und Pläne machen hilft zu nichts, da die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen und nicht mehr auf gewaltsame und niederträchtige Weise gehemmt werden können.

Diese Woche schon arbeite ich wieder, die Ausstellung besuche ich nicht mehr.

Da ich in der Eile eine Seite überschlagen, kann ich noch hinzufügen, daß ich in Mestre, letzte Station vor Venedig, noch vier Stunden Zeit hatte, in den Abendstunden nach Venedig hineinzufahren, es war wie ein schöner Traum, bekannt und doch so fern. Die Reise nach Wien ist eine Zusammenstellung der malerischsten Gegenden, die man sich denken kann, und das schöne, stille Italien im Gegensatze zu dem brillanten Entree einer Weltstadt, in welcher man auch zu Hause ist, macht sich ganz gut.

Wien, November 1873.

Makart malt täglich acht Stunden, hat einen Riesenplafond fertig. An seiner Stelle hätte ich sechs Monate eine instruktive Reise nach Italien gemacht und mich mit Gottes Natur in Rapport gesetzt. Dieses diarrhöeartige Produzieren in seiner asiatischen Trödelbude mißfällt mir, und wird auch er außer Kurs kommen. Ich bin froh, daß ich ferne bin von den preußischen Barbaren, denn das sind und bleiben sie, und wenn sie fünftausend Bücher mehr schreiben im Jahre.

Wien, 16. November 1873.

Bis jetzt hat mich noch niemand um meinen Humor gebracht, obgleich immer schwarz gemalt wird; ich bekümmere mich absolut um nichts und gehe konsequent meine Pfade. Ich habe mit Glück gearbeitet, basta. Auch daß ich fünfzehn Schüler habe, darunter einige Anfänger, wurde mir als schrecklich hingestellt — ich lache ihnen immer ins Gesicht. Diese Feigheit!

Wien, 24. Januar 1874.

Liebe Mutter!

In der Presse standen die gemeinsten Schimpfartikel. Es wäre mir gleichgültig, aber zur Schulmeisterei und Sorgen dazu ist mir's sehr bald zuviel. In Berlin ist Herr Werner ins Wasser gefallen, vielleicht kommt ihnen später die Einsicht, und ich gehe gleich. Ich ziehe Ende dieses Monats zurück von der Ausstellung und begnüge mich heute mit freundlichen Grüßen. Wenn solches hier erlaubt ist, dann erlaube ich mir sehr bald meinen Abschied. Sollen sehen, wer mich ersetzt.

Wien, 30. Januar 1874.

Liebe Mutter!

Ich danke für ein Brot, das man mit täglichem Verdruß essen muß. Schon eine Annonce in der Presse war gemein, dann folgte ein Schmähartikel, und abends sagt mir Professor Eisenmenger, den ich immer ausgezeichnet, obgleich er mir gegenüber nur ein Dilettant ist, daß alles, vom Künstler bis zum Hausknecht herab, schimpfe, es sei so in Wien.

Wien, 1. Februar 1874.

Es ist nur die deutsche Feigheit, die solche Krisen schafft, das Sträuben gegen alles, was nicht gemein ist. Pomadisierte Huren hätte ich machen sollen, aber die Natur hat mir diese Gabe versagt. Dazu haben die Leute hier eine Art Halbbildung, die hinderlicher wirkt, als man denken sollte. Gemein in der Gesinnung, loben sie das, was ihre Gesinnung ausspricht.

Wien, 7. Februar 1874.

Lasse das Urteil aufstellen, warum sollen wir es nicht genießen. In ganz kurzer Zeit ist ja Vermögen da, und dann kein Köster mehr fürs Leben. Der kleine Hynais

sagt mit zwei Worten: „Zur Beurteilung dieser Werke gehört ein hoher Bildungsgrad, der hier nicht ist.“ Symposion kommt heute über acht Tage ins Künstlerhaus nur vierzehn Tage, ich reise ab, schreibe usw., dann rasch München, Berlin, wohin ich persönlich gehe, die Ausstellung zu leiten. — Lessings sämtliche Werke habe ich für einen Gulden achtzig Kreuzer gekauft. Gleich beim dritten Kapitel [des Laokoon] ist Timomachus aus Athen genannt, den die Weisen und Dichter besungen, weil er, statt die Medea ihre Kinder ermordend, sie vor der Tat mit mütterlicher Zärtlichkeit kämpfend darstellt. Hier unser Bildungsmesser. Man soll keine schreienden Menschen malen, weil unschön, das ist in der Schlacht.

Wien, 8. Februar 1874.

Lerne doch begreifen, daß ich für meine Person ja an Schimpf von Deutschland her gewohnt bin, es tritt aber hier ein zweiter Faktor ein, der außer meiner Person liegt: Ich dulde es nicht wegen meiner Schüler. Wer das nicht begreift, der möge sich begraben lassen. Das Ministerium muß mir glänzende Satisfaktion geben, und werden sie so bald keine zweite Sprache zu hören bekommen, wie meine.

Mittwoch, 11. März, von zehn bis drei Uhr.

Im Café, zehn Uhr, dumme Kritik in der Presse gelesen, Lützow bestellt. Akademie zehn Uhr zehn Minuten. Finde einen Schüler Lichtenfels im Atelier, der seine Ausstellung herrichtet. Vorstellung, Betrachtung; es klopft, Herr Canon tritt auf, raucht eine Zigarette, Schüler geht, Professor Radnitzki erscheint, Vorstellung, Canon geht. Auftrag des Rektors für nächste Sitzung, Eingabe für Unterstützung meines Schülers Schwarz, der in der Bewerbung gesiegt hat mit Majorität, dreimal zu machen und Freitag in der Sitzung vorzulegen. Herr Schwarz

tritt auf, sich zu rekommandieren, meine Zusicherung und Trost; Professor Blaas habe sich beklagt, ich hätte ihn einen Töpflemaler genννnt, Gelächter. — Professor Radnitzki tritt auf, ein schönes Miniaturbild Lampis zu zeigen. Beide gehen, ich male an Hynais' Skizze schnell zwei Figuren, Herr Berger tritt auf, bittet, als Engerts Schüler, sich bei meiner Ausstellung beteiligen zu dürfen, Bewilligung. Erster Bedienter: Einladung ins Ministerium; zweiter Bedienter: Einen rekommandierten Brief, aus dem ich nicht klug werde.

Erster Bedienter erscheint wieder, zwei Einladungen vom Rektorate für meine Ausstellung und Sitzung Freitag.

Galeriediener Lüscheck bringt Eitelbergers Einladung zum Besuch.

Zehn Minuten Ruhe.

Zwei Schüler treten auf, sie kommen von Eitelberger, machen Protokoll um nochmalige Erhöhung der Modellgelder, meine Bewilligung, Unterschrift, Samstag. Lützow entzückt von Bildern. Sie gehen.

Hynais erscheint, mir etwas zu zeigen; wird morgen Prometheus bringen, den ich fertig male bis Freitag.

Drei Uhr Essenszeit.

Nach Tisch zehnte und letzte Ermahnung von Frau Hofrat Feuerbach, die ganz unnötig, da man mich für bornierter zu halten scheint, als ich bin.

Drei ein Viertel diesen Brief geschrieben, große Leinwand für Aretino bestellt. Schüler kopiert mir sein Porträt von Tizian Florenz. Müdigkeit meinerseits, rasieren lassen, schlechte Kritiken lesen, dann schlafen. Morgen neun Uhr Eitelberger, mit dem ich lieb und offen einfach spreche. Übermalung des Prometheus ein Uhr. Ministerium, schnell essen, Eingaben machen, Ausstellung arrangieren, Brief wegen Baden schreiben an Dich.

Hast Du jetzt genug? Und so geht's alle Tage.

Wien, 10. März 1874.

Liebe Mutter, ich möchte heute noch zwei Zeilen aussprechen. So wie die großen Bilder jetzt sind, ist kolossales Aufsehen und Durchschlagen gewiß. Bis Herbst ist demnach meine Situation eine ganz veränderte. Ob Du meinem Interesse förderlicher wärest, wenn Du aus momentanem Mangel von ein paar tausend Mark Dich in ein Mausloch verkriechst, stelle ich Dir anheim. Daß ich hier ohne Überstürzung zu seiner Zeit mir das Notwendige erzwinge oder breche, ändert an meiner Stellung der Welt gegenüber nichts.

Später, ehe ich reise, werde ich Eitelberger einfach fragen, ob eine Änderung in ihrer Macht liegt oder nicht, dann handle ich still. Deswegen sind wir noch nicht am Bettelstab. Alles ist so plan:

I. Anders muß der finanzielle Punkt hier gestellt werden.

II. Die bekannte Manie des Kollegiums, die Ranküne gegen den Professor an der Lebensexistenz der Schüler auszulassen (Ernst geht nach Paris, auf meinen Rat).

III. Sonstige kleine Erleichterungen, die ich mir vorbehalte.

Können diese Punkte erledigt werden, und zwar komplett, dann gut, wo nicht, besser.

Ich bin wieder wohler, und somit kommt der alte Mut und die Spannkraft wieder, weiter braucht es nichts.

Nimm Dir diese Zeilen zu Herzen, ich glaube trotz dem Mausloch, daß jede andere Mutter sofort mit Dir tauschen würde.

Wien, 27. April 1874.

Komme soeben von Eitelberger, der im Begriffe stand, mich aufzusuchen. Er war die komplette Herzlichkeit, berief mich wegen meines üblen Aussehens usw. Das

Ministerium gibt mir zur Ausschmückung die Akademie, die Universität (Bibliothek und Aula) und das Parlament. Noch diesen Monat wird alles festgestellt und habe Konferenzen mit den Architekten, welche mich am liebsten haben vor den anderen. Die nächsten Jahre gehen mit Vorbereitungen hin, dann müssen die Schüler eintreten.

Außerdem sind vorhanden zwanzigtausend Gulden und fünfzehntausend Gulden beim Ministerium, wo ich dabei bin. Ich habe bei der großen Misere selbst auf zweckmäßige Verteilung armer Künstler gedrungen, da es böses Blut machen würde, wenn ich diese Fonds mir zueignete. Du wirst einverstanden damit sein.

Auf meine Andeutung, daß sich Ploos erschossen hat, fragte er mich, ob ich Verluste gehabt, und ich dürfe nur ein Wort sagen, so arrangiert das Ministerium alles. Ich habe bei diesen Aussichten vorerst nichts gesagt, doch wissen wir, wo wir sofort Gelder hernehmen können.

Das Symposion soll in die Aula usw. Ich gehe jetzt mit ruhigem Herzen nach Berlin, Eitelberger läßt grüßen. Begas soll sehr prekär stehen. Wir haben ihn zum Ehrenmitglied gemacht.

Wien, 28. Mai 1874.

Den schönen Kopf habe ich mit Bedauern Herrn Neumann wieder zur Verfügung gestellt. Ein einziger anständiger Ankauf hätte mich für immer sichergestellt. Was sind das für Zeiten und Menschen. Die stete Sorge, in der ich gehalten werde, wirkt schädlich auf Geist und Seele. Mir ist, als lebe ich unter Wachsfiguren.

Ein Glück, daß ich Zeit zum Überdenken habe und nichts übereilen muß.

Mit den Professoren stehe ich freundlich und gut, es sind keine rechten Menschen, voll Schrullen und Kleinlichkeiten, und ihre Tiefe geht über Stockhöhe nicht hin-

aus, doch haben sie so viel Verstand, daß sie den Regenschirm gebrauchen, wenn es regnet, und sich warm kleiden, wenn es schneit.

Wien, August 1874.

Da es nun offiziell konstatiert ist, daß eine Feuerbachschule existiert, sogar eine blühende, trete ich jetzt in ein neues Stadium. Habe gestern wieder einem Stipendium verschafft. Sieben Schüler haben durch mich dreitausendsechshundert Gulden eingenommen, vier davon die Preise erhalten. Durch mich sind außer zwei vorhandenen acht Ateliers geschaffen worden, im ganzen zehn. Ferner dreitausend Gulden mehr Modellgeld. Nach reiflichen Besprechungen werden wir in Heidelberg ein schriftliches Programm, den Plafond betreffend, aufsetzen, unter welchen Bedingungeu ich mich einer unsympathischen Aufgabe unterziehe; sie werden derart sein, daß wir behaglich weiterduseln können. Die Hauptbilder zur Einweihung, das Nebensächliche im dritten Jahre.

Mein Buch hat neun Kapitel und geht vorwärts; da es nur Tatsachen sind, ist es von so kapitaler Lächerlichkeit, daß ich nicht mehr nach Deutschland dann kann. Hat Zeit. Habe es sehr praktisch eingerichtet. Habe gefalzte Bogen und schiebe die Gedanken stiller Abendstunden in die betreffenden Kapitel, dann reihe ich die Schnur und vollende.

Wien, 30. Oktober 1874.

Ich komme soeben vom Ministerium und bin nun erledigt. Die Auszahlung von zehntausend Gulden, den längsten Termin gerechnet, in acht Tagen. Anfang Dezember bin ich dann bei Dir und schicke vorher sofort fünftausend Gulden. Alle weiteren Vorschüsse werden pünktlich gewahrt, so daß wir wenigstens auf vier Jahre reich und bequem leben können, bis dahin kann viel geschehen. Entweder ich habe verkauft und trete ab, oder

aber ich bekomme mehr nach Abschluß usw. usw. Für heute war nichts zu machen, da die Decke dann überhaupt nicht gemacht worden wäre. Ich werde es mir bequem machen, und wir können nun Wohnort verändern oder bleiben.

Daß sie vorsichtig mit mir umgehen müssen, wissen sie jetzt. Daß der Moment für mich der ungünstigste war, das muß überwunden werden, überhaupt kann ich mit Ehren in drei Jahren abdanken, wenn sie nicht kulanter werden. Jetzt wäre es ein Unsinn, später kann ich immer sagen: „Ich kann nicht mehr".

Wien, 20. November 1874.

Liebe Mutter!

Grüns Ludwig, II. Kapitel:

„Der Sohn Anselm schreibt ein Kunstwerk über ein Kunstwerk, man weiß nicht, was schöner ist, sein Apollo oder der Vatikanische. Geist und Herz, genauestes Wissen und zarteste Empfindung sind immer eins bei ihm. Wie prächtig hat seine tapfere und geistreiche Frau diesen Anselm geschildert, vor der Nachwelt in Erz gegossen!"

Weiter unten:

„Und wer kennte nicht den jüngsten Anselm, den Enkel des ersten, den Maler Feuerbach, der sich aus Venedig die Farbe, aus Rom den Stil geholt, und von dem trotz aller Kritik die Feuerbachsche Maxime gelten wird: in maximis voluisse, nur das Größte gewollt zu haben."

Das Buch bringe ich Dir zu Weihnachten.

Ludwigs Motto war:

„Was ich bin? fragst du mich?
Warte, bis ich nicht mehr bin."

Wien, 26. November 1874.

Liebe Mutter!

Am Schlusse des Nachrufes von Grün: „Emigrasti!" „Du bist ausgewandert — nicht auf einen Stern, Du

selber Stern in der Nacht der Erde, nicht in eine unfindbare Welt, auch nicht ins Nichts, sondern in die bewußte Menschheit, aus der Du hervorgegangen, und deren Bewußtsein Du so mächtig gesteigert hast. Dort lebst Du, reich durch sie — sie reicher durch Dich — unsterblich. Vom traurigen Rechenberg in die heitere Unsterblichkeit! Du hörst nicht mehr ‚die verfluchten Hunde bellen', Du frierst nicht mehr in Deinem unheizbaren Zimmer, Du wünschest nicht mehr ‚ein Holzhacker' geworden zu sein — ach, es wird Holz genug gehackt, schlechtes und schlecht. Jetzt strömst Du unaufhörlich Deinen Feuerbach aus, den Dir des Lebens Not so oft zum Stocken brachte.

Auf den Sockel des Denkmals usw. lege ich dieses geistige Denkmal in stolzer Bescheidenheit nieder" usw. usw.

Selbstverständlich habe ich Grün geschrieben, werde ihn auch persönlich kennen lernen. Fortuny ist in Rom am Fieber plötzlich gestorben. Er hat einen Palast bewohnt und mit seiner Liliputanermalerei jährlich zweihunderttausend Frank verdient. — Habe soeben telegraphiert. War ins Ministerium gerufen. Da Stremayr seine Befugnis etwas überschritten, war er wegen der weiteren Vorschüsse ängstlich, nun ist es so, daß ich Montag früh zehntausend Gulden bekomme, je nach Vollendung eines Bildes bedeutende Zahlungen erhalte. — Genug, das wäre getan. Donnerstag will reisen und bin Freitag bei Merlin.

Rom, 17. März 1875.

Italien ist so ruhig und schön. Gestern war ich bei der Cäcilia in Bologna. Man darf nur die späteren Bologneser Maler, Guido Reni nicht ausgenommen, ansehen, so sieht man, daß alle Zeitkrankheiten schon einmal da waren und wir Modernen nur das Stroh dreschen, was schon manchmal gedroschen ist!

Rom, Ostertag, 1875.

Dem alten Riedel, wie er mich sah, sind die Augen feucht geworden. — Bei dem englischen Bankier war ich vor drei Tagen zu Tische, die Frau sehr lieb, und der große Bernhardhund hat mich sofort erkannt. Mit Schmidt und Nast bin ich jeden Abend zusammen. Vorher trinke ich allein ein Glas Wein in einer Osteria, gegenüber der Fontana Trevi. Wenn die Tür aufgeht, rauscht das Wasser. — Ich bin wieder ganz Künstler und werde jetzt auch mit Wien fertig werden.

Heute sprach ich einen alten Bekannten, einen alten, geistreichen Polen. Er sagte mir, wer wie ich seine Jugend in stillem Ernst und Studium durchgemacht, der sieht die Welt mit anderen Augen an und kann mit Halbmenschen nicht mehr verkehren. Nach Vollendung meiner Aufgaben komme ich ganz her, in Wien altert man schnell, es ist zu unruhig. Für den Augenblick war es eine Revanche und Hilfe, so fasse ich die Sache auf. Was später kommt, wird nur die logische Folgerung sein.

Ich denke hier oft an den Vater und freue mich, daß ich so gesund geblieben bin in meiner Kunst, daß alle meine Gestalten Naturlaut haben und typisch werden mit der Zeit — enfin die Dummheit überdauern. Wenigstens gestohlen habe ich nicht, sondern alles ist aus der Natur heraus empfunden.

Wien, Mai 1875.

Beiliegender Artikel ist an unserm Tische vor meiner Ankunft geschrieben. So geht das nun fort — immer dasselbe. Wenn man, so wie ich, das ganze Leben nach Rein- und Klarheit gerungen hat und soll sich zuletzt von Schneidergesellen imponieren lassen! Jetzt von Italien zurückgekehrt, habe ich auch Urteil über meine großen Bilder. Ich bin fast erschrocken, was man machen kann, wenn man Glauben an sich selbst und Freude hat. Kleinig-

keiten würde ich jetzt besser malen, aber im ganzen kann ich zusehen, daß ich den Zug nicht verliere.

Wien, Mai 1875*).

Dank für Deinen Brief! Das erste, was Du zu tun hast, wenn das Wetter besser, ist nach Würzburg gehen und Dich einer Kur unterwerfen, es ist hohe Zeit. Beiliegend die Fortsetzung des Wisches: Es ist unglaublich, was sie alles schwätzen; daß ich schlecht gezahlt und beinahe verhungert bin, davon sprechen die Hunde nie. An der großen Leinwand fehlt immer ein Stück in der Breite, trotzdem nach Belgien und Paris geschrieben wurde. Ich habe als letzten Anker mich nach Rom gewendet, ist es da nichts, dann verliere ich ringsherum fünfeinhalb Zoll und muß sie in Belgien machen lassen. Die großen Bilder, einige Püffe abgerechnet, sind wohlbehalten und wachsen von Tag zu Tag. Wenn wir es dahin bringen, daß die Leute, anstatt selbst zu lehren, sich belehren lassen wollen, dann hätten wir einen großen Schritt getan, doch bleibt der Deutsche immer der geborene Magister. Herr Piloty bekommt eine schlimme Todesstunde, das kann ich ihm voraussagen. Denke an Würzburg, auch wenn im Sommer eine Badekur nötig ist, muß es gemacht werden. Soviel haben wir schon. — Meine Professoren sehen wieder recht verrupft aus. Die Anmerkung des Redakteurs ist vom ersten Kritiker, ein bildsamer und gescheiter Mann, er kommt alle Abend nebst mehreren anderen.

Ansbach, Montag, Juni 1876.

Regen und Ruhe hier tun mir wohl, in Wien hätte ich keine Stunde mehr ausgehalten.

Ob Du Mittwoch an die Expedition der „Allgemeinen Zeitung" die Notiz: „Wien. Professor Feuerbach hat seine

*) Zuerst veröffentlicht von H. Ebert in den „Süddeutschen Monatsheften", 4. Jahrg., Heft 3.

Entlassung eingereicht" bringen willst, oder nicht, überlasse ich Dir.

Bilder bei Privaten zu verstecken, von denen man nicht weiß, ob, wann oder wie sie zahlen, ist mir nicht angenehm, es schmeckt zu sehr an römische Zeiten.

Das Hergeben à tout prix muß jetzt ein Ende nehmen, denn wo sollte ich die Leben hernehmen, um weiter fortzufahren.

Ende der Woche und Anfang der nächsten Woche werden die Wiener Briefe ankommen. Die des Rektorates wirf in den Papierkorb, die Akademie hat mir nichts mehr zu sagen.

Fühlst Du den Mut und Kraft, Eitelbergereien und ministerielles Geschmuse im Namen meiner Ehre und Gesundheit mit kurzen dezisiven Worten abzuweisen (denn alles ist bereits ausgesprochen und kann nur die Öffentlichkeit das nächste sein), dann antworte, wo nicht, so warte, bis wir in Nürnberg sind, es eilt nichts, dort werde ich ihnen antworten, daß sie genug haben, denn es ist Canaille.

In München hängen meine Bilder im großen Entreesaal der Wernerei gegenüber.

Der patriotische Hanswurst und der klassische Maler.

Die letzten Jahre.

Am 20. Juni 1876 siedelte Feuerbach nach Nürnberg über, und zwar wohnte er in einer Villa in der Rosenau. Bald darauf begab er sich nach Venedig, dessen Luft ihm am zuträglichsten war. Im Mai 1877 treffen wir ihn wieder in Nürnberg. Dort malte er ein Doppelporträt der Kinder der Familie Berolzheimer, ein Bildnis seiner Mutter und begann die Vorstudien für ein großes Wandgemälde, das den Sitzungssaal der Nürnberger Handelskammer in dem neuerbauten Justizpalast schmücken sollte. Vom August 1877 bis April 1878 weilte der Künstler

wieder in Venedig, wo er das Bild für die Handelskammer vollendete. Es stellt den historischen Vorgang dar, wie Kaiser Ludwig der Bayer dem Nürnberger Kaufherrnstand Privilegien für freien Handel und sicheres Geleit erteilt. Im April wurde das Gemälde in Nürnberg ausgestellt, fand aber wenig Beifall. Als Honorar waren 10000 Mark vereinbart; annähernd diese Summe kostete dem Künstler aber der Goldhintergrund, so daß er nicht mit Unrecht das Bild als ein Geschenk an die Handelskammer bezeichnete. Im Juni kehrte Feuerbach nach dem geliebten Venedig zurück. Eins seiner schönsten Gemälde entstand in diesem Jahre: das Konzert. Daneben förderte er eifrig die Arbeit am Titanensturz. Im April 1879 war dieses Kolossalgemälde fertig. Es wurde zunächst in der Bildergalerie der Wiener Akademie untergebracht und gelangte erst 14 Jahre später an den Platz, für den es bestimmt war.

Im September weilte Feuerbach nochmals in Nürnberg. Am 12. feierte er seinen 50. Geburtstag. Aus München waren mehrere Lorbeerspenden für ihn eingetroffen. Und der angeblich so hochmütige und so selbstbewußte Künstler war von der Sendung so überrascht und gerührt, daß er der Tränen nicht Herr werden konnte. An seinen Freund Allgeyer schrieb er am folgenden Tage:

„Ich danke Dir von Herzen für Deinen schönen, sinnvollen Festgruß. Die Münchener Sendung hat mich ebenso überrascht, als erfreut und gerührt, sie hat mir in der Seele wohlgetan. Du weißt, daß ich in dieser Hinsicht gerade nicht verwöhnt bin, desto höher weiß ich ein solches Zeichen freundlicher Gesinnung und künstlerischer Anerkennung zu würdigen.

Habe Dank, alter, treuer Freund! Vielleicht fügt es sich, daß wir noch gute Tage miteinander verleben.

In unveränderlicher Freundschaft
Dein A. Feuerbach."

Am 9. Oktober brach Feuerbach nach Venedig auf. Er war nicht gerade krank, fühlte sich aber matt und elend.

„Von Anselm," schrieb die Mutter unterm 27. November an Allgeyer, „habe ich keine guten Nachrichten. Lebensmut und Arbeitslust sind noch immer nicht zurückgekehrt. Er scheint unter dem Druck übler Stimmung so hinzuvegetieren . . . Ich weiß nicht, wie das werden soll: dreiviertel Jahre ohne einen Pinselstrich! —

Von den Schulden, die Anselm in Frankfurt, Wien und Rom hatte, sind jetzt noch ungefähr 2000 Mark übrig. Das ist ein unbeschreibliches Gefühl für mich, die ich dafür zu stehen hatte; denn Anselm begriff nie, daß Schulden Schulden sind. Es kommt mir wie ein Wunder vor, aus diesem Abgrund herausgerettet zu sein. Nahezu 20000 Mark in einem Jahre bezahlt!

Jetzt könnte Anselm für sich sammeln — und nun geht es mit der Arbeit nicht. Hoffen wir von der allmählichen Ruhe das Beste. — Ach, ich wäre so froh und glücklich, wenn er nach und nach den Kopf über die trüben Wolken herausstrecken wollte — aber den Tribut des Menschlichen muß jeder, auch der Größten einer abtragen. Ich hoffe von Tag zu Tag zu erfahren, daß er seinen Mut wiedergefunden hat durch das einzige Mittel, was helfen kann — die künstlerische Arbeit."

Als die Mutter diese Zeilen schrieb, ahnte sie nicht, wie bald sie ihren Sohn verlieren sollte. Am Morgen des 4. Januars 1880 fand man ihn tot in seinem Bette: eine Herzlähmung hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Aus Briefen Feuerbachs.

Venezia, 24. Oktober 1876.

Nach einigen kalten Regentagen ist wieder herrliches Wetter, und das Meer funkelt. Obgleich mir durchaus nicht iphigenerisch zumute ist und man Iphigenien nicht

Das Gastmahl des Plato. Zweite Darstellung. 1873. (Nationalgalerie, Berlin.)

Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg 9.

wie den Wein auf Flaschen ziehen kann, so werde ich einige Leinwand in Rom darauf präparieren. Bei allen Bestellungen seit Hunderten von Jahren wartet der Besteller, bis der Künstler Zeit und Gelegenheit zur Vollendung findet. Das ist unser Fall und ist weiter alles so gut, Du hast ja bereits in dem Sinne geschrieben.

Im Frühjahr, wenn ich Mittel habe, komme ich auf sechs Wochen hierher, da ich ein Bild für hier im Kopfe habe: ein „Konzert".

Da ich bei jedem Wetterumschlag es verspüre und erst die Zeit die noch vorhandene Neigung zu Husten usw. verschwinden machen wird und Ruhe vor allem nötig ist, so ist an die Wiener Kalkluft nicht mehr zu denken. Den Urlaub sollen sie bezahlen, und Neujahr in höflichster Form Entlassung. Es könnte mein Grab werden. Den großen Prometheus will ich ihnen als Staffeleibild vollenden; so glaube ich, alles getan zu haben, was nach einer so schmählichen Behandlung nötig ist. Photographien zur Iphigenie benutzen, ist nichts, sie muß nach dem Leben auf die Leinwand nachempfunden werden, nur so kommt der Hauch hinein.

Was Heirat anbelangt, so ist das, was man in Deutschland Vermögen nennt, für mich nichts. Entweder Reichtum (allein welche Erziehung dann) oder nichts.

Ich bin nun drei Wochen auf Marmor unter großen Hallen herumgegangen, das beruhigt, und das habe ich gewollt. Die deutsche Engbrüstigkeit taugt nicht für künstlerische Seelen, es schnürt ein und bietet doch nichts für das Opfer. Das Tendenziöse der dortigen Kunst kommt vom Mangel an Anschauung, die Kunst ist ja nur das Spiegelbild der Umgebung in der Seele, sei sie groß oder, wie gewöhnlich, klein.

Venezia, 16. November 1876.

Es scheint, daß nun die Dinge sich wenden. Sie sollen in Darmstadt die Amazonen, in Stuttgart das Symposion

kaufen. Ich glaube, daß diesmal es sich klären wird, dann erst kann ich ein neues Leben beginnen und garantiere, daß jedes neue Werk mit Gold aufgewogen wird, ohne alle großen Dekorationsanstrengungen.

Danke für die Wolle, kann alles brauchen, ich trage auch Tag und Nacht die Halstücher. Die Gesundheit ist da, aber die reizbare Empfindlichkeit geht erst in ruhigeren Verhältnissen mit der Zeit fort.

Nach Rom, die weite Reise, habe ich vorderhand keine Lust. Ist einmal Klarheit eingetreten, dann weiß ich, was zu tun oder zu lassen ist. Die zeitweilige Untätigkeit tut mir gut. Ich lese viel in italienischer Sprache und schlafe viel.

Im Palazzo Rezzonico am Canale grande (ein Miniatur-Würzburger Schloß) habe ich drei saalartige Zimmer, jedes mit steinernem Ofen, gefunden, Miete mäßig. Gondelanfahrt, zehn Minuten von der Luna zu Fuß. Mit den Modellen habe ich Schwierigkeiten, wie das immer ist, wenn die Leute einen noch nicht kennen. — Ich habe nichts abgemacht, da ich im März doch alles wiederfinde, und was jetzt eine verzettelte Wirtschaft wäre, wird nach Regelung meiner äußern Verhältnisse ein positives, ruhiges Schaffen werden. Jetzt würde ich fieberig arbeiten, und das darf nicht mehr sein. Weil alles Handwerker sind, deshalb haben sie schnell eine unglückliche Ehe mit der Kunst gemacht . . .

Venedig, Dezember 1876.

Obgleich ermüdet, will ich heute noch einmal ausführlich schreiben, dann nur kurz. Am Neujahrstag werde ich Schmidt ausführlich, freundlich und bestimmt schreiben, Antwort soll nach Nürnberg gehen, da ich nicht weiß, wo ich sein werde. Mitte Januar kann ich dann dem Ministerium schreiben. Schmidts Brief ist genau, wie ich es erwartet, und kein Hindernis vorhanden, nicht freundlich zu sein. Ich kann Dir eine Abschrift meiner Ant-

wort schicken. Auch der Passus, daß man alles vermeiden kann, wenn man es weiß, ist mir von Wien her bekannt, es ist dasselbe, wie jemand die Straße vermeiden wird, von der er weiß, daß ihm ein Balken auf den Kopf fällt, der ihn totschlägt. — Sie sind die Tauben und ich der Rabe. — Es ist die alte Fabel des Fuchses, der durch Unglück seinen Schwanz verloren hat und die jungen Füchse versammelt, um sie zu überzeugen, wieviel besser man ohne Schwanz lebt, und sie bittet, die ihrigen abzuschneiden. Genug davon, ich kann Dir auch in offenem Kuvert die Antwort schicken und Du dann nach Wien, so spare ich Abschrift. Du wirst zufrieden damit sein.

Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Du hie und da, wie in den letzten zwei Briefen, ohne es zu wissen, ein merkwürdiges Talent hast, einem das letzte Haar von Männlichkeit auszureißen. Es ist das um so leichter, je klarer ich mir des Abgrundes von Barbarismus bewußt bin, in welchem ich leben muß. Im Augenblicke, wo ich noch lebendig und die besten Werke nur eines Kaufes bedürfen, da sie noch nicht verbrannt sind, halte ich Zaghaftigkeit unsererseits für einen Faktor unserer Feinde. Daß Du im geheimsten dennoch den Wunsch hast, mir die sogenannte großartige Wiener Stellung erhalten zu wissen, ist mir bekannt, nur möchtest Du nicht die Verantwortung übernehmen. Du vergißt dabei, daß meine Bedingungen derart sein würden, daß sie schwerlich akzeptiert werden, und wenn sie akzeptiert würden, halten sie sie nicht, wenn sie mich haben, und ich kann dann noch einmal von vorn anfangen. Mein klarer Brief an Stremayr ist nicht erledigt, er ist vermuschelt und versandet, und in Wien ist alles beim alten. Genug davon, ein langer Darm von Verhandlungen wird nun beginnen in aller Höflichkeit, und die kostbare Zeit verrinnt in ruhelosem Nichts. Gottlob, daß ich soviel geschaffen, daß alle Schande der Mitwelt bleibt.

Nimm hier nichts übel, es wäre Zeitverlust; ein Maler kann auch einmal ein wahres Wort sprechen.

Sorge, daß der Paris im Goldrahmen ist. Wegen der Preise sage ihnen, daß meine Gesundheit mir nicht gestattet, mein letztes Kapital zu verschleudern, daß ich aber jedem festen Angebot ihrerseits, was sie geben können, unparteiisch Rechnung tragen will. Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Du selbst mit freudigeren Aussichten die Ausstellung besuchen kannst.

Ich habe in diesem Briefe kaum die Hälfte ausgesprochen, wie ich denke, weil ich müde bin; willst Du die Wiener Bedingungen wissen, so kann ich sie im nächsten Briefe schicken, die Folgen stünden dann allerdings in höherer Hand.

Es bedarf keiner Antwort weiter auf diesen Brief, in der Politik ist noch mehr Konfusion.

Venedig, 18. Januar 1877.

Zugleich mit diesem gehen die Wiener Briefe, Entlassung usw. ab. Genug davon, jetzt kann ich wieder anfangen, Künstler und Mensch zu werden ...

Obgleich deutsche Damen neben mir täglich die C-Moll von Mozart spielen und Venedig manchmal langweilig ist, so ist und war das Wetter paradiesisch, und die Luft ist mir so gut bekommen, daß ich diesen milden Winter segnen muß.

Wenn man doch endlich aufhören wollte, von der herben Keuschheit meiner Bilder zu reden, sie sind alle weich, und bloß weil niemand die Form sieht und alle an breiartig knochenlose Mollusken gewöhnt sind, stehen sie mit offenem Maul da. Weil die großen liederlichen Malereien und Schmierereien billig abgehen, deshalb ist alles zu teuer, was wahr, echt und gewissenhaft ist.

Venedig, 2. Februar 1877.

So geht es nun fort. Immer dasselbe Lied. Die Sorge scheint das Licht zu sein, um welches man so lange zu kreisen hat, bis man darin verbrennt. Deutschland, das Land der gerühmten Schulbildung, hat also keinen Platz für einen seiner Besten, der zugleich auch ein anständiger Mensch ist.

Bologna, 5. März 1877.

Ich habe soeben lange vor der Cäcilia gesessen. Es ist ein Frieden in dem Bilde, den wir unruhigen Modernen weder nach außen oder innen erjagen werden. Wir gehören und kommen in die Rumpelkammer.

Ich habe hier abends nette Gesellschaft gehabt. Ich kann mich nicht entschließen, jetzt noch die weite Reise nach Rom zu machen, um dann in sechs Wochen die noch weitere nach Deutschland anzutreten, es kommt mir wie Unsinn vor, zumal da das Nötige schriftlich abgemacht werden kann. Im Herbst hat sich manches geglättet, und ich mache dann den Winter eine Reihe von Werken, wie früher.

Ich will morgen auf einen Tag nach Padua, und dann erwarte ich in Venedig ruhig die wärmere Jahreszeit.

In Nürnberg möchte ich absolut Dein und mein Porträt als wirkliche Kunstwerke malen, es muß sein und läßt mir keine Ruhe.

Die letzten Zeiten waren zu unruhig, als daß man sich gleich wie ein Schuster an die Arbeit setzen kann. Die Hetzerei in den letzten Jahren hat mich so gewöhnt, daß ich die Reise nach Rom aus übertriebenem Pflichtgefühl unternommen hätte. Nun kommt noch die unfreundliche Jahreszeit dazu, die sich dann rasch in Hitze verwandeln wird. Meine Gesundheit scheint gut zu sein, und das ist die Hauptsache. Die alte Bologneserschule ist schlecht, es sind akademische Modelltechniker. Wenn doch die Modernen eine Lehre daraus ziehen möchten, daß alles auf der Welt

schon mehrmals dagewesen ist, alle Erscheinungen sich wiederholen, so daß man mit mathematischer Bestimmtheit sagen kann, wer bleibt, und wer in die Rumpelkammer kommt.

Venedig, 8. März 1877.

Durch die elenden kleinen deutschen Verhältnisse ist mein Geist wie eingeschnürt, und ich habe allen Glauben an Größe verloren. Es geht in der Politik in allem rapid bergab.

Die wenigen idealen Kräfte jagen sie hinaus und tanzen um das goldene Kalb der Mittelmäßigkeit, und dabei wird immerfort gegeigt und musiziert und Kaiserjubel zu jeder Zeit.

Venedig, 18. Mai 1877.

Den kleinen Umweg über Brescia mache ich, setze mich in Iseo mit einem Notar in Verbindung und behalte Hand darauf. Kommt es zum Kauf, dann will ich auf der Insel begraben werden; ich habe heute folgende Grabschrift gedichtet:

Hier liegt Anselm Feuerbach,
Der im Leben manches malte,
Fern vom Vaterlande, ach!
Das ihn immer schlecht bezahlte.

Bozen, 16. August 1877.

Ich sitze in einem freundlichen Zimmer bei abgekühlter Temperatur und will einen Gruß schicken. Auf der Reise ist nichts passiert, als daß in Schwabach eine Dame ein Goldfischchen in einem mit Wasser gefüllten Bierkrug zur Eisenbahn brachte. In München war alles in einer Stunde erledigt. Eine vorzügliche Puppe kostete, alles in allem, hundertundfünfzig Mark. Die Leinwand kann ich in drei Wochen haben. Da in Venedig viele Paläste leer stehen,

wurde mir geraten, meinem Spediteur Auftrag zu geben. Vielleicht finde ich alles zusammen. Morgen gehe ich hin und kann alles besorgen und dann, falls große Hitze wäre, was ich kaum glaube, noch etwa zwölf Tage an den Gardasee gehen.

Rom, 27. September 1877.

Seit Montag hier, war ich in so großartig ruhig klarer Stimmung, daß ich den heutigen Tag Dir widmen wollte, und es würde ein Brief geworden sein, wie Du ihn im Leben noch nicht gelesen hättest. Nun ist Dein Brief dazwischen gekommen, und es sind mir gegen Deinen und meinen Willen die häßliche Gegenwart und Menschen so nahe gerückt, daß ich eine elegischere Stimmung erst abwarten muß. Daher heute nur kurz folgendes:

Es ist Order gegeben, ein kolossales Atelier für die Titanen zu mieten, gleichviel ob jetzt oder längstens nächsten Winter, unter der Bedingung, daß Du den Winter mitkommst und hier bleibst.

Es ist alles in bester Ordnung. Hundert Handzeichnungen und zehn Bilder in den verschiedenen Größen, jedes wert, ausgeführt zu werden, sind vorhanden.

Venedig, 5. Oktober 1877.

Morgen ziehe ich in die Wohnung und Montag ins Atelier. Das Weitere gibt sich von selbst. Über Rom und Verstimmung ist nicht zu reden, die Reise war mir anfangs ein Opfer, und nun bin ich froh. Um sieben morgens angekommen, war um zwölf Uhr mittags alles geordnet, praktisch und geistig. Vielleicht genießen wir nächsten Winter die Früchte.

In raschem Überblick hat sich mir dort mein Wirken vorgestellt, und ich mußte mir sagen, daß meine Irrtümer Stecknadelköpfe auf einer Kegelkugel sind. Ich habe ein inneres Glücksgefühl gehabt, daß ich so treu in meiner

Welt geschaffen habe, enfin, ich war mehr wert, als ich jetzt bin.

Eine Frau ohne Vermögen ist ein Unsinn, und so hoffe ich fest, daß wir einen Winter in Rom sein werden, es lebt sich leichter, denn jede Aussprache zur richtigen Zeit ist hundert Mark wert. Die anderen Herren und Damen der jetzigen Zeit haben auch das Glück nicht erfunden, das glaube mir. Die Gesundheit geht so, heiter kann man für Augenblicke sein, und das muß der Vernunft genügen.

Venezia, 18. November 1877.

Hier sitzen die Leute wieder abends auf S. Marco im Freien, und ich schreibe dies bei offenen Fenstern. Wegen meiner Gesundheit sei außer Sorge, jetzt, wo ich die Wiener Mörderbande los bin (nach Neujahr schreibe ich ab), wo meine Verhältnisse normal zu werden beginnen, wüßte ich nicht, warum ich nicht kräftig und gesund sein sollte. Das Symposion macht ja eine ganz ergreifende Wirkung . . .

Auf der Brücke S. Moisé bin ich vor etwa zwanzig Jahren zum ersten Male meiner Poesie, die über Deinem Arbeitstisch hängt, begegnet, und ich bin heute noch gerade so frisch und begeistert, und das ist gut.

Venedig, 21. November 1877.

Ich beginne im Gartenatelier das Konzert und habe Zeit bis 15. März, dann habe ich nur noch sechs Wochen nötig, um das große zu vollenden, und komme Mai. Beide Ateliers zusammen kosten nicht, was das römische gekostet hat. Kavalier Koppel, der den Rezzonico vermietet, hat eine rare Sammlung alter musikalischer Instrumente, die mir zum Modell dienen werden. Für die Einrichtung des Gartenateliers ist schon jetzt viel geschehen, und mit der Zeit wird es noch schöner werden.

Wenn das große Bild an Ort und Stelle steht, werden Dich die Leute auf Händen tragen. Nur ist ein Punkt in der Sache, der vor meiner Ankunft definitiv geregelt sein muß. Du hast Zeit zu sprechen in einigen Monaten.

Da die Arbeit und die Größe des Bildes alles vorausgesetzte Maß überschreiten, so kann weder meine, noch weniger die Ehre der Handelskammer gestatten, daß ich zehntausend Mark akzeptiere. Das ist ein Unsinn oder Verbrechen. Mein Wille ist der: das Bild bleibt mein oder unser Eigentum. Ich stelle es nicht aus, und da es bloß lokales Interesse hat, so stelle ich es in der Handelskammer auf und vermache es testamentarisch der Stadt Nürnberg. Den kleinen Vorschuß akzeptiere ich einstweilen als eine Erleichterung der ganz unberechenbaren Kosten und zahle auch den später zurück. Finden sie einen Modus, sei es eine große, gutbezahlte Bestellung oder sonst was, so kann man weiter darüber reden. Warte noch einige Zeit, ich schreibe darüber. Nobler und korrekter kann ich nicht handeln, denn Du selbst, wenn Du einst davorstehst, würdest Dich schämen. Sage einstweilen gar nichts, in allen Fällen kommen die Nürnberger am besten dabei weg. Ein fürstliches Geschenk bleibt es sowieso, und wenn ich Opfer bringen will, so oll es wenigstens ohne Demütigung geschehen.

Venedig, 14. März 1878.

Das Minimum des Symposionpreises ist fünfzigtausend Mark, so war es in Wien angesetzt. Werner hat für seine vergoldete Schwarte achtzigtausend Mark bekommen. Ich bin nicht geneigt, mir von Berlin ein Almosen reichen zu lassen, um so weniger, als ich nicht der arme Mann mehr bin. Für den Plafond ist alles bereit, und sowie ich den Pinsel anrühre, sind mir dreißigtausend Gulden sicher . . . Konveniert es den Berlinern nicht, so soll das Bild, sorgfältig gepackt, so lange in Nürnberg

liegen; ich nehme es nach Venedig mit und stelle es auf und lasse ihm noch meine Fortschritte zugute kommen. Soviel Zeit habe ich, neben dem Plafond es reifen zu lassen für Paris. Auf anderes gehe ich nicht ein.

Venedig, 2. Juni 1878.

In Venedig braucht es immer sechs bis acht Tage, bis eine vage Melancholie überwunden. Morgen gehe ich ins alte Quartier, wo die Bäumchen hoch hinauf gewachsen sind.

Mein Ateliergarten ist reizend verwildert und voll Rosen, ich halte ihn für das Konzert, so habe ich abends, da ich den großen Saal doch nicht möblieren kann, ein stilles Asyl.

Mörikes Mozart ist nichts Besonderes. Nach solchen Produktionen nachträglich den Menschen schildern zu wollen, fällt immer dürftig aus.

Venedig, Pfingstsonntag 1878.

Hier ist alles gesegnet, ich arbeite bei offnem Fenster und Türen, auf beiden Seiten Gärten. Bis Ende dieses ist das Konzert beinahe ausstellungsfähig untermalt. Über die Wirkung brauche ich nichts zu sagen. Anfang Juli komme ich ans große.

Vielleicht können wir schon Ende Oktober noch auf acht Tage aufs Land, etwa Baden. Nous verrons. Ich würde dann nach Weihnachten zurück und im kleinen, heizbaren Atelier das Konzert vollenden. Es hängt alles von der Raschheit der Arbeit ab. Schwierigkeiten gibt's nicht mehr für mich.

Venedig, 17. Juni 1878.

Der Zweck dieses Briefes ist, Dich zu bitten, ohne mein Wissen keine Zeile nach Wien zu schreiben . . . Der Wisch von Eitelberger ist mir nicht Garantie genug, um

fünfundzwanzig Schuh hohe Bilder zu malen; ich habe zu schlimme Erfahrungen gemacht, um noch einmal den Generösen zu spielen.

Vorschuß verlangen tue ich um keinen Preis, es würde ein schlechtes Licht auf meine Verhältnisse werfen und mich in demütigende Abhängigkeit und Aufsicht bringen.

Da es sich hier nicht um ein paar tausend Frank mehr oder weniger handelt, sondern überhaupt meine Stellung total vorerst gesichert sein muß, so lege ich das Bild vorläufig ad acta. — Ich zweifle nicht, daß bis Ende August Berlin sich anständig zeigt, dann verändert sich die ganze Sachlage, und ich kann dann auf meine Kosten als freier Mann das Bild malen oder gehen lassen. — Das ist, was hier definitiv ausgesprochen sein mußte, und dabei bleibt es. Wer nicht freiwillig generös bei großen Unternehmungen Kapital bietet, der muß warten, bis aus eigenen Mitteln etwas hergestellt wird.

Wenn ich morgens ein peinliches Erwachen spüre, so ist das das sichere Zeichen, daß wieder etwas nicht in Ordnung ist, und dem muß geholfen werden. Das zu rasche Bedienen lockert langsam die Gesundheit, wenn innere Unfreude noch nebenherläuft. Zu schreiben ist nichts; fragen sie später, so sagt man, da ich auf meine eigenen Füße angewiesen bin, so wird gearbeitet, wenn mir meine Mittel ausreichend Muße gewähren. Genug hiervon.

Venedig, 6. Juli 1878.

Was mich anbelangt, so würde ich am liebsten zu Hause sein und conversazione mit Busi machen, ich habe hier kein recht freudiges Leben. Wie soll es auch anders sein, wenn man immer nur gibt und nie von außen freudige Anerkennung bekommt!

Aus Mangel an allem idealen Gehalt siecht unsere Nation dahin, und es scheint späteren Generationen vorbehalten zu sein, einzelne Perlen aus dem Miste des neun-

zehnten Jahrhunderts herauszuscharren. In der Politik ist alles klein zusammengeflickt, kein großer Zug mehr, den doch selbst das Mittelalter aufzuweisen hat.

Venedig, Juli 1878.

Ich schicke Dir Herrn von Bürkels Brief und frage an, in welcher Form ich zu danken habe. Es freut mich für Dich und der Welt gegenüber, ich bin dankbar, allein es will mir nicht in den Kopf, ob eine hastige Übersiedlung am Platze ist, wie ich schon im letzten Brief gesagt habe, ob es nicht besser ist, ruhig zu bleiben und weiterzuarbeiten.

Selbst dann, wenn einmal mit der Zeit die Stelle an mich herantritt, ist noch vieles zu bedenken.

Beinahe die Hälfte des Gehaltes geht für eine anständige Wohnung hinaus, ich müßte demnach sowieso arbeiten um den Verdienst, nur mit einer Last und Verantwortung mehr auf dem Rücken als so, wo ich wenigstens ein freier Bettler bin. Mir scheint, daß Vermögen gerade bei solchen Stellungen absolut notwendig ist. Unsere heranwachsende Generation bildet sich ja doch nur zum Handwerker aus! Ich schreibe diese Gedanken nieder und nehme gern zurück, wenn ich eines Bessern belehrt werde; auf jeden Fall lassen wir uns Zeit, wir brauchen ja nichts zu überstürzen.

Venedig, 21. Juli 1878.

Da ich Wien aufgegeben, kann ich nur nehmen, was mir freiwillig geboten wird, aber nicht betteln. Nun wird es dann so gehen, daß ich ihnen die Titanen, wenn sie fertig sind, gar nicht gebe, sondern gegen Entree und Ruhm reisen lasse. Durch die Behandlung dort haben sie allen legalen Boden verloren.

Venedig, 31. Juli 1878.

Der Geschäfte halber bin ich heute auf einige Tage hier. Ich habe köstliches frisches Regenwetter mit Appetit gehabt und will Ende nächster Woche auf weitere zehn Tage hinaus.

Deine beiden Briefe und viele Schreiben aus München fand ich vor. Das Brevet, Statutenauszug und Revers. Der Orden kommt mit der Paketpost. Der Revers, unterschrieben, geht morgen an das Ministerium mit einem höflichen Dankschreiben für den Glückwunsch eines Herrn von —, Herr Reitmeyer muß mir den Namen sagen, denn die Unterschrift ist ein Schnörkel und unleserlich. —

Für die Geldbesorgung danke ich und möchte, wenn es kommt, hundert Taler an Dich gehen lassen. Es handelt sich nur um kurze Zeit, und die größeren Auslagen kommen später für mich. Während der paar Campagnatage arbeitet der Schreiner, und dann möchte ich loslegen bis Mitte November und dann kommen, bis dahin ist alles gereift. Jetzt wäre es nur Zeitverlust. Du wirst damit einverstanden sein.

Wegen München sind noch einige Hauptpunkte. Die neue Akademie liegt vor dem Siegestor, also dreiviertel Stunden von den Orten entfernt, wo man gern wohnen und abends usw. usw. Dann müßte mir eine große Pension gesichert sein, im Falle ich mich Intrigen oder Klimas halber zurückziehen müßte. — Andererseits wäre die große Lichtseite, daß wir fortan zusammenbleiben und haushalten könnten.

Venedig, 6. August 1878.

Daß mein Konzert bis auf spätere fünf Tage im Gold vollendet ist, weißt Du, es würde ohnedies ruhen, da die Musikbande, die ich abends immer hörte, und denen ich alle Bewegungen abgelauscht, sechs in der Zahl, Mann

und Weib, bei einer nächtlichen Lustfahrt vom Dampfer überfahren, elendiglich ertrunken sind.

Bis wir uns mündlich besprechen, wollen wir die Münchner Affäre ad acta legen. Es beunruhigt mich und bringt mir keinen Pfennig ein.

Darüber zum Schlusse noch zwei Worte: Ohne Einstimmung des ganzen Professorenkollegiums würde ich nie die Stelle annehmen, und das hat seinen Haken. Dann bringt mich das tägliche Ansehen schlechter Bilder als Künstler herunter. Basta!

Der Schreiner ist in sechs Tagen fertig, also alles in regola.

Ich habe die letzte Zeit schlechte Tage und Nächte gehabt, weil ich die kleinliche Geschäftsführung nicht mehr ertragen kann. Es kann und darf nicht mehr so fortgehen. Nach langem Nachdenken hab' ich einen heroischen Entschluß gefaßt, den ich bei meiner Energie auch durchführe. Die Zukunft Deutschlands ist schreckenerregend. Heute abend spreche ich mit dem englischen Konsul. Bis Ostern sind die Titanen fertig und abgeliefert, dann will ich womöglich zur Sommersaison nach London, als Porträtmaler, weiter nichts. Einen englischen Sprachlehrer, mit dem ich französisch konversiere, habe ich schon gefunden. Zwei Stunden die Woche, vom Winter an, genügt.

Bei meinen Manieren, meinem Namen, genügt ein Damenporträt aus der Aristokratie, und ich bin in drei Jahren ein reicher Mann.

Das deutsche Künstlerleben ist eine Schweineexistenz. Vor fünf Jahren hätte ich noch nicht gekonnt, jetzt, wo Kopf, Hand und Gewand für mich Spielerei geworden ist, ist das anders, à la van Dyck wird mir auch gelingen. Du brauchst auf diesen Brief nicht zu antworten, aber ich bereite mich jetzt schon vor.

Mit dem Englischen habe ich dann sechs Sprachen.

Die deutsche Knickerei habe ich satt, und da ich durch

unsre heillosen Gesellschaftszustände zum Zigeunerleben verdammt bin, so will ich wenigstens als reicher Zigeuner sterben.

Bassano, 13. August 1878.

Es ist mir lieb, daß Du hierher geschrieben hast, bis achtzehnten oder neunzehnten bin ich noch hier. Handle, wie Du es für vernünftig hältst.

Über Berlin ist nichts zu sagen, sie sollen tun, was sie können.

An Stremayr schreibe ich morgen und setze den Termin vom 1. September dieses auf drei Jahre, so bin ich ruhiger.

Wenn Dir also Eitelberger freundlich geschrieben, so wäre eine höfliche Anfrage, ob das Vorgehen ein korrektes ist, wenn man dem Künstler alles aufbürdet, am Platze. — Der Sachverhalt ist folgender: Auf meine Eingabe, den Zyklus zu vierzigtausend Gulden herzustellen, ist das Ministerium eingegangen, wie mir der Sektionsrat versicherte, das Diplom sei nur dazu da, um den Finanzminister mit einer zu großen Summe nicht zu erschrecken und einer Verweigerung vorzubeugen. Dem Ministerium käme es später auf zehntausend Gulden mehr oder weniger nicht an. Von Italien zurückgekehrt, habe ich Wien abgelaufen, um das erforderliche Atelier zu finden. Eitelberger sagte, es ginge ihn das nichts an, endlich vertröstet mich Hansen mit dem Neubau und ermutigt mich, die kleinen Bilder zu malen.

Ein volles Jahr habe ich, durch die Professur verhindert, an den vier Bildern gemalt und sie der Vollendung nächstgebracht, dann kam die Krankheit.

Die Kosten habe ich heute verrechnet, der Plafond mit Transporten kostete mich weitaus über zwölftausend Frank, und nun soll ich heute wieder aus meinem Beutel von vorne anfangen! Tue nun, was Du glaubst, ich bin es

zufrieden und müde der Provisorien, nur glaube ich, sollten wir nicht gar zu demütig immer sein.

Bassano, 17. August 1878.

Ich habe alles erhalten und eben deshalb, weil ich nicht ganz klar war, gewartet. An den Minister schreibe ich morgen und sage, daß ich nächstes Neujahr hoffe, fertig zu sein. So gewinne ich noch vier Monate und brauche mich in nichts abzuhetzen.

An Eitelberger wirst Du schreiben, ich bin bereit, ohne weiteren Vorschuß das große Bild aus eigenen Mitteln zu bestreiten, nur muß bei der Abrechnung, wenn der ganze Plafond nicht gemacht wird, ein volles Jahr nutzloser Arbeit mit verrechnet werden; denn hätte ich, da ich ohne passendes Lokal war, nichts gearbeitet, so hätten sie gesagt, ich genieße den Vorschuß, ohne zu arbeiten. Wollen sie mir in der Zwischenzeit behilflich sein, so steht es bei ihnen. Das scheint mir klar und bestimmt, mehr kann ich nicht sagen, ich habe ja von der ganzen Sache nur Krankheit, Kosten und mehr als Verdruß gehabt.

Venedig, 31. August 1878.

Seit acht Tagen ist hier eine afrikanische Hitze, und wir warten täglich auf Regen, der die Arbeit ermöglicht.

Bei meinem guten Gedächtnis habe ich die baren Auslagen des Plafonds seit Beginn bis heutigen Tages zusammengestellt, es sind sechstausendvierhundertfünfzig Frank, und das, ehe noch ein Pinselstrich am großen Bilde gemalt ist; dazu kommt noch die Krankheit und ein volles Jahr Arbeit.

Es verlohnte sich demnach doch der Brief an Stremayr, ich bin sehr mißtrauisch und konnte und mußte einer schriftlichen Bestätigung entgegensehen, ob und in welcher Weise ich für das Arbeitsjahr entschädigt werde. Es ist in Österreich so Mode, Konfusionen herbeizuziehen und dann die Taubstummen zu spielen.

Ich bin diesmal in vollem Rechte, und ehe ich keine schriftliche Verrechnung anständig in Händen habe, wird nichts abgeliefert.

Überhaupt müssen mit diesem Jahre die par force-Arbeiten ein Ende nehmen, ich kann nicht so fortmachen, ich sehne mich sehr nach Hause auf ein paar Monate, und dann auf lange Zeit.

Antwortet Stremayr nicht oder unpräzis, so liefere ich nichts ab, und dabei bleibt es. Du brauchst dann nichts mehr an ihn zu schreiben.

Die Steuersache ist nicht erledigt, sie schreiben nicht einmal ein verständliches Deutsch im Ministerium: „Es wäre aufgelassen und die nötige Weisung ans Finanzministerium gegangen." Der Teufel verstehe den Jargon.

Venedig, 23. September 1878.

Ich habe heute einen Ruhetag und Zeit. Vom Fünften bis Zwanzigsten dieses habe ich die Hälfte des Bildes gemalt ohne große Anstrengung, — zur Vollendung dieses Teiles brauche ich vier Wochen im Februar oder März.

Jetzt habe ich einige Tage zu zeichnen, und Samstag wird die Leinwand in ganzer Größe aufgestellt, Ende Oktober oder zweiten bis dritten November komme ich dann auf zwei Monate. Nur bitte ich, meine Ankunft niemand zu melden, ich kann kein Gerede jetzt brauchen.

Die Beschreibung des Bildes, welches eine ganz neue Schöpfung ist, verspare ich auf das Mündliche.

Ich habe jetzt meine Kraft kennen gelernt, wenn man mir Ruhe läßt, und werde mir die häßlichen Leute fürs übrige Leben vom Halse zu schaffen wissen.

Venedig, 16. Februar 1879.

Ich wollte anfänglich es so einrichten, daß das Bild bis zum 24. April in der Decke ist, es sind große Fest-

lichkeiten in Wien wegen der silbernen Hochzeit des Kaisers. Ich habe mich anders besonnen. Ich möchte selbst den Schatten von Reklame vermeiden. Mitte März ist die Zeit zu schreiben und den Absendungstermin festzusetzen.

Den Brouillon an Stremayr muß ich in eine falsche Mappe gelegt haben, schicke im Laufe des März einen neuen (was ich hinzufügen will, kann ich ja tun) in dem Sinne, daß ich bitte, die Summe zu erhöhen, damit ich einigermaßen für die außerordentlichen Ausgaben entschädigt werde.

Auch die Bitte, daß bei Ankunft der Kiste sofortiger Befehl vom Ministerium zur Aufstellung gegeben wird.

Meine menschliche Stimmung ist nicht recht erfreulich, es kommt mir vor, als ob alles rasch herunterkommt, oder täusche ich mich. Der Arbeit aber merkt man nichts an.

Venedig, 25. Februar 1879.

Nach Wien kann und will ich nie mehr, aber die Tragweite des Bildes wird doch weitgreifend sein, so daß Aufträge kommen müssen, die, weil sie nicht fresko sind, allenthalben gemacht werden können. In Wien war ich weder Mensch noch Künstler, und jetzt im Alter, wo andere stillstehen und rückwärtstreiben, komme ich in voller jugendlicher, freier Schöpfungsfreude heran.

Außer dem übrigen Plafond kann ich jeden anderen großen Auftrag übernehmen.

Bei schönem Wetter ist das Fenster offen und der Ofen brennt, so trocknet alles von einem Tag zum anderen.

Diener und Arbeitsleute haben alles auf das beste gerichtet, so geht es wie eine Perlenschnur.

Alle anscheinend großen Schwierigkeiten sind spielend überwunden. Das Bild hat eine riesenhafte Dimension und zwingt zum Respekt allein schon durch die Größe.

Venedig, 11. März 1879.

Obgleich müde, sollen die Briefe an Stremayr und Hansen mit diesem fort. Fürs Konzept, denke ich, ist es recht. Schreibe noch an Frau von Gerold, sie ist befreundet mit Stremayr, sie soll ihm noch einen Wink geben vertraulicherweise. Meine Sorge ist, daß die Herren der Akademie wieder ein Hindernis erfinden, und seien es die Osterferien, um die Aufstellung in den Mai hineinzudrücken und dann totzuschweigen. Du weißt schon, was Du zu schreiben hast. Jetzt, da ich mich der Anstrengung unterzogen, will ich auch etwas davon haben. Frauen können manches tun.

Eine Gräfin Wimpfen-Sina und eine Fürstin von Montenegro haben sich auf morgen ansagen lassen.

Venedig, 20. März 1879.

Sollten sich Briefe kreuzen, so nimm an, daß meinerseits nur das Richtige geschieht.

Ich danke für Konzept und Briefe. Beunruhige Dich nicht zu sehr, so wie auch ich mit der größten Behaglichkeit weitermale.

Ich warte bis Dienstag, dann schicke ich Dein Konzept, das heißt abgeschrieben, an den Minister. Wenn Du dann an die Presse schreibst, so tauche die Feder in die schwärzeste Tinte und füge bei, daß eine Veröffentlichung des ganzen schmählichen Verfahrens seit fünf Jahren vonseiten Feuerbachs bevorsteht. Was sollen wir noch Rücksicht nehmen, das Bild gehört mir und eignet sich mit seinen hardiesses plafonnantes sehr für den Pariser Salon.

Begreifst Du nun, warum ich todkrank damals nach Heidelberg kam? Jetzt lache ich sie aus, denn gesund bin ich. Die Nacht der Springflut war ich mit vielen anderen von den Wassern eingeschlossen bis an die Knie. Drei Stunden, und habe nicht einmal einen Schnupfen

davongetragen; wenn das Wasser gestiegen wäre, wäre ich nach Hause geschwommen. Warum? Weil ich den inneren Seelenfrieden habe und die große, schöne Arbeit mich über alles Kleine hinweggetragen hat.

Venedig, 30. März 1879.

Sollten Deine Augen die Nürnberger Luft nicht vertragen, dann packen wir und ziehen irgendwo aufs Land. Meine Einnahmen werden jetzt bedeutend, und es kann nun alles gemacht werden. Danke wegen Wien, gerade heute wollte ich Dich bitten, in diesem Sinne ans Rektorat zu schreiben. Ich bin kein österreichischer Staatsbürger mehr und brauche mir absolut nichts gefallen zu lassen. Hansen hat nicht geantwortet, und das Ministerium in einem kurzen Brief vom Zweiundzwanzigsten bloß, daß ich an die Akademie schicken soll, die angewiesen ist, den Transport zu zahlen.

Das ist nicht genug, und das Bild bleibt, bis ich amtliche Sicherung habe. Da Eitelberger an das Ministerium berichtet hat, kam mir ein neuer Brief an Stremayr unstatthaft vor. Also abgemacht. In acht Tagen hoffe ich fertig zu sein, und es ist Zeit, denn ich fange an, angegriffen zu werden.

Sollte ich vor der Abreise noch ein paar hundert Frank brauchen, so schreibe ich. Dreißigtausend österreichische [Gulden] sind siebzigtausend Frank italienisch. Damit läßt sich schon etwas machen.

Venedig, 12. April 1879.

Gleich nach meiner Zurückkunft in Venedig werde ich für unser Haus eine Kopie nach einem der herrlichen Tiepolos im Palazzo Labbia machen. Um dem Bild vor dem Abgang noch zwei Tage Luft zu gönnen, habe ich es noch einmal ganz aufrollen lassen. Es ist von hinreißender Lebenskraft. Couture ist auf seinem Schlosse in Villiers le Bel bei Paris gestorben.

Habe Dank für die Schreiben, sie gehen ab ans Ministerium und Rektorat heute nacht, das Bild folgt sofort.

Venedig, 6. Juli 1879.

Ich habe Dir für drei gute Briefe zu danken. Die etwas monotone Heiterkeit Venedigs hat mir passabel gut getan, und ich bin wohl, aber nicht mehr jung genug, daß sich die Natur nicht manchmal empörte, immer mit Schustern in Schusterverhältnissen leben zu müssen. Es ist nicht das Geld, sondern die Erbärmlichkeit, die den besten und stärksten Mann anekeln kann; das kann überwunden werden mit der Zeit, und wird es auch. In Wien haben sie mit ruhmrediger Halbbildung angefangen und sind nun bei gänzlicher Verwilderung angelangt.

Ich habe hier still vegetiert, sehe bei Tisch fremde Leute und habe eine französische Leihbibliothek neben dem Hotel.

Mitte oder Ende kommender Woche will ich noch etwas aufs Land. Es ist ein neues Stückchen Eisenbahn eröffnet, das ins Gebirge zu drei Seen führt.

Es freut mich, daß Busi vernünftig ist. Meine Gartenkatzen sehe ich auch von Zeit zu Zeit, die eine heißt Mora und die andere Tschumpa.

Belluno, 18. Juli 1879.

Ich hatte Auftrag gegeben, mir Deinen nächsten Brief zuzuschicken. Da nichts gekommen ist, unterlasse ich es heute, den alten Kohl wieder aufzuwärmen.

Welche Umstände einer guten Sache willen!

War es je anders?

Bref, die kalte Bergluft hat meine gereizten Nerven gekräftigt und Schlaf und Appetit gebracht, das genügt. — Etwa den Fünfundzwanzigsten oder Sechsundzwanzigsten kann ich dann in Venedig sein und einen Brief von Dir erwarten, worauf ich dann ausführlich antworte.

Venedig, 27. Juli 1879.

Ich habe alles von Dir mit Dank erhalten. Meinen Gruß aus Belluno wirst Du auch haben. Ich bin wohl und zurzeit zu allem bereit. Nur ist Schreiben im jetzigen Moment meinerseits beinahe überflüssig. Die wirklich lächerliche Wiener Verfolgungssucht ist bereits altmodisch geworden. Zuerst haben sie mich verfolgt, weil ich angestellt war, und jetzt, weil ich nicht mehr angestellt bin. Die Sache ist so dumm, daß jedes Wort zuviel ist.

Venedig, 5. August 1879.

Ich bin wohl, nur im Geiste etwas ermüdet; ich meine, um alle Konfusion zu vermeiden, ist es das beste, ich bleibe noch. Habe ich so lange gewartet, so kann es auch noch länger sein.

Gehe in der Stille nach München, wenn Du gerufen wirst, auch nach Starnberg mit Auguste, wenn Du willst, wenigstens ansehen. Ist alles vorüber, dann schreibe oder telegraphiere von Nürnberg, und ich komme. Im Herbst stehen wir vielleicht besser und können dann miteinander nochmals hinreisen.

Es wird so das beste sein. Der Sommer da oder dort ist der Hitze wegen immer verlorene Zeit.

Venedig, 13. August 1879.

Ich kann Dir zu Deinem Geburtstage nichts bieten als einen freundlichen Gruß. Es muß viel Wasser den Berg herunterfließen, ehe ich mich zu einem weiteren Elan in der Kunst entschließen kann. Ich mag gar nichts mehr schreiben oder sprechen.

Das Gebirge habe ich auf nächstes Jahr aufgehoben, ich möchte auf sechs Wochen hin und drei bis vier große Studien malen. Die Entfernungen sind groß; um richtig zu reisen, muß man Extrapost nehmen. Für dieses Jahr ist der schöne Eindruck genug.

Ich lese viel und lebe so fort einstweilen. In der Luna habe ich seit Wochen angenehme Tischgesellschaft. Ein sehr gebildeter italienischer Oberst, den ich schon lange kenne, zur Rechten, und gegenüber einen spanischen Minister mit seiner Nichte, nicht schön, aber fein und gebildet usw.

Venedig, 24. August 1879.

Nur freundlichen Gruß. Die Hitze ist groß hier. Die Sache scheint sich wieder einmal in die Länge zu ziehen. Schicke an Herrn Reitmeyer etwas, sechshundert Mark werden genügen, damit wenigstens dann, wenn einmal etwas eintritt, ich nicht gehemmt bin und reisen kann. Bist Du schon in München und trifft Dich dieser Brief nicht, hat's auch nichts zu sagen.

Venedig, 25. August 1879.

Meinem Gestrigen füge ich noch einige Zeilen hinzu. Wir haben jetzt noch zwei der schönsten Monate vor uns und können hingehen, wo wir wollen. Das Geld an Reitmeyer brauche ich gar nicht abzuwarten, er kann verrechnen, wenn es kommt. Spätestens Donnerstag abend gehe ich und wohne in Kufstein in den Drei Königen, da kannst Du gleich aus dem Staube Nürnbergs fort nach Kufstein. Von da aus ist in München alles leicht zu besorgen, es gehen täglich sechs Züge in eineinhalb Stunden nach München. Willst Du in der Nacht fort, so ist in München einige Stunden Aufenthalt, um zu frühstücken, und halb elf morgens bist Du in Kufstein. Es wäre das allerbequemste so.

Daß ein Bild, welches für ein bestimmtes Lokal mit Umrahmung gemalt ist, auf einem modernen Trödelmarkt nicht gewinnen wird, wissen wir.

Wenn aber einer sich untersteht, noch ein Wort sich gegen meine Kunst zu erlauben, so lache ihm ins Gesicht und lasse ihn stehen.

Bozen, 12. Oktober 1879.

Des schönen Wetters halber bin ich einen Tag länger in Bozen geblieben und schicke Dir von hier meinen Gruß. Hier ist allabendlich Musik, sogar war ich gestern einen Akt im Freischütz im Hotel. Der Tenor hatte einen Pfropfen im Halse, und die Gewehre konnten nicht losgehen. Es ist gut, mancherlei zu wissen; so sagte mir gestern ein alter Kaufmann, den ich von Venedig kannte, daß Herr Defregger vorgestern nach München gereist ist. Er hat sich gesundheitshalber hier (Bozen) eine Villa für zwölftausend Gulden gebaut, zu achthundert Gulden verzinsbar jährlich. Sein Vermögen besteht in etwa dreihunderttausend Mark, und er ist sehr geizig. Ein Tiroler, der Tiroler malt!

Wenn man bei mir überhaupt noch von Zukunft sprechen kann, so ist das Mißverhältnis so kraß, daß von Heiterkeit keine Rede sein kann, auch dann, wenn man mir nach unsäglichen Kämpfen zuletzt eine Stellung gibt. Ich sehe jetzt alles ein und habe keine Illusionen mehr, ich stehe allein und kann nicht eine kleine Welt in der kurzen Lebenszeit überzeugen. Doch lassen wir das.

Zur Reise war es die richtige Zeit, denn in München war es schon kalt.

Venedig, 17. Oktober 1879.

Ich kann heute noch nicht sagen, ob ich es nicht vorziehe, die Bude hier bis Frühjahr zu schließen und ruhig zu Hause in Nürnberg zu bleiben. Wir leben um die Hälfte billiger so. Es würden wenige Wochen während des Umzuges nach München hier genügen, um das Bild fertig hinauszubringen. Jetzt ohne Aufträge wieder Bilder beginnen, Ausgaben machen, um sie jahrelang herumstehen zu lassen, will mir nicht einleuchten. Der Anlauf zum neuen Leben muß jetzt von außen her kommen, Werke sind genug vorhanden.

Außerdem ist das kleine Atelier hübsch, es ist für mich dasselbe, wie wenn ein Mensch in der ersten Etage gewohnt hat und nun in eine Dachstube gezogen ist.

Wie soll es anders sein, da niemand mir auch nur die Spur von Erleichterungen angetragen hat und jedermann denkt, er wird sich in seiner Hohenpriesterrolle schon selber helfen.

Da ich nicht weiß, was ich unternehmen kann und darf, so wird Ende des Monats mein Entschluß nicht schwer fallen, ich nehme das Billigste — was mir niemand verdenken kann.

Venedig, 1. November 1879.

Über Piloty mache Dir keine Illusionen, der bleibt so lange, bis ich dann später die Direktur nicht mehr annehme. Wenn ich überhaupt noch etwas wirken soll, dann muß es bald sein. Trotzdem München ebenso ordinär wie Nürnberg ist, so bin ich doch für den Umzug, nur glaube ich, daß es besser ist, lieber ein Vierteljahr umsonst zu zahlen als abbrechen, ehe auch nur das leiseste in München geschehen ist.

Schmidt und Rast haben mich wieder mit einer dicken Verrechnung beehrt; nach Verkauf der Medea muß der Rest getilgt werden, es ist nachgerade Tierquälerei.

Venedig, 16. Dezember 1879.

Ich bin froh, daß ein Brief gekommen ist, ich war der Meinung, daß Du unwohl oder krank bist, und eine Antwort auf meine Anfrage hätte wieder sechs Tage gebraucht.

Ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, in ein Privathaus zu fremden Leuten für die kurze Zeit zu ziehen. Mein Zimmer ist klein, aber warm, und das freie Meer vor dem Fenster. Das Essen ist schlecht, aber es ist hier überall schlecht. Man kann nicht alles haben. Mit

meinen kleinen Miseren will ich Dich nicht behelligen, es könnte alles etwas bequemer sein, es wird die Zeit wiederkommen, wo ich ins Große gehen kann, dann geniert nichts mehr.

Morgen und übermorgen habe ich Arbeiter im Atelier, und berichte dann übermorgen über den Effekt. Auf jeden Fall ist bis Ostern viel geschehen.

Vor einiger Zeit hatte ich etwas geschwollene Beine abends; da es nur noch eine Schwäche ist und ich nicht mehr wie ein wildes Tier herumgehetzt werde, so kuriert Ruhe von selbst. Dann kam Schneesturm und eisige Kälte, wo ich mich zu Hause gehalten habe, denn ob ich denke oder male, es ist dieselbe Arbeitsförderung. Jetzt, sowie mildere Tage kommen, wird alles um so leichter gehen.

Eine Gravüre vom Milton habe ich auch gesehen, und ist mir ein sehr langer Tisch in der Erinnerung geblieben. Das ist ja keine Kunst mehr, sondern photographische Zimmerveduten mit Staffage. Ein Tor, der sich einbildet, pathologische Zeitströmungen siegreich bekämpfen zu wollen. Aber uns hindert deswegen nichts, zu malen, wie wir wollen.

Es fehlt den Herren allen Seele und Geist, aus innerer Notwendigkeit malt niemand mehr, die Anregung soll immer nur von außen kommen.

Das Wirtshausleben habe ich recht satt, und es wird ja auch einmal möglich werden, daß wir länger beisammen sind.

Venedig, 21. Dezember 1879.

Mein Briefchen mit der Karte wirst Du bekommen haben. Deinen Brief vom Siebzehnten habe ich mit Dank erhalten und hoffe, daß Dich dieser Gruß zum Weihnachtsabend erreicht.

Schuld an diesen Verzögerungen hat diesmal bloß Herr Reitmeyer, der weder Dir rechtzeitig quittiert, noch mir eine Anzeige gemacht hat. Wäre ich vorigen Mittwoch

(der Brief war schon neun Tage da) nicht zufällig hingekommen, so wüßte ich vielleicht heute noch nichts. Ich werde mir das merken, — wie noch manches andere.

Über mich beruhige Dich vollständig, ich bin als einzelner Mann im Gasthause besser versorgt als in Privatquartieren. Federkissen habe ich schon lange, und wollene Strümpfe, Hemden usw. habe ich in bester Ordnung im Atelierkoffer vorgefunden. — Fühle ich mich nicht wohl, so halte ich mich ruhig, da ich nichts zu forcieren brauche.

Meine Arbeiten sollen ruhig stehenbleiben. Doch möchte ich, sobald es die Witterung erlaubt, etwa März, auf einige Zeit herauskommen; ich habe doch viel mit Dir zu besprechen. Dann auch muß die Wiener Wirtschaft auf alle Zeiten gebrandmarkt werden, das sind wir uns schuldig. Die Welt hat es nicht um mich verdient, daß ihr auch der kleinste Teil ungestraft durchgehen soll. Ich habe es in der Hand, sie lächerlich zu machen. Gemein und unredlich. Ich glaube, daß es keinem Ministerium ungestraft erlaubt sein kann, ein Bild für achtzehntausend Gulden zu bestellen, um es aus persönlicher Ranküne in die Rumpelkammer zu tun. — Davon später, lassen wir's für heute.

Von meinen sogenannten Wiener Freunden mag ich schon seit langer Zeit nichts mehr wissen, — das ist alles nichts.

Vorläufig bin ich noch ein ganz gesunder Mensch, der nur vorsichtig zu sein braucht, und das ist die Hauptsache. Die Kälte hat bei uns etwas nachgelassen, sogar bedeutend; möge es sich bis Nürnberg ausdehnen.

Im Atelier sieht es groß und stattlich aus. Im Hintergrund auf der großen Staffelei steht der Prometheus. Durch Aufhebung des abgeschmackten Ovales wird es ein großes, mächtiges Galeriestück, ein anderes Bild. Ich gewinne an Landschaft und Figuren, und es hat denselben Linienzug wie die meisten meiner Bilder. Einige zu große

Nacktheiten hebe ich auf. Vorn steht im Atelier das Hauptstück, das Konzert. Ein Galeriestück von vier Meter Höhe im Rahmen. Letzterer ist ein Meisterstück von durchbrochener Renaissanceschnitzerei, dabei ganz leicht. Dunkelbraun und ein goldner Lorbeerstab, darin ruht der weiße Marmortempel. Trotzdem ich eigentlich zu den Figuren gar kein Modell gehabt, sind sie warm und seelenvoll. Ich kann es nicht anders ausdrücken, aber das ganze Bild wirkt wie eine Verklärung einer Malerseele. Basta.

Der Rahmen kostet achthundert Lire, ein ganz durchaus bescheidener Preis. Ist auch schon bezahlt bis auf einen kleinen Rest.

Ich wünsche, daß die Bilder bis Herbst ruhig stehenbleiben, keine Hetzerei! Unterdessen haben wir uns gesprochen und manches ins reine gebracht. Das Konzert braucht äußerste Vorsicht, und nur ab und zu werde ich tuschieren, denn es ist vollendet. — Da ich die Stiege brauche zu beiden Bildern, so unterlasse ich noch einige Zeit die Arbeit, bei milder Witterung geht alles besser.

Das ungefähr, liebe Mutter, wäre so ziemlich alles, was zu sagen ist; die Hauptsache ist, daß Du für Dich sorgst in jeder Beziehung, denn ich kann nicht leugnen, daß ich im Gemüte recht sehr angegriffen bin, so daß ein häusliches Unglück nicht mehr zu ertragen wäre.

Wir haben bereits über diese Dinge gesprochen. Einstweilen steht wieder ein großes Kapital da in meinem Atelier.

Dein Anselm.

Ich schreibe bald wieder.

Aus dem schriftlichen Nachlaß.

Aus dem Kapitel „Rom“.

Der lange römische Aufenthalt ist eine Zeit fortwährenden passiven Widerstandes gegen moderne Oberflächlichkeit und Existenzsorgen zu nennen. Zwei Feinde, von denen einer stark genug ist, eine Künstlerseele zu entmutigen. Von der Heimat geächtet und verkannt, kann ich das Rätsel des Nichtverkommens nur in meinem starken und unbeugsamen Naturell gelöst finden, oder besser, die Rasse hat mich gerettet und — die Kunst.

Sollt' ich all die Stunden stiller Schöpfungsfreuden schildern, reichte ein Buch nicht aus.

Was ich konnte und was ich zu lernen hatte, wußte ich genau, und demgemäß habe ich zum Erschöpfen einer Sache unendliche Studien für notwendig erachtet. Daß mir bei Bildern wie die Iphigenien und die Putten eine einzige Seite der Auffassung nicht erschöpfend dünkte, ist der Grund, warum viele, anscheinend sich ähnelnde Werke periodenweise entstanden, die doch, jedes für sich betrachtet, ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellen.

Von dieser Strenge datiert sich auch die Erscheinung, daß an den besten meiner Bilder nicht ein Jota zu ändern ist, und die meisten den Gegenstand erschöpfen, während beim modernen Maler gewöhnlich alles ebensogut anders sein könnte. — So bin ich immer typisch und aller und jeder Konvention ferne geblieben.

Meine anfängliche Formlosigkeit erfüllte mich mit Entsetzen; unermüdliche Mache, bei strengster Beobachtung, hat es dahin gebracht, daß ich jetzt stecknadelgroße Mängel auf den ersten Blick ersehe. Eine genialisierende Eitelkeit habe ich nie besessen, und was ich nicht fühlte, habe ich nicht gemalt. Alle meine Werke sind aus irgend-

einer seelischen Veranlassung und nie aus Büchern entstanden. Das Ausgabebedürfnis war so stark, daß immer erst die Gestalten da waren, ehe ich den richtigen Namen fand.

Auch beim Symposion war die bacchische Gruppe des Alcibiades lange schon vorhanden, und erst beim Suchen eines ihr entsprechenden Gegengewichtes fiel mir in plötzlicher Eingebung das Gastmahl des Platon ein. Das im Bilde von hinten hereinfallende Licht bringt alles in Halbschatten und gibt der Sache den nächtlichen strengen Eindruck. Demnach ist das Bild echt malerischen und künstlerischen Ursprungs, und diese Eigenschaften mußte nur die Hoheit des Stoffes in das richtige, nichts überschreitende Maß eindämmen. Bei den Titanen war wieder der lachende Poseidon die Figur, die mir vorschwebte, und an sie reihte sich dann unmittelbar die übrige Komposition rhythmisch an.

Gewisse Haltungen und Bewegungen habe ich jahrelang mit mir herumgetragen, ehe sie Verwertung fanden.

Man pflegt mich einen Idealisten zu nennen, und doch hat vielleicht kein jetzt Lebender soviel und stets nach der Natur gearbeitet. Eine schablonenhafte Handschrift (Schönschreiberei) in der Kunst sich angewöhnen, mit der man alles schreibt und nichts sagt, war mir frühe schon ein Greuel. Die Schreibseligkeit in der Kunst habe ich nur in der ersten Jugend getrieben; alsdann, nachdem ich die Macht der natürlichen Erscheinung erkannt hatte, war ich mir auch sofort bewußt, daß ich mehr als andere zu studieren habe, um der Natur gegenüber den heiligen Respekt zu bewahren und zugleich mich a forza di lavoro zur Gedankenfreiheit aufzuschwingen.

Noch heute haben meine Skizzen nur halben Wert, und erst wenn ich bei Anschauung der Natur das Richtige erkannt, kommt der eigentliche Geist hinein.

Den Genuß des leichten Erfassens möchte ich so vielen gönnen, die ihr ganzes Leben lang sich nur immer selbst geben. Mit einem Wort, der wahre Stil kommt dann,

wenn der Mensch, selbst groß angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur, die Sicherheit erlangt hat, frei ins Große gehen zu können. Stil ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen. Der sogenannte Realist bleibt immer im Detail stecken. Realismus in der Kunst ist die leichteste Kunstart und kennzeichnet stets den Verfall. Wenn die Kunst bloß das Leben kopiert, so brauchen wir sie nicht.

Die positive Richtigkeit einer Sache hat mir im Leben mehr Freude bereitet als alles falsche Genialisieren.

Wir leben im Jahrhundert der Kunstschwätzer. Einige derselben haben beliebt, mich vorzugsweise als deutschen Künstler hinzustellen. Ich protestiere feierlichst gegen diese Lüge. Was ich geworden, habe ich zunächst den modernen Franzosen von achtundvierzig, dem alten und jungen Italien und mir selbst zu verdanken. Den Deutschen bleibt das Verdienst, mich zeitlebens angefeindet und immer schlecht bezahlt zu haben.

In Deutschland wäre ich als Künstler verkommen. Die Roheit des Volkes, das sich in Kneipen herumtreibt, die Halbbildung und prätentiöse Vortrefflichkeit der sogenannten gebildeten Stände, das bocksbeinige Gelehrtentum nebst übertriebener Schulbildung, der vollkommenste Unverstand in den höchsten Kreisen hat mir das Vaterland verleidet.

Jahrelang, jahrzehntelang haben meine großen Bilder gerollt in Lagerhäusern oder sonstigen Spelunken gelegen, während die germanischen Galerien sich mit schlechter Ware bevölkerten. Für mich hatte man weder Augen noch Geld.

Man muß in Deutschland um Entschuldigung bitten, wenn man etwas Gutes macht.

Ein ärmlicher schwächlicher Geist geht durch die Welt, die Leute sind einer starken Empfindung nicht mehr gewachsen, sie sprechen von überwundenen Standpunkten und haben nie gekämpft.

Im ersten Jahrzehnt meines römischen Aufenthalts durfte der Maler beileibe nicht malen; Geist, Geist war die Parole. — Man hatte kaum Zeit, einen Kopf oder eine Hand malen zu lernen, da es ja viel geistvoller war, es nicht zu können.

Mich schalt man damals einen Koloristen.

Wie immer im Leben folgte diesem unsinnigen Treiben die Reaktion auf dem Fuße und man stürzte sich kopfüber in den dekorativen Farbentopf.

Schlecht erging mir's, als ich endlich, diesen Fortschrittskultus nicht ahnend, nach manchen Jahren das der Welt vorlegte, was im stillen in mir zur Vollendung gereift war. Ich paßte freilich in keine der konventionellen Schubladen.

Da die Größe der Auffassung kaum zu verkennen war, so wurde ich als Feind angesehen und behandelt.

Nachdem man mich nicht umbringen konnte, vergönnte man mir einen Ofenwinkel auf dem deutschen Parnaß.

Jetzt hoffe ich, daß dieser neuen Periode wieder die notwendige Reaktion folgen wird und ich dieses herzerfreuende Ereignis vielleicht noch erleben werde.

Einige Male hatte ich Gelegenheit, Bilder von mir auf Ausstellungen zu sehen; sie machten mir ungefähr den Eindruck, wie wenn anständige Leute sich durch einen Zufall in ordinärer Gesellschaft befinden.

* * *

Rom, dieser begnadeten Insel des stillen Denkens und Schaffens, habe ich so viel zu danken, es ist mir in Wahrheit eine zweite Heimat geblieben, und immer, wenn mein Denkvermögen in Deutschland brachgelegt wurde, durfte ich nur die italienische Grenze überschreiten, und eine Welt von Bildern stieg in mir auf.

Dort auch wich mein leicht erregbares Wesen einer angeregten Ruhe, die mich fortan selbst in Gefahren nicht verlassen hat.

Medea an der Urne,

auch Melancholie genannt. 1873. (Galerie zu Oldenburg.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Denjenigen aber, die mein häufiges Alleinsein beunruhigte, kann ich die Versicherung geben, daß ich mich nie im Leben langweilte, mit Ausnahme, wenn ich in schlechter Gesellschaft war.

Die Deutschen in Rom.

Das alte Ungeheuer Deutschland wirft täglich, dem Meere gleich, die wunderlichste Menagerie auf italienischen Strand.

Mit wenig Geld, von vornherein von seiner kulturhistorischen Wichtigkeit überzeugt, tritt der Deutsche, fertig mit sich, einer tausendjährigen Kulturepoche entgegen.

Den Strohhut im Winter (Italien ist ja das Land, wo die Zitronen blühen), den unvermeidlichen Plaid malerisch um die Schultern drapiert, in unmöglichen Beinkleidern, auf unrichtig modellierten Stiefeln, geht er einher — jeder Schritt auf klassischem Boden!

Alte Betschwestern, resignierte Literatinnen mit langem, ergrautem Gelocke, treiben sich in geringen Speisehäusern und obskuren Cafés herum. Als Unterrock tragen sie eine gesteppte Bettdecke, als Überwurf eine Fenstergardine. Sie sprechen von Raffael und den Katakomben, oder von den Katakomben und Raffael.

Angeregt von einem klassischen non so che, erwacht zuweilen im Busen eines adeligen Schnapsbrenners der Gedanke, auch für die Kunst etwas ausgeben zu wollen. Ist der Künstler gefunden, dann verlegt er sich einen Monat auf Erkundigungen. Charakter, Moralität und häusliche Verhältnisse (z. B. wie viele Hemden der Betreffende führt) werden reiflich erwogen. Endlich eines Morgens geht er aus, beschleicht drei- bis viermal die Wohnung seines Opfers, betrachtet sie genau von außen und kehrt wieder nach Hause zurück. Nach etwa acht, auch zehn Tagen (je nachdem die Katakomben geöffnet oder geschlossen sind), ermannt er sich, betritt das Haus

und findet — einen einfachen, gebildeten, natürlichen Menschen darin. Jetzt bestellt er, und für 500 fl. hat er sich dann den Künstler auf Lebzeiten verpflichtet. Seine Enkel werden davon sprechen, daß ihr Großvater anno soundsoviel ein Bild in Rom gekauft hat.

Dies ist kein Zerrbild, sondern der durchschnittliche Typus und somit die bittere Wahrheit; denn „mit Anmut" Bilder zu kaufen und anständig zu bezahlen, ist auch eine Kunst. Die Taktlosigkeit ist unser noch barbarisches Überbleibsel, während selbst der italienische Bauer, als alter Kulturmensch, stets Form und Anstand zu wahren weiß. —

Tritt endlich der Winter ein, so wird der Germane, um Holz zu sparen, Mitglied des deutschen Künstlervereins. Dort lauert eine hungrige Schar Veduten- und Pomeranzenmaler auf ihn. Um den letzten Groschen aus ihm herauszulocken, werden Faschingsscherze und sonstiges arrangiert.

Der Deutsche fühlt sich dort als geeinigter Nationalmensch, trinkt Brüderschaft mit seinem Tischnachbarn, der zufällig Spediteur ist. —

Von einer Tagestour aus Veji zurückgekehrt, traten etwa fünf nicht mehr junge Leute (jetzt sämtlich in Deutschland angestellte Professoren), in etwas dubiösem Zustande, die Hüte mit Kränzen umwunden, bei einem der feineren Restaurants ein, und begannen eine überaus lärmende Konversation. Um nicht gesehen zu werden, drückte ich mich in eine Ecke. „Dovrebbero essere mezzo matti," sagte ein Italiener leise zu mir.

Ähnliche Beispiele, lautes Schreien, vieles Trinken, immer Herunterhandeln, kann man täglich jahraus und -ein beobachten. Daher schreibt sich auch von seiten der Italiener der Mangel an jeder Sympathie.

Bewunderungswürdig ist die Duldsamkeit, der Gleichmut, mit dem das italienische Volk auf solche Karikaturen blickt.

Aus dem Kapitel „Wien“.

Durch den übertriebenen (Kunst-)Industriekultus wird alles arabeskenhaft, und in der Ausschreitung zur Phrase und Schablone.

Das dekorative Element darf nie eine feinere und edlere Kunst überwuchern.

Bei den Alten erstarkte die große Kunst am Götterkultus; aus abstrakt religiösen Typen wurden menschlichere Formen entwickelt und mit der Zeit dem häuslichen Kultus oder der sogenannten Kleinkunst zugänglich gemacht. Hier will man umgekehrt verfahren; man plündert und kopiert eine tausendjährig alte Kunst- und Industrieperiode gewissenhaft im Kleinen und glaubt durch Hebung eines allgemeinen Geschmackes allmählich zur menschlich monumentalen Kunst hinaufklettern zu können.

Nicht will ich leugnen, daß es besser sei, sich im Kleinen zu vervollkommnen, wenn man im Großen nichts zu leisten vermag, allein dann soll man bescheiden von Industrie und nicht immer von Kunst sprechen. Lebensgroße, dekorativ arabeskenhaft konventionelle Gestalten sind keine monumentale Kunst; die muß unmittelbar aus der Natur und großen Auffassung derselben hervorgehen.

Aus Mangel an Potenz datiert sich dieses illustrative Element. Stets nur Gestalten, die man schon anderwärts gesehen, keine freie Schöpfung, keinen Flügelschlag der Poesie. Abstrakte Konvention mit dürftigem Naturstudium ist die Folge für diejenigen, die glauben, alles mit Mischen und Kopieren abtun zu können.

Und wenn ich alle etruriſchen Vasentöpfe bestehle und verwerte, bin ich noch lange kein lebensfähiger Bahnbrecher der Neuzeit.

Rom.

Letzter Aufenthalt 1877.

Gottlob, ich stehe nach häßlichen Kämpfen wieder auf meinem Boden, ein zweiter Antäus. Der erste hatte wenigstens einen Herkules, der ihn erwürgte, mich wollte die enge deutsche Vortrefflichkeit ersticken.

* * *

Sollte der oder jener bebrillte Jude mich Mangels an Patriotismus bezichtigen, so stelle ich die Frage:

Wer dient seinem Vaterlande besser, der, der den Mut hat, die Wahrheit zu sagen, oder der, der die augenfälligsten Gebrechen mit patriotischer Lüge übertüncht?

Viel heiter Belehrendes habe ich dem Vaterlande in meiner Kunst gegeben, und Gott soll meine Seele ungnädig behandeln, wenn ich auch nur die Hälfte dessen, was gesagt werden wird und muß, hier niedergeschrieben habe.

Die Akademien.

Rücksichtlich sei der edle Mensch und rücksichtsvoll — darum, ihr angehenden Kunstjünger, besucht den akademischen Elementarunterricht, er kommt am billigsten. Wer dann unter euch ein gottbegnadeter Flötenspieler ist, der rettet sich zur rechten Zeit und bläst die eigene Melodie.

Studiert die alten Meister und die Natur und legt zur rechten Zeit eure eigene Individualität mit in die Wagschale, dann werdet ihr so ziemlich das, was wir bedürfen. Andere Wege gibt es nicht.

Verstand und Bildung werden nie ein angeborenes Talent ersetzen. Talent ist der gesunde Drang, herauszuschaffen, was in uns liegt.

Nie ist das Richtige Das, was ihr macht, sondern wie ihr's macht.

Unser Jahrhundert krankt an einer wahrhaft Schauder erregenden Formlosigkeit. Und nicht nur Form, auch Poesie und Seele, die wir bei jedem alten Meister finden, sind gänzlich verdampft. Die junge Generation arbeitet auf einen Materialismus los, der uns den Heimgang aus dieser Welt des Unwertes gar sehr erleichtert.

Die Begabung der jüngeren Leute erstrebt allein das Äußerliche. Technische Virtuosität ist das Endziel aller Gedanken.

Daß eine Technik, wie bei den Alten, in reifen Jahren, um gewisse Dinge aussprechen zu können, sich vereinfachen muß, und daß dieses Opfer den Meister macht, daran denkt heute niemand mehr.

Je älter, desto komplizierter werden sie. Jene göttliche Heiterkeit der alten Maler und Musiker ist ein Traumbild geworden. Statt dessen werden veraaste, mit Flittertand behangene Leichname vorgeführt, man riecht die modernen Bilder und genießt somit doppelt.

* * *

Das Kolorit hat seine Traditionen und Gesetze, wie der Kontrapunkt.

Ich war meiner Zeit, in der unseligen Kartonperiode, der Erste, der sich rückhaltlos an die Alten lehnte. Jetzt, wo die Tonmalerei Mode geworden ist, äffen sie alle die Alten nach.

Das Verdammungsurteil von damals hieß bei mir „Nachahmung der Alten; archäologische Kunst".

Später, als ich mich auf Ergründung der Form (stets das letzte und schwerste) geworfen, da hieß es: „Er hat sein Kolorit verloren, und seine früheren Werke sind besser als die neuen."

Mein Verdienst ist nur dies, daß ich das deutsche Publikum immer als ein unartiges Kind betrachtet habe,

dem der Erwachsene aus dem Wege geht, wenn besagtes Kind zufällig einen Prügel in die Hand bekommt. — Ich konnte warten.

So hatte ich auch Gelegenheit, die Kunstbrutstätten, die Akademien, beinahe alle gründlich kennen zu lernen.

Von diesen Anstalten läßt sich wenig Erfreuliches berichten. Es sind Versorgungshäuser für Professoren, die, wenn sie von ihrer Kunst leben sollten, verhungern würden. Einer macht dann, bei sicherem Gehalte, dem andern das Leben so sauer wie möglich.

Es soll sehr zum Ansehen eines Professors beitragen, wenn er eine zahlreiche Familie hat. Er bringt das Opfer des Professorentums, um seine hungrigen Würmer zu nähren, außerdem würde er ein Raffael geworden sein.

Als Blitzableiter für große Kunst sollen sich nebenbei auch Schwiegermütter vortrefflich bewähren.

Die Kunstvereine.

I.

Der Deutsche, gründlich in allen Dingen, leert auch den Becher des Unsinns bis auf die Nagelprobe. Oder auch: Es gibt keinen Unsinn groß genug, der nicht Platz fände in einem deutschen Hirn!

Ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen, haben wir keine Kunst, so wollen wir wenigstens ein Künstchen! Gott ist auch im Kleinsten groß.

Welche Kunstgenüsse kann sich der Gebildete mit einem Fonds von dreihundert Mark verschaffen!

„Wie viele mittelmäßige Familienväter haben wir vom Hungertode errettet — das Genie bahnt sich selbst seine Wege, wenn es auch seine Produkte nirgends anbringt.

Wozu Historie? Ein Histörchen, wie erfreut es zu-

weilen den Biedermann! Dann die appetitlichen Genrebildchen! Wie rundlich! Wie natürlich!

Die Damenmalerei endlich streut Rosen auf unsern Kartoffelacker! Es lebe die deutsche Kunst! Sie lebe hoch!"

So spricht der Direktor des deutschen Kunstvereins und trinkt sein Bier aus.

„Welche innige Gemütlichkeit atmen nicht unsere deutschen Bildchen im Gegensatz zu den frivolen und oberflächlichen Franzosen! Wie reizend spielen patriotische Gefühle ins deutsche Familienleben hinein. Was kümmert uns die Mache, die wir ja doch nicht verstehen; wenn nur Geist und Gemüt vorhanden sind!

Es gibt nur ein deutsches Gemüt!

Wir geben dieses Jahr ein Vereinsblatt heraus ‚Des Kriegers Heimkehr' und unsere Enkel sollen sich dereinst daran bilden und erfreuen."

* * *

Gott segne Euch, Herr Stille. Amen.

II.

Bei Durchsuchung alter Papiere fand sich ein mächtiges Paket Briefe der P. P. deutschen und österreichischen Kunstvereine, die, an meine Mutter gerichtet, einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren umfassen.

Der Inhalt sämtlicher Briefe ist: „Die Bilder Ihres Herrn Sohnes sind heute wohlverpackt an Ihre werte Adresse zurückgegangen.

Hochachtungsvoll."

So antworten die Brut- und Ablagerungsstätten des deutschen Idealismus und der deutschen Bildung.

Und noch heutzutage, nachdem jeder vernünftige Mensch den Unsinn begriffen, vegetieren diese Kunstkloaken und befördern die kläglichste Mittelmäßigkeit.

Sollte jemand behaupten wollen, die Werke seien eines Ankaufes nicht wert gewesen, so antworte ich darauf, warum soviel darüber geschrieben worden ist, daß ich mein Schlafzimmer damit tapezieren lassen kann?

Doch, ich will nicht undankbar sein, denn nach 24 Jahren habe ich endlich mein erstes Pariser Bild Hafis verkauft. Mein Lieblingsständchen nach 16 Jahren. Demnach kann ich hoffen, nach meinem Tode noch alles zu verkaufen.

Die deutsche Kunstkritik.

Der einzig wahre Kritiker ist der gebildete Künstler selbst. Natürlich nicht derjenige Künstler, der selber schlechte moderne Bilder malt. Alles andere ist postamentloses Geschwätz und Phrase.

Das wahre Kunstwerk braucht keine unberufene Vermittlung zum Verständnis.

Bezahlte und unbezahlte Kritiker sind aufdringliche Dolmetscher ihres eigenen Ichs. Um gute Kritiker zu sein, müßten sie denselben langen, mühseligen Bildungsweg eines Künstlers gehen, und wenn sie ihn gegangen wären, würden sie, anstatt zu schwätzen oder zu schreiben, selbst produzieren müssen, oder würden, wenn das Talent mangelt — das Maul halten, was überhaupt das beste bei Betrachtung eines Kunstwerks ist.

Wollte ich all des Unsinns, dem ich im dornenvollen Laufe meines Lebens von Kunstkritikern und Archäologen zu hören oder zu lesen bekam, Erwähnung tun, dann müßte ich ein eigenes Buch darüber schreiben, das dann hoffentlich niemand lesen würde.

Daß die französische Kunstkritik stets maßvoll und präzise ist, habe ich schon vor dreißig Jahren gewußt. Wir streifen mit aller sogenannten Gründlichkeit an die Dummheit. Daher tauchen bei uns alle Augenblicke große Genies auf, die sich in der Folge nicht bewähren

und dann endlich mit rücksichtsloser Naivität später desavouiert werden.

Wir sind maßlos im Lobe und taktlos im Tadel; das Gute liegt meistens in der Mitte.

* * *

Man kann ein edler Mensch sein und dennoch in der Kunst der kapitalsten Eselei huldigen.

Man verfolge z. B. im Vatikan einen dieser gespreizten archäologischen Kunstverdummer, umringt von hysterischen Frauenzimmern, und man schämt sich seiner Nation. Man könnte ihretwegen sogar die Antike hassen lernen.

Dann dieses Bewunderungsgeächze vor dem schmutzigen, braunen, bescheidenen Raffael, den man steinigen würde, wenn er die Prätension hätte, sich auf einer modernen Ausstellung sehen zu lassen.

Diese zweibeinigen Brechmittel sollte man alle im Irrenhause internieren.

Der Kothurn paßt nicht für jedermanns Füße, und es langweilen sich eigentlich auch die meisten in Italien, man darf es nur nicht merken lassen.

Die Clique.

Unglaublich, aber wahr ist es, daß jede große und kleine Stadt in Deutschland eine sogenannte tonangebende Clique besitzt. Es sind manchmal nur fünf bis sechs Leute, wobei natürlich die Weiber wieder obenan stehen, über die man nicht vorwärts oder hinauskommt. Wenige abgeschmackte Salonabende genügen, um ein anstrebendes Talent entweder zu verhimmeln, oder das Verdammungsurteil über es auszusprechen. Menschen, denen sonst nie etwas einfällt, können sofort eine persona grata der Gesellschaft werden, wenn sie nur zur richtigen Zeit ein bekanntes, unbequemes Talent zu verleumden verstehen.

Mit Blitzesschnelle verbreitet sich dann das Bonmot irgendeiner alten, intriganten Kokette, und das fadenscheinige, urteilslose Publikum tratscht es nach.

Ich könnte Hunderte von Beispielen und Namen nennen. Gewisse Maler verdanken so ihr ganzes Sein und Renommee nicht der Sache, sondern dem Klatsche.

Von besagten Cliquen geht auch das Zeitungsgewäsch aus. Deutlich habe ich gesehen, wie oft nach dem Tode dieser oder jener Person das Reklamebrünnlein plötzlich stockt und endlich ganz ausbleibt.

Selbst große politische Ereignisse werden von diesen schwammartigen Sumpfgewächsen überwuchert.

Solche Assoziationen verkrapfter Dümmlinge nennt man dann — die maßgebenden Kreise. Schlägt man einem unter ihnen auf den Kopf, dann schwärmt der ganze Wespenstock aus, und Ameisen können bekanntlich ein Mammut skelettisieren.

* * *

Bitterer noch als alle Cliquen ist das allenthalben total mangelnde Kunstverständnis von oben herab; da nehmen dann Unterlassungssünden wahrhaft gefährlich gigantische Proportionen an, und ein wirkliches Talent, wenn es nicht auf politische Abwege gerät, schreibt seinen eigenen Steckbrief.

Über den Makartismus.

Pathologische Erscheinung der Neuzeit.

Pechts Artikel ist keine künstlerisch kritische Belehrung, sondern eine oberflächliche, herumtastende Dilettantenarbeit.

Das Saloppe Makartscher Weiber liegt nicht sowohl in den konventionellen und frivolen Bewegungen und

den geschminkten Augenbrauen, als insbesondere in der gänzlichen Unkenntnis der menschlichen Form und Seele.

Bei respektvoller Durchbildung, bei tiefem Eingehen, d. i. Studium der menschlichen Natur, verliert sich sofort das Maskenhafte, Wesen- und Seelenlose eines ersten Entwurfs, und die volle Logik und Strenge der Schöpfung adelt selbst den frivolsten Ausdruck. Wer das nicht begreift, der lasse sich in die Realschule aufnehmen.

Ein Zeichen unseres niedrigen Bildungsstandes ist es ferner, daß heutzutage niemand mehr den Unterschied zu kennen scheint, der zwischen Kolorit und Illumination zu machen ist.

Kolorit ist das konzentrierte, potenzierte Spiegelbild der uns umgebenden Dinge, die in der Schöpfung zerstreut liegen: ihr verklärter Abglanz in einer poetischen Seele. Es basiert stets auf dem innersten Naturgefühl. Nur Blumen, wie sie der liebe Gott geschaffen, lassen sich zu einem genußreichen Kranze winden.

Illuminist ist derjenige, der alles etwa Brauchbare zusammenstellt, um eine einträgliche Verblüffung zu erzielen.

Große Leinwanden mosaikartig zu bemalen, ist von guter Kunst aber ungefähr so weit entfernt, wie ein Freudenmädchen von einer anständigen Frau.

Wer in Prunkteppiche eingewickelte Schemen ohne Form und Knochen und ohne Seele für große Kunst hält, der gehe nach Italien und besehe sich dort die Originale, sie sind alle vom tiefsten Respekte vor der Natur beseelt, und Makart hat sie nicht einmal richtig bestohlen.

Erscheinungen seiner Art hat es zu allen Zeiten gegeben; sie sind das Kennzeichen einer rapiden Dekadenz, zu der auch die meisten übrigen Herren redlich beitragen, indem sie alle Gottesschöpfung durch die photographische Maschine betrachten.

Der unsinnige Accessoirkultus unserer Epoche bildet nur das notwendige Gegengewicht zu der Unkenntnis menschlicher Form und Seele. Wo die Gedanken fehlen, tut

manchmal ein richtig applizierter Pot de chambre Wunder; er gefällt auch, weil jedermann bereits seine persönliche Bekanntschaft gemacht hat.

Würde sich Makart heute die Mühe nehmen, nur eine seiner Gestalten durchkneten zu wollen, sofort würde sein koloristisches Kartenhaus zusammenstürzen, und beschämt durch seine Impotenz, würde er das lebende Modell nach Hause schicken.

Es erkundigte sich einmal jemand nach der Figurengröße eines Bildes von Piloty: „Wenn Leute in den Kleidern steckten, wären sie lebensgroß", war die Antwort, die für alles bereits Gesagte endgültig ist.

Der Künstler suche zuerst der menschlichen Erscheinung nach allen Seiten hin gerecht zu werden; endlich, bei mäßigem Schneidertalent, denke er auch manchmal an eine etwaige Bekleidung.

Wer mit dem Schneider anfängt, bleibt gewöhnlich beim Metier, besonders wenn es rentabel ist.

Ein bekannter, liebenswürdiger Dilettant schwärmt gedruckt von den Prachtleibern der Makartschen Frauen — möchte er nur genötigt sein, eine derselben zu heiraten, er würde sicherlich von allem Enthusiasmus geheilt werden.

Große Wander- und Staffeleibilder zu malen, fiel einem Tiepolo, dessen Schatten Herr Makart gepachtet zu haben scheint, nie ein. Nur, wenn die Aufgabe, eine Architektur monumental (farbig) zu verklären, an ihn herantritt, unterzieht er sich mit der Grazie und Leichtigkeit des Cinquecento, dessen Erbe er ist, des ihm gewordenen Auftrags. Was bei Makart mühselig gequält erscheint, schreibt Tiepolo mit farbenseligem Pinsel an die Wand: Meister aller Scherzi, flatternden Gewandung, mit drei Lokaltönen vollendeter Anmut der Kopf- und Handbewegungen.

Man sehe das Treppenhaus des Würzburger Schlosses, von Venedig nicht zu sprechen, man findet dann zur Überraschung lauter Makartische Motive, bis zum Sonnenschirm herab. Warum sollte die Cornaro nicht auch schon

einem Tintoretto, Veroneſe und Tiepolo Modell geſeſſen haben?

Aber die Arbeiten dieſer, auch die der modernen guten Franzoſen zeigen alle paſtos nach der Form gelegte Pinſelführung. Getuſchte Körper, auch wenn ſie weiß untermalt ſind, halten nicht. —

Makart malt für das Militär und unbefriedigte Weiber.

„Hummerſalatartige Farben ſind noch lange kein Kolorit", würde Correggio ſagen, und Raffael würde ausrufen: „Pſyche, wo biſt du?"

Kein Billroth wäre imſtande, die Knochenbrüche zu heilen.

In Bologna gehe man von der hl. Cäcilia drei Stufen hinauf zu Guido Renis Grablegung, und man wird verſtehen, was und wie wir es meinen. Man ſehe ſich den Triumph der Venezia von Veroneſe recht an. Man vergegenwärtige ſich das Abendmahl des Lionardo.

* * *

Für angehende Talente, in welchen der Keim zukünftiger, wirklicher Größe vielleicht ſchlummert, iſt Makarts Virtuoſentum geradezu Gift; ſie erſchrecken vor dem weiten Weg und zwingen ſich zu raſcher Produktivität, indem ſie gewahr werden, mit wie geringen Mitteln ein Erfolg heutzutage zu erzielen iſt.

Wenn der Bau auf ſoliden Fundamenten daſteht, iſt es eine Leichtigkeit, die Faſſade mit Arabesken und Dekoratiönchen zu behängen. Nur im gründlichen Studium nach der Natur iſt ewiger Fortſchritt denkbar. Im entgegengeſetzten Falle iſt man auf Überbietung ſeiner ſelbſt angewieſen und endigt in ſteter Wiederholung deſſen, was man ſchon längſt ausgeſprochen hat.

„Makart hat Veroneſe übertroffen!" ſo hört man in Wien allenthalben krähen. Wer dieſes ſagen kann, hat Veroneſe nie geſehen oder nicht verſtanden. Makart verhält ſich zu Veroneſe wie der Bediente zu ſeinem Herrn,

dessen Allüren er sich durch jahrelange Gewohnheit angeeignet hat und der in Abwesenheit des Meisters wohl Ungebildeten gegenüber für kurze Zeit den Herren, solange derselbe etwa verreist ist, spielen kann.

Eine Parallele allerdings ist vorhanden, insofern Makart den Veroneſe nach allen Richtungen bestohlen hat, und wo Veroneſe nicht mehr ausreichte, da tat Tiepolo vortreffliche Dienste.

Die brutale Aufdringlichkeit der Makartschen Farbe finden wir freilich bei Veroneſe nicht; er ist bescheiden wie ein echter Kavalier und hat nie das Air eines Parvenü. Seine Gestalten sind mit einer Sicherheit, Beweglichkeit und Anmut gezeichnet, die Vertrauen einflößt, und seine Farbe ist immer im Rapport mit der Natur, sei es, daß seine Gestalten sich in geschlossenen Räumen oder in freier Luft bewegen. Seine kühnen Verkürzungen zeigen stets die vollkommenste Kenntnis des menschlichen Organismus.

Bei Piloty seine Laufbahn zu beginnen (wie Makart), hat er allerdings nicht das Glück gehabt, und kein Herr Pecht hat für ihn in die durchlöcherte patriotische Posaune gestoßen. Doch ging einem Veroneſe ein Palma voraus, auch konnte er mit einem Tizian Arm in Arm spazieren gehen und soll, wie die Fama sagt, auch nebenbei manchmal einen Raffael angesehen haben.

Der mächtige Einfluß Michelangelos ist bei Tintoretto evident, während Veroneſe sich mehr Raffaelscher Anmut nähert.

Man nehme jeden beliebigen Frauenkopf Veroneſes aus dem Bilde heraus, und man wird staunen über die eminente Formenkenntnis und seelenvolle Schönheit, die aus ihm spricht. Es sind nie Loretten, sondern Weiber im besten Sinne.

Ich kenne keinen Maler, dem es vergönnt gewesen ist, so aus nächster Umgebung den Extrakt zum Typus seiner Zeit zu gestalten, wie Veroneſe.

Man nenne heute noch nur den Namen „Venedig"; sofort bevölkert sich die Phantasie mit Veronesischen Gebilden, so wie wir alle beim Namen „Apoll" sofort an den des Belvedere denken müssen.

Veronese ist nicht im Treibhaus gewachsen, sondern in feuchtfrischer Meeresluft, umgeben von Marmorpalästen und malerischen Menschen, gekleidet in Brokat oder Lumpen. Er hatte nicht nötig, seine Schränke mit Karnevalsstoffen zu füllen, sondern er konnte den ersten besten Passanten aufgreifen und malerisch verwerten. Darum wird ein archäologisches Kostümmalen stets unter dem Eindruck des Gemachten leiden, während das rein Menschliche noch heute das wahre, unerschöpfliche Feld für die Kunst der Neuzeit bleiben wird. (Man sehe Goethe.) Auch ist uns bei fortgeschrittener Erfahrung (nicht Bildung) vergönnt, angedeutete Motive hervorzuholen und zu vertiefen.

Ein gut gemaltes modernes Porträt ist hundertmal mehr ein Historienbild unserer Epoche als tausend noch so große Kostümaufzüge, an die doch niemand mehr glauben kann.

Nach heutiger Begriffseinfalt wäre der der größte Maler, der sich am meisten Zeuge anschaffen kann; von Ritterrüstungen und Schränken nicht zu sprechen.

Uns speziell ist Gottes Natur stets lehrreicher gewesen als die schönste Trödelbude.

Das Aufkaufen veralteter Pots de chambre ist zur wahren Epidemie geworden. Man betrachtet stets das Gefäß und nie den Menschen, der allenfalls das Unglück hat, darauf sitzen zu sollen.

Die ganze Pilotyschule ist die brutale Vernichtung alles Ideellen im großen Sinne; ein Aufgehen in theatralischer Sentimentalität und romantischem Materialismus. Der Triumph der Gliederpuppe.

Das wahnsinnige Theaterlaufen hat diesen pappendeckelnen Kultus heraufbeschworen, und wir müßten, um

neu zu gestalten, auf grenzenlosem Schutte bei Holbein beginnen.

Bescheidenheit in der Kunst muß die Parole werden. Man verweile nicht bei der Anbetung des goldenen Kalbes, Publikum genannt, sondern bemühe sich etwas höher den Berg hinaufzusteigen, man findet dort sicher eine reinere und kräftigere Luft, und sei es bloß zur besseren Verdauung des Wahnsinns oder der Dummheit der jetzigen Generation.

Die Pilotyschule ist eine mißverstandene Kopie der modernen Franzosen.

Hat Makart eine einzige Gestalt geschaffen, mit der man im Leben umgehen möchte? Sind es nicht lauter konventionelle Pariser Tapetenfiguren zweideutigen Rufes?

Ist das ein Kunstwerk, dessen Anlage wir beim geringsten eingehenden Studium der Natur sofort zerstören müssen?

Sollte die Technik nicht bloß die Sprache des inneren Gehaltes sein?

Vereinfacht sich die Technik nicht bei jedem Fortschritt eines wahrhaft großen Meisters; sucht er nicht auf der Sonnenhöhe seines Lebens den kürzesten, einfachsten Ausdruck seines Denkens?

Ist die Kunst dazu da, durch Technik zu verblüffen, oder soll sie das veredelte Spiegelbild des Lebens sein, ein Kultus, der die Seele über den Dreck erhebt?

„Weh jedem, der vermessen und verblendet,
Die Schönheit nieder zu den Sinnen reißt!
Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist.
Doch wenn uns Gott nicht seine Gnade sendet,
Kann's unserm schwachen Auge nie gelingen,
Vom Sterblichen zu Göttlichem zu dringen."

(Michelangelo.)

Was hat Florenz groß gemacht? Gewiß nicht die bloße Palette.

Konzert, auch Quartett genannt.

1878. (Nationalgalerie, Berlin.)

Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

Es existiert kein einziges Bild eines alten Meisters, in welchem die bei Makart so verstimmende Absicht zu gefallen, herauszulesen wäre; sondern alle Werke tragen den Stempel inneren Seelenlebens, das in diesem oder jenem Vorwurf zutage kommt.

Unter den alten Venezianern ist Tizian der im besten Sinne des Wortes uns nächstgelegene Künstler. Während die Werke eines Gian Bellin, Palma, eines Veronese noch stets ein direkter Abglanz der sie umgebenden Außenwelt sind, wird bei Tizian das eigene Innere der mächtigste Faktor seines Schaffens, und in diesem Sinne ist er der moderne Künstler κατ' ἐξοχήν.

Trotz Beibehaltung der von außen herein beobachteten Feinheiten, z. B. seiner Kopfwendungen und Handbewegungen, gestalten sich seine großen Werke, wie Pietro Martire, zu symphonischer Größe, seine Assunta zum Hymnus des Erdentrückten, trotz aller sinnlichen Glut der Farbe.

In Meisterschaft der Palette überbietet ihn bisweilen Tintoretto, an Seele nie. Wäre Giorgione ein hohes Alter vergönnt gewesen, er würde vielleicht auf ähnliche Höhen gestiegen sein. Sein Orgelspieler im Pitti, seine Nymphen im Louvre sind ganz von innen heraus auf die Leinwand geschrieben, welcher Prozeß aber die geistreichste Technik, oder besser gesagt, Vortragsweise nicht ausschließt.

Alles dieses diene nur zum Beweise, daß ein großer Kolorist nicht nur Seele haben kann, sondern eine solche haben muß.

Wir sind im entgegengesetzten Falle beim Virtuosentum angelangt, von dessen kurzer Dauer uns die Geschichte hinreichend belehrt.

Daß der höchsten Vollendung in der Kunst eine vielleicht jahrhundertelange, mehr handwerksmäßige Technik vorausgehen muß, lehrt uns die Geschichte gleichfalls; aber daß die Technik die höchste Stufe in der Kunst bildet,

das steht nirgends geschrieben. Im Gegenteil, je größer die Kunst, desto weniger fragt man sich, wie das Kunstwerk gemacht ist; im seelenvollen vollendeten Eindruck des Ganzen verschwindet die Technik. Beweise: Madonna di San Sisto, Dresden; di Foligno, Vatikan; del Impannata, Pitti; Holbeins Frau und Kinder, Basel; Zinsgroschen Tizians, Dresden; Abendmahl, Mailand; die Venezia, Dogenpalast; Magdalena, Parma; Schöpfung Adams, Sistina; Leo X., Pitti; Philipp IV., Velasquez, Frankfurt usw. usw.

Wir möchten nicht mißverstanden werden, als wäre die Technik, die Sprache der Malerei, nicht das erste Studium und Erfordernis sowohl des angehenden, als des vollendeten Künstlers, aber sie soll stets nur das Mittel zum Zweck sein, nie Selbstzweck werden.

* * *

Durch den schwatzseligen Dilettantismus und die grenzenlose Begriffsverwirrung unserer Epoche genötigt, haben wir den Unterschied zwischen Kolorit und Illumination erläutern müssen. Es bleiben uns nun noch einig Kapitalfragen zu beantworten übrig: Erstens was Historienmalerei, zweitens was Genremalerei sei, und sodann gilt es die Kluft zu beleuchten, welche sich zwischen Monumental- und Dekorationsmalerei befindet.

Der übliche Vergleich der Historienmalerei mit der dramatischen Kunst und der Genremalerei mit der Novellistik ist unbrauchbar, weil in der Dichtkunst Dinge auszusprechen erlaubt ist, die die festen Grenzen der Malerei absolut überschreiten. Wenn der Dichter malt und der Maler dichtet, so betreten beide nur einen kleinen Teil des Gebietes, über das sie zu herrschen berufen sind; oder vielmehr, sie sprechen nur das aus, was sich von jedem anständigen Maler und Dichter nebenbei von selbst versteht.

Die Historienmalerei, gleichviel, in welcher Größe sie

auftritt, dokumentiert sich stets in der totalen Erschöpfung ihrer Darstellung. Sie darf nie episodisch schaffen, sondern ihre Gestaltungen müssen bei aller Individualität immer der Typus einer ganzen Gattung sein. Daher die eminente Vorsicht in Benutzung des lebenden Modells, das stets nur im Zusammenhang mit dem großen Ganzen benutzt werden darf.

Die echte Historie kann nie zu einem archäologischen Zeit- oder Sittengemälde herabsteigen, sondern sie muß in erster Linie das Sittlich-Große, Menschliche festhalten, gleichviel, in welchem Kostüme sie sich zu bewegen hat.

Ein geistvolles Porträt, z. B. eines großen Gelehrten der Gegenwart in modernster Kleidung, kann demnach ein Historienbild par éminence sein.

Aus Mangel an Bildung hat uns nun die Pilotyschule durch ein halbes Lustrum lebensgroße theatralische Genrebilder unter der Firma „Historie" eingeschwärzt, und das dumme Publikum steht heute noch da und gafft.

Der Genremaler kann x-beliebige drollige und tragische Menschen abkonterfeien und, wenn er das Glück hat, noch dazu einen sensationellen, novellistischen Hintergrund zu finden, hat er allen Anforderungen genügt.

Die Historie belehrt, das Genre amüsiert.

Wenn ich den schönsten Münchener Sackträger in die Tunika stecke und lasse ihn Cäsar ermorden, so habe ich noch lange keinen Brutus geschaffen.

Man erkennt sofort den geborenen Historienmaler allein schon in der Wahl seines Gegenstandes, während der andere bei noch so großen Leinwanddimensionen immer der Kleinmaler bleiben wird.

Nach dem Gesagten liegt der Unterschied zwischen Monumental- und Dekorationsmalerei auf der Hand.

Auch hier tut die Größe der Bildfläche nichts zur Sache, sondern typische Größe der Form und Gestaltung, Silhouette und Linie, gleichviel ob farbig, oder grau in grau, ist hier allein maßgebend.

Raffaels kaum ein Quadratschuh großer Ezechiel ist gewiß monumental im besten Sinne des Wortes, während Le Bruns große Zeremonien- und Schlachtenbilder stets bloß Dekorationen bleiben werden.

Eine kleine Handzeichnung Michelangelos ist zehnmal monumentaler als siebzig überlebensgroße Wallensteine Pilotys.

Rubens, in den kleinsten Kindergruppen, kann in jedweder Architektur stehen, in Form, Linie und Farbe.

Die verachteten Zopfmaler haben alle noch die monumentale Schulung und Fühlung im großen ganzen, bei aller Geschmacklosigkeit des Details.

Piloty und Makart werden ewig nur große Dekorationsstaffeleibilder malen, weil ihnen die absolut nötige Bildung abgeht, die ihnen gesagt haben würde, daß nur eminentes Studium zur richtigen Pforte führt.

Wenn ich ein schönes Mädchen porträtartig male, mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, so habe ich ein Genrebild gemalt, wenngleich ich es Psyche taufe; kann ich mich aber über das Modell hinaus zu einer typischen Gestaltung, zum Beseelten erheben, so habe ich als Historienmaler geschaffen.

Dramatisch ist ein Don Quichotte, ein Falstaff, eine Dorothea, weil sie eine Gattung repräsentieren.

Mehr über dieses leidige Kapitel zu sagen, ist überflüssig.

Der Accessoirkultus der Neuzeit.

Die Topf- und Töpfchenmalerei verdient ein eigenes Kapitel.

Eine löblich posamentierte Goldtapete als Hintergrund, ein mit rotem Samt gepolsterter Renaissancestuhl, ein graues Seidenkleid in Lebensgröße nach der Gliederpuppe, ein falsch modellierter Kopf und schlechte Hände — dies

ungefähr kennzeichnet das moderne Damenporträt im neunzehnten Jahrhundert.

Photographische Visitenkarte zur Lebensgröße hinaufgestreckt.

Man vergleiche van Dyck und Velasquez. Bei ihnen ist stets das breit, malerisch impastierte Fleisch die Hauptsache. Hintergrund einfach, Kleidung in der Silhouette richtig skizziert, mit wenigen, genau nach der Natur applizierten Falten, wo die Gelenke sind, und meisterhafte Hände.

Man schneide einen modernen Porträtkopf aus dem ihn umgebenden Trödel heraus, was bleibt?

Jedweder Kopf von van Dyck oder Velasquez ist ein Kunstwerk und Galeriestück für sich.

Im Detail sich verlieren ist nicht Gewissenhaftigkeit, sondern Mangel an Potenz, künstlerische Armut.

Daß jeder Schneider einen richtig schattierten Atlasfetzen versteht und bewundert, ist kein Beweis eines unsere Zeit überdauernden Erfolges.

Der modernen Malerei nach müßte derjenige Künstler, der den meisten Seiden- und Samtplunder in seinen Wandschränken zur Verfügung hat, der Größte sein.

Man vergleiche Hans Holbein.

Ganz erbärmlich endlich ist das Übertragen lebensgroßer photographischer Köpfe auf die Leinwand. Das kann ein Schusterjunge sich erlauben, aber kein anständiger Künstler wird sich dazu hergeben.

Die Theaterempfindung.

Die maßlose Vorliebe für das Theater, das Vermögen, Gutes und das Schlechteste zugleich zu verdauen, haben ein tiefes und starkes Empfinden der Wahrheit und Natur in den Grundfesten erschüttert. Jede gesetzliche Schranke in der Kunst ist durchbrochen, und der Schlamm der Alltagsmenschen überflutet das poetische Gebiet. Hie und

da noch steht eine Blume, allein sie muß sich täglich wegen ihres Daseins entschuldigen.

Niemals wurde mehr von Kunst gesprochen und niemals weniger empfunden als heutzutage.

Starken und treuen Seelen geht man als unbequem aus dem Wege, und die Geschmacksepidemien brechen sonderbarerweise gleichzeitig in verschiedenen Weltteilen aus.

Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappdeckel und Schminke nicht hinwegkommen kann. Ich hasse den Dekorationsunfug von Grund der Seele. Er verdirbt das Publikum, verscheucht den letzten Rest gesunden Gefühls und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks, von dem die Kunst sich wendet und den Staub von ihren Füßen schüttelt.

Die großen Ausstellungen.

Die großen, oft sich wiederholenden Ausstellungen sind krankhafte Beruhigungsanstalten, in welchen die Quantität den Mangel an Qualität bemänteln muß.

Während in Italien jeder kleine Ort seine große Epoche in Industrie und Kunst hatte, soll hier ein durch die Masse erdrückender Fortschrittsbeweis geführt werden. Man will verblüffen und vergißt die Befriedigung.

Man denkt nicht daran, daß alles menschliche Sehen und Empfinden seine Grenzen hat, und daß gerade das Schönste in der Kunst für sich allein betrachtet werden will und muß.

Jedermann hält sich die Ohren zu, wenn zehn Drehorgeln zusammen jede ein Stück für sich spielen, in der bildenden Kunst soll alles in einem Magen Platz finden.

Bei Gelegenheit solcher Tandelmärkte hat sich bei mir stets eine grenzenlos gedrückte Stimmung manifestiert, ich greife den Unsinn mit Händen und sehe kein Mittel, das eisenbahnselige Publikum in seine Schranken zu weisen.

Zu hoffen steht, daß die sich wiederholenden Verluste

und Defizite die Welt endlich zu Besserem bekehren und eine Mäßigung herbeiführen, die allein schon der ästhetische Takt verlangen könnte.

So müssen nun Staffeleibilder eigens für solche Märkte präpariert werden, und daher kommt dann die unselige moderne Dekorationsmalerei. Man steigert sich über die Grenzen des gesetzlich Erlaubten (siehe die Theater) und arbeitet somit dem gänzlichen Verfall der Kunst in die Hände.

An demselben Größenwahn und der Übersättigung ist das alte römische Reich zugrunde gegangen.

Eselsbrücken für die Mittelmäßigkeit.

Der Dilettantismus.

Monarchen, die selbst die Kunst auszuüben geruhen, sind immer ein Unglück für die dadurch betroffenen Länder.

Da Höchstdieselben nie über den Dilettantismus hinauskommen, bedürfen sie solcher Leute, die ergebenst zu loben verstehen, und dazu gibt sich ein wirklicher Künstler nicht her.

Durch Hochdruck von oben wird demnach die Mittelmäßigkeit protegiert, und die Wohldienerei stößt in die falsche Ruhmesposaune.

Der Dilettantismus in der Kunst ist überhaupt viel bedeutender, als man für gewöhnlich annimmt; Dilettanten sind auch diejenigen, die in schlechten Richtungen Virtuoses leisten.

So gewiß es ist, daß ein berufenes Talent instinktiv die richtige Bahn erkennt, so sicher kommen alle modernen Irrwege in der Kunst aus Selbstüberschätzung einiger dilettantisch angelegter Naturen her. Man hüte sich daher vor solchen, die da sagen: „Ich bin zwar nur Dilettant, allein“ usw.; man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß gerade diese anscheinend so bescheidenen Herren die intolerantesten gegen wahres Verdienst sein werden.

Der landläufige Ausdruck „das geht heutzutage nicht" ist auf dieselbe mittelmäßige Begabung zurückzuführen.

Wenn die Alten gesagt hätten „das geht nicht", so würden wir keinen Dom, kein Bild und keine Statue haben.

Die wenigsten Menschen überhaupt können das Lernen vertragen, sie wollen betrogen sein, auch wenn die Lüge handgreiflich ist.

Auch denjenigen, die zu sprechen pflegen: „Ich verstehe zwar nichts davon, allein mir scheint" usw., gehe man sorgsam aus dem Wege.

Zur Betrachtung eines Kunstwerks.

Wer ein Kunstwerk verstehen und genießen will, der gehe womöglich ohne Begleitung eines Frauenzimmers und kaufe sich einen Stuhl, wenn solcher vorhanden ist, setze sich lange hin und suche wenigstens eine Viertelstunde lang sein eigenes Ich zu vergessen. Geht ihm nichts auf, dann komme er wieder, und ist ihm nach acht Tagen nichts aufgegangen, dann beruhige er sich im stillen Bewußtsein, daß er hier nichts zu suchen habe.

Ist man gewohnt, seinen Gefühlen sofort Sprache und Ausdruck zu leihen, z. B. „prächtig! scharmant!" usw., dann bete man wenigstens vorher in der Stille zehn Vaterunser; es soll dieses Schweigen die nächste Umgebung Schaulustiger sehr wohltätig berühren.

Oder man räuspere sich, spucke aus und putze die Brille. Man manöveriere so lange, bis das Gemüt von jener heiteren Behaglichkeit ergriffen wird, die man bei den Katzen das „Schnurren" nennt. Dann ist der Moment des Auf- und Eingehens und des Verstehens eines Kunstwerks gekommen.

Man bilde sich nicht ein, alles von vornherein schon besser gewußt zu haben, noch, wenn ein Werk einfach und natürlich aussieht, es ebenso machen zu können.

Man gehe aus dem Ganzen ins Detail und nicht umgekehrt zu Werke.

Man suche in erster Linie, statt zu belehren — zu lernen, und das ist leider wenigen gegeben, denn die Mittelmäßigkeit ist immer fertig.

Schwatzhaftigkeit ist das untrügliche Kennzeichen der Impotenz.

Der deutsche Professor.

Bononia docet. In Rom kaufte ich mir, als häusliche Lare, einen überaus gelungenen Bronzeabguß des reizenden, pompejanischen Terrakottafigürchens, die „Tänzerin" genannt. Es gehört zu den lieblichsten Gestalten, die uns das Altertum überliefert hat.

In leichter Gewandung, die die jugendlichen Formen zeichnet, tanzt sie, mit gesenktem Haupte und in die Hüften gestemmtem Arme den zierlichsten Pas de deux, den man sich erdenken kann.

Erst einem deutschen archäologischen Professor war es vorbehalten, mich über die wahre Bedeutung dieses anspruchslosen Figürchens aufzuklären.

„Es ist die im Wintersturme auf eisiger Höhe des Gebirges einherbrausende mänadische Bacchantin, oder besser, bacchantische Mänade. Im schmerzlich wild bewegten Antlitze liest man" usw. usw.

Goethe sagt: Zwischen Wissenschaft und Kunst befindet sich eine Kluft, die nur ein ganz glückliches Naturell überspringen kann.

Obiges Beispiel genügt, eine Gattung zu charakterisieren und ist der Gelehrtendünkel mit Ursache, weshalb an eine deutsche Kunst nicht mehr zu denken ist.

Der Professor belehrt und der echte Künstler lernt bis zum Totenbette.

Aphorismen.

Die Mittelmäßigkeit wiegt immer richtig, nur ist ihre Wage falsch.

*

Wenn jemand von göttlicher Vorsehung spricht, so muß man den Umgang abbrechen, denn er ist entweder ein Dummkopf oder ein Heuchler.

*

Gibt dir jemand einen sogenannten guten Rat, so tu gerade das Gegenteil, es wird stets das Richtige sein.

*

Allen als gemütlich bekannten Menschen gehe sorgsam aus dem Weg.

*

Der Deutsche, gehe er auf dem Kothurn oder in Pantoffeln, hat immer einen Anflug von Lächerlichkeit.

*

Um ein guter Maler zu sein, braucht es vier Dinge: weiches Herz, feines Auge, leichte Hand und immer frisch gewaschene Pinsel.

*

Ein wirklicher Künstler kennt keinen Standesunterschied.

*

Völker, die sich nicht selbst regieren können, haben Monarchen.

*

Wenn dich einer auf die linke Backe schlägt, so haue ihm eine auf die rechte.

*

Die flachbusige Germania hat mich stets mit scheelen

Augen angesehen, deshalb habe ich mich beizeiten an die vernünftigere Minerva gehalten.

*

Der größte Staatsmann ist derjenige, der der humanste ist.

*

Das 19. Jahrhundert ist der Triumph der Mittelmäßigkeit.

*

Religion, gleichviel, in welcher ungeschickten Form sie auftritt, bleibt immer der Ausdruck des ideellen Bedürfnisses der Menschen.

*

In den Fällen, wo ein rasches Eingreifen der Gottheit tausendfältiges Elend verhindern könnte, versteckt sie sich immer und ist nirgends zu finden, und da, wo der Mensch nach unsagbaren Kämpfen sich selbst geholfen hat, da sagen die Leute: „Das kommt von Gott."

*

„Der Teufel hole die ärztliche Praxis in Italien", sagte in Rom zu mir ein Schweizer. „Stirbt der Patient, so sagen sie, ich hätte ihn umgebracht; bringe ich ihn durch, so war's die Madonna."

*

Ich finde, daß es doch zuweilen besser ist, die Fehler zu übersehen, als das Gute.

*

Mäkeln und Tadeln ist bei vielen der Trost für ungenügendes Verständnis.

*

Alles, was wahr ist, ist gut; bei tieferer Betrachtung auch schön.

*

Das Wahre ist immer schlicht, einfach, haarscharf; es verträgt kein aufgebauschtes Gewand.

*

Das feinste Pathos liegt in der Einfachheit.

*

Unsere Zeit gestattet alles, aber sie fordert nichts in der Kunst.

*

Nebenbei und unter uns gesagt, halte ich Deutschland für stark genug, sieben Raffaele umzubringen.

*

Es gibt keinen namhaften antiken Künstler, der nicht mit Vorliebe Zentauren- und Amazonenkämpfe dargestellt hätte, von Rubens nicht zu sprechen.

*

Illustrationen für die Gartenlaube, in Lebensgröße, nimmt man bei uns für historische Bilder, und die patriotische Gesinnung adelt den Mangel an Talent.

*

Reichsgröße bedeutet noch lange nicht Größe in der Kunst. Zu allen, auch den schlechtesten Zeiten, ging alle Kunst nur von gottbegnadeten Talenten aus, seien sie Klein- oder Großstaatler.

*

Schlachtenbilder. Da die Gestalten alle Röcke und Hosen anhaben, erspart der Maler die Anatomie, und wo die Phantasie aufhört, stellt sich zu gelegener Zeit ein wohlverhüllender Pulverdampf ein.

*

Das Vereinswesen ist die Festung der Mittelmäßigkeit. Von dem Vereinswesen geht der Verdammungsklatsch gegen das Talent aus. Es festigt im Vaterlande

die dem Aufkeimen so verderblichen Koterien, so daß man statt der deutschen Nation manchmal nur eine vereinte Vereinigung geeinigter Vereine sieht. Es ist das Heuschreckenheer, das in Masse ein Land verwüsten kann, während ein einzelnes Exemplar das harmloseste kleine Geschöpf ist. Ich glaube, daß das meistens gehässige Absprechen meiner Kollegen über mich nur darin zu suchen ist, daß ich nicht die Kneipen der Fachgenossen besuchte.

*

Wer wahrhaft Künstler ist, geht nie unter.

*

Märtyrer? Unsinn! Niemand braucht ein Märtyrer zu sein. Es liegt nur im Blute. Man kann auch zugrunde gehen ohne Martyrium — mit Anstand.

*

Die Schönheit ist unerschöpflich und nicht zu ergründen, und wenn man so alt würde wie Methusalem.

*

In der Kunst kommt es hauptsächlich auf den Menschen an. Talent wird vorausgesetzt.

*

Kein Weib hat je den Mann des Genius halber geliebt, sie kennen nur die Person und den Erfolg. Das große Ganze mit seiner Fülle an Kraft und Herzensgüte, ohne die kein Genie denkbar ist, erkennen sie nicht; wenn aber jemandem zufällig ein Knopf am Rocke fehlt, das sehen sie sofort.

Die Originalitätssucht aus Mangel an Schule.

„Das Werk mag viele Fehler haben, aber eines muß man ihm lassen — originell ist es.“ So sprechen gewisse Leute und nehmen eine Prise Tabak.

Was ist originell?

Alles und jedes in der Welt war schon einmal da und leider immer besser.

Die Abwehr alles Großen und Wahrhaftigen in der Kunst in Deutschland.

Wenn die Deutschen doch einmal das ewige, unglückselige Illustrieren lassen wollten.

Billig und schlecht, die alte Pfennigrechnerei.

Kunstgeschmack und Illustrationen erlernen zu wollen, ist dasselbe, wie wenn einer seine Bildung aus der Leihbibliothek holt.

Dieses Kapitel braucht keine weitere Erläuterung.

Schlußwort.

Gegenwärtige Bloßstellung moderner Sünden und Albernheiten entsprang nicht aus der Seele eines galligen Wüstenpredigers, sondern aus ethischem Luftreinigungsbedürfnis.

Um richtige, begeisterte Worte zu sprechen, bedarf es erst des Abtragens fünfzigjährigen Schuttes.

Die massenhaften Halbmenschen sollen hinter ihren gesetzlichen Grenzpfahl getrieben werden, das Geschreie Unberufener muß erst verstummen, ehe ein vernünftiges Wort zur Geltung kommen kann.

Wer wie ich mit eigenen Augen gesehen hat, welche Masse an ursprünglichen, schöpferischen Talenten in den breiten, sich stets wiederholenden, phrasenhaften Gemeinplätzen und falschen Schlüssen zugrunde geht, der kann und muß die Übelstände wenigstens beleuchten, wenn er sie auch nicht wegräumen kann.

Anhang.

Drei Briefe des Rechtsgelehrten Feuerbach.

An einen Jugendfreund in Frankfurt.

Jena, 15. November 1792.

Lieber Bayer!

Was in aller Welt fängst Du mir für Sachen an? Meine Kleider schickst Du mir, die mir fast gar nichts nützen können, weil ich überflüssig neue Kleider, wie ich Dir geschrieben, von meiner Tante bekommen habe, und meine Bücher, welche ich so notwendig brauche, schickst Du mir nicht, schreibst mir auch nicht einmal, ob Du die Bücher, die ich aufgeschrieben, von meinem Vater bekommen hast. Ich bin von Professor Ulrich, Reichard und Walch, meinen Vätern auf der Universität, meinen besten Freunden, in die lateinische Gesellschaft aufgenommen worden, soll meine Antrittsrede halten de philosophia Ciceronis und habe kein einziges philosophisches Buch, muß eine erbärmliche Rede, ohne nur im geringsten eine Hilfe zu haben, zusammenflicken. Ich bin ganz in Verzweiflung! — Du mußt mir notwendig nächsten Posttag ohnfehlbar schreiben. Hat etwa mein Vater Dir die Bücher nicht verabfolgt? Schreibe mir nur, ich bitte Dich um Gottes willen! Reiße mich aus meinem Zweifel, beruhige mich ein wenig.

Noch eine Frage! Was macht Mariane, meine Geliebte? Warum schreibt sie mir gar nicht? — Schon drei Briefe schrieb ich ihr, alle mit meinen Tränen benetzt und meinen Seufzern begleitet, alle mit innigster Wehmut aus der vollen Quelle meines Schmerzens geschrieben, und ach! noch keine Antwort! keine Zeile von ihr! Ach Gott! gewiß! gewiß! mein Andenken ist bei ihr verschwunden, das Fünkchen Liebe ganz verloschen, nicht einer Zeile will sie mich würdigen. Himmel! ich opferte mein

Vaterland ihrer Liebe auf, ging mutig durch ihre Liebe gestärkt den augenscheinlichsten Gefahren entgegen; ich tat keinen Tritt, ohne ihr die heißesten Tränen zu weinen, und nun, nun wird sie mich vergessen! nun soll ich durch die unglücklich werden, welcher ich mutig mein Leben dahingeben könnte! Freund! anfangs, als ich in mein liebes Jena kam, ward durch den Taumel der Freuden, worin ich mich befand, der Schmerz ein wenig erstickt, die Hoffnung zu ihrer Liebe immer mehr angefacht, und nun ist sie ganz verschwunden! nun wächst der Schmerz immer mehr und mehr zu! Warum mußte ich doch von der Hand der Räuber verschont bleiben? Warum raubte mir Gott durch ihre Hand nicht ein Leben, das ich bald mit Schande, von Verzweiflung gezwungen, dahingeben werde? Hätte mich der Dolch der Räuber durchbohrt, den ich befürchtete und den mir Gott zu meinem Unglück abwandte, so hätte doch wenigstens nicht Schande mein Grab gedeckt. Ich bin jetzt in der größten Desperation, und hätte mich schon längst getötet, wenn nicht die lieben Freunde, die mich beglücken, und die abscheuliche, angestrengte Arbeit diese rabenschwarzen, schrecklichen, schauervollen Gedanken verscheuchte. Doch, wenn ich nicht bald Briefe von ihr, nicht Beweise von ihrer Liebe erhalte, dann, Freund! dann sage ich Dir zum voraus das Lebewohl; dann bin ich nicht mehr! dann soll mein Blut eben den Platz benetzen, der vor wenigen Wochen von dem Blute eines Livländers rauchte! Bester, bester Freund, o! gehe hin zu meiner Geliebten, o flehe zu ihr in meinem Namen, bitte für Deinen Freund, Deinen sonst unglücklichen Freund, um Erhörung, stelle ihr meine äußerste Verzweiflung vor, oder zeig' ihr diesen Brief, der von meiner Verzweiflung ein redender Beweis ist. Ist es gewiß, daß ich keine Erhörung zu hoffen habe, nun so sei's! so will ich — — Aber nie werde ich ihr fluchen, ewig sie segnen, und dann noch segnen, wenn ich meine Augen schließe, wenn ihre Liebe mich gemordet hat.

Ich hätte Dir vieles zu schreiben, aber mein namenloser, grausamer Schmerz, meine Tränen, welche wie Bäche sich von meinen Wangen herabstürzen, verhindern mich zu schreiben, und nicht eher wird mein Brief fröhliche Dinge enthalten, als bis ich Versicherung und Gewißheit habe. So kurz die Zeit meiner Trennung ist, so habe ich doch außerordentlich abgenommen, meine Stirn ist immer umwölkt, so daß ich selbst der Spott der Bursche bin.

Mein Porträt ist fertig, und ich schicke Dir es daher mit dem Fuhrmann. Bring' es ihr hin, der teuern Geliebten, mein Bild, daß sie noch dann sich an ihren treuen Liebhaber erinnern kann, wenn schon seine Gebeine modern und er ein Beweis der treuen Liebe geworden ist. Leb wohl, Lieber! Leb wohl! Lebe froher als ich, der in steter Trauer sein Leben verweint, grüße mir meine Mariane, meine Einzige, meine Geliebte. Bitte sie um Gottes willen, daß sie mir bald Briefe schicke, daß sie mir meine Höllenpein mildere!

Verkauft die alten Bücher, davon bezahlt das Porto für die Bücher, die Ihr ohnfehlbar dem Fuhrmann mitgeben müßt, vielleicht gibt Euch auch meine Mutter etwas für Porto. Bitte alle meine Freunde, daß sie an mich schreiben, auch Starcken, Cordier, Textor, kurz, alle. Ich antworte darauf, denn ich habe außerordentlich zu tun, ihnen allen in einem Briefe. Noch einmal! Lebe wohl und grüße mir meine geliebte Mariane!

Dein aufrichtiger Freund und Bruder F.

An seinen Sohn Anselm.

Ansbach, den 23. März 1820.

Es vermehrte nicht wenig die Leiden meiner mehrmonatlichen schweren Krankheit, daß sie mich geistig und körperlich unfähig machte, meinen teuersten Freunden auf dieser Welt, Elisen und Tiedgen, und Dir, mein innigstgeliebter Anselm, Nachricht von mir zu geben, wenigstens

auf eine solche Art, daß Euch die Nachricht nicht noch mehr als mein völliges Stillschweigen beunruhigt hätte. Die ersten schwachen Kräfte meiner wiederkehrenden Gesundheit gehören jenen Freunden, und Dir, mein guter Sohn. Denn daß Du ganz meiner väterlichen Liebe würdig bist, daß ich von Dir wieder das Beste erwarten, auf Dich wieder freudige Hoffnungen bauen darf, dieses beweist mir die Innigkeit, womit die edelsten Menschen, die mir je auf dem Wege des Lebens begegnet sind, Dich lieben, und daß ein Jüngling wie Naumann, in welchem die Höhe klarer Geistesbildung sich so schön mit der Tiefe eines reichen Gemütes vereinigt, Dir Freund ist in einem Sinne, in welchem dies heilige Wort nur noch von sehr wenigen Edlen auf dieser Welt verstanden wird. Den Guten ist nur der Gute verwandt, und wer von edlen Seelen geliebt wird, muß vieles in sich tragen, woran sie ihn als ihresgleichen erkennen. Ist irgend etwas fähig, Deinen gesunkenen Mut durch freudiges Selbstvertrauen, durch wiedererwachende bescheidene Zufriedenheit mit Dir selbst wieder aufzurichten, Dich von der entsetzlichsten aller Seelenkrankheiten, dem Abscheu vor dem eigenen Selbst, dem Mißtrauen und der verachtenden Gleichgültigkeit gegen die eigene sittliche Kraft — und von dem nagenden, bis zur Verzweiflung peinigenden Wurm im heiligsten Innern des Herzens selbst — zu befreien, so muß der Gedanke an die Liebe und Freundschaft dieser Menschen, die nur durch ihre Gestalt dieser Welt, übrigens einer andern höhern Ordnung der Wesen angehören, Dir Deinen eigenen Wert verbürgen, so zuversichtlich, als sendete Dir Gott selbst einen Engel aus seinen Himmeln herab, um Dir zuzurufen: Engel lieben Dich, und Du bist noch vermessen genug, an Dir selbst zu verzweifeln! Die Jugend unserer Zeit leidet an Übermut, Du, mein lieber Sohn, an Kleinmut; jener ist so verderblich wie dieser, nur hat dieser vor jenem noch das voraus, daß er denjenigen selbst, der von ihm besessen wird, im tiefsten

Innern unglücklich und nach außen hin zu allem würdigen Streben, Wirken und Handeln untüchtig macht. Zweifelnd und zagend nur sprichst Du mir in Deinem Briefe die Hoffnung aus, daß denn doch wohl noch vielleicht etwas Tüchtiges in seiner Art aus Dir werden könne. O mein lieber Sohn! warum noch zweifeln? Du darfst nur wollen, und Du wirst sein, was Du werden willst. Bescheidenes Selbstvertrauen und ernstliches Wollen geben den Mut, und der Mut gibt die Kraft, und die Kraft wird Tat. Du kommst mir seither immer vor wie ein junger kräftiger Adler, der mit Sehnsucht seine Blicke nach der Sonne richtet, aber die mächtigen Flügel nicht zu heben wagt, und traurig wehklagend auf seinem Horste unbeweglich festsitzt, — weil eine böse Fee (deren Namen ich nicht nennen will, wiewohl ich sie nennen könnte) ihren Zauberbann an ihm geübt, daß er sich für ein Käuzchen hält, das nur in Höhlen umherkriechen könne und nicht den Flug zur Sonne wagen dürfe. Sobald einmal der Adler sich selbst wird erkannt haben, wird der Zauberbann sich lösen.

Deinem Plan, Theologie fortzustudieren, habe ich nur insofern nachgegeben, als man einer traurigen Notwendigkeit, an der man nichts mehr ändern zu können glaubt, widerwillig nachgibt. Was aber nun zu tun, wenn auch die Theologie aufgegeben ist? Nichts ist leichter, als da zu wählen, wo außer einem nichts anderes mehr zu wählen bleibt. Und das eine, was Dir noch zu wählen übrig ist, ist gerade dasjenige, was Du, als noch zwischen vielem die Wahl freistand, zwar nicht mit klargedachter Absicht, aber mit innigster Neigung bereits ergriffen hattest, und wobei ich Dich, wenn einem menschlichen Verstande die Allwissenheit beiwohnte, auch mit allen Kräften hätte festhalten sollen. Daß Du Deine Anlagen, daß Du den Beruf, für den die Natur Dich bestimmt hat, verkanntest, daß Du ein anderer werden wolltest, als Du bist und werden kannst, dieses (und leider gestehe ich, daß ich hieran

selbst mitschuldig bin), dieses ist allein die Haupturſache aller der Verirrungen, in welche Deine Seele sich verloren hat. Aber der Vorsehung vereitelt kein menschliches Wollen und Klügeln den Plan; was der Mensch dagegen unternimmt, dient nur dazu, ihn desto sicherer und gewisser zur Ausführung zu bringen. So leitet diese Vorsehung auch Dich, nach langen Umwegen und schmerzlichen Erfahrungen, wieder auf den Weg zurück, auf den sie seit Deiner frühesten Jugend Dich gestellt. In den frühesten Neigungen des jugendlichen Geistes verkündigt die Natur am sichersten entschiedene vorherrschende Anlagen, die ihn auf das Ziel hinweisen, das er verfolgen, dem er mit allen Kräften nachstreben soll, um seinerseits die Lebensbestimmung zu erreichen, zu welcher er auf diese Welt gerufen ist. Die Liebe, womit Du als Knabe die Alten, besonders ihre Dichter umfaßtest, Deine Leidenschaft für alles Schöne im Reiche der Gedanken und Empfindungen, Deine Lust und Freude an den Mysterien und Rätseln auf den Trümmern der untergegangenen Welt, Deine dichterischen Versuche, die, obgleich Versuche, für Deinen Geist und Dein Gemüt so entschieden vorteilhaftes Zeugnis geben, Dein Eifer, womit Du, obgleich in nicht ganz zweckmäßiger Richtung, für die Mythologie gesammelt, in den Urkunden der Urwelt, z. B. den Zend-Aveſta, gelesen, die Ruinen des alten Landes der Ägyptier durchwandert und manches davon so sinnvoll gedeutet hast: alles dieses und vieles andere beweist mir, daß die Frage: wozu Du Dich bestimmen sollst? in den Worten ihre Auflösung findet: dazu, wozu Deine frühesten Anlagen und Neigungen Dich bestimmt haben, nämlich zur Philologie, Archäologie und schönen Wissenschaften. Daß Du in eine Krankheit fallen mußtest, welche Dich nach Dresden geführt hat, daß alles dieses Veranlassung gegeben hat, Dich von neuem mit den Alten zu beschäftigen und den Schlüssel, der in die Heiligtümer der alten Welt einführt, die alten Sprachen, wieder vorzunehmen,

daß Du da zum Lehrer und Führer einen Mann wie Rektor Gröbel finden mußtest, ist ein nicht leicht mißzuverstehender Wink der Vorsehung, daß Du dahin, von wo Du ausgegangen, wieder zurückkehren und aus den Spielen Deiner heitern Jugend das ernste Geschäft Deines Lebens machen sollst. Diese Studien hängen überdies mit eben derjenigen Neigung, welche, mißverstanden, Dich zur Theologie geführt hat, innigst zusammen. Du wünschtest zu lehren und durch Lehren die Menschen zu bessern; dazu vorzüglich wähltest Du die Theologie. Dieses edle Streben findet in derjenigen Bestimmung, zu welcher Dich jene Studien vorbereiten, einen ebenso sichern Anhaltspunkt, einen ebenso würdigen Gegenstand, und darf sich bei diesem einer gewisseren Belohnung durch segensreichen Erfolg erfreuen. Jene Studien weisen Dir nämlich demnächst das Geschäft eines Erziehers, späterhin den Beruf eines Lehrers zu Deiner Lebensbestimmung an; da säest Du denn in das Feld der unverdorbenen Jugendseelen den Samen alles Guten, Schönen und Großen aus, und die Ernte wird mit reichen Früchten Deinen Fleiß belohnen. Gott wird ja Deinem königlichen Vater, Max Joseph, noch ein Jahr Leben gönnen. (Möge er, der Gute, aber noch lange, lange leben!) Von ihm unterstützt, würde ich Dich dann im nächsten Herbst nach Heidelberg schicken, um da, neben einigen andern Dir sehr nötigen allgemeinen Wissenschaften, unter Creutzer (dem berühmten Verfasser der Symbolik, welcher auch ein philologisches Seminarium hat) und unter dem jüngern Voßen Archäologie und Philologie in ihrem ganzen Umfange gründlich zu betreiben. Daß dieses der Weg ist, der allem unbestimmten Umherschweifen auf einmal seine bestimmte Richtung anweist, und auf welchem Du die Eintracht mit Dir selbst, die innere Zufriedenheit, die Freude eines Dir angemessenen Wirkens, und endlich auch ein bescheidenes äußeres Glück finden wirst, dieses weiß ich ganz gewiß, und alles hängt nur davon ab, daß Du den Winken

der Vorsehung und dem wohlüberlegten Rat Deines Dich so innig liebenden und in allen solchen Dingen mit Einsicht und Erfahrung gerüsteten Vaters Dich mit Vertrauen und Ernst ergibst. Solltest Du auch selbst noch nicht ganz klar hierin sein, sollte Deine durch dieses oder jenes hin und her gezogene Seele auch noch anfangs schwanken oder zweifeln: so darfst Du nur einen Gedanken denken und immer wieder denken, — und Dein Schwanken wird zum Stehen, Dein Zweifeln zur Entscheidung kommen. Dieser eine Gedanke ist, daß nichts anderes mehr übrig bleibt. Begeistert Dich noch nicht der Gegenstand Deiner Studien, so wird die Notwendigkeit, das Unvermeidliche Dir die Stelle der begeisternden Muse vertreten. Der Mensch darf, wenn es der ernsten Bestimmung seines Lebens gilt, nicht bloß seine Lust befragen. Man kommt in keinerlei Studien zu etwas Rechtem, wenn man nicht auch dasjenige, was mißbehagt, was durch Trockenheit und scheinbare Unbedeutendheit uns abschreckt, mit dem Gedanken an das freudige Ziel, beharrlichen Mutes überwindet. Nur durch Arbeit (und diese ist unser Los) kann ein geistiges Besitztum unser werden; und Arbeit als Arbeit schmeckt niemals oder selten süß; aber was wir haben, wenn die Arbeit getan, der Weg zurückgelegt, das Ziel erreicht ist, das ist lauter Freude und erquickender Genuß. Wie der Gedanke an Pflicht und Notwendigkeit selbst gegen innere Neigung zu begeistern vermag, wie man, selbst in einem unserer Lust gar nicht zusagenden Fache, ausgezeichnet werden kann, wenn man nur ernstlich will, und es sich etwas Mühe kosten läßt, wenn man nicht bloß dem Gelüsten nachgeht, sondern vor allem auch durch die ernste Pflicht sich führen läßt, die bald freundlich uns lächelt und für unseren Schweiß uns lohnt, dafür kann ich Dir mein eignes Beispiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider, und auch noch jetzt bin ich von ihr als Wissenschaft nicht

angezogen. Auf Geschichte und besonders Philosophie war ausschließlich meine Liebe gerichtet; meine ganze erste Universitätszeit (gewiß vier Jahre) war allein diesen Lieblingen, die meine ganze Seele erfüllten, gewidmet, ich dachte nichts als sie, glaubte nicht leben zu können ohne sie; ich hatte schon den philosophischen Doktorgrad gewonnen, um als Lehrer der Philosophie aufzutreten. Aber siehe! da wurde ich mit Deiner Mutter bekannt; ich kam in den Fall, mich ihr verpflichtet zu erkennen; es galt, ein Fach zu ergreifen, das schneller als die Philosophie Amt und Einnahme bringe — um Deine Mutter und Dich ernähren zu können. Da wandte ich mich mit raschem, aber festem Entschluß von meiner geliebten Philosophie zur abstoßenden Jurisprudenz; sie wurde mir bald minder unangenehm, weil ich einmal wußte, daß ich sie liebgewinnen müsse; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem durch die bloße Pflicht begeisterten Mut — bei verhältnismäßig beschränkten Talenten —, daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs-, Not- und Brotwissenschaft durch Schriften bereichern und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus ich rasch zu Ruhm und äußerm Glück mich emporgeschwungen und von der Mitwelt das laute Zeugnis gewonnen habe, daß mein Leben der Menschheit nützlich gewesen ist. Was wäre aus mir geworden, wenn ich bloß der Lust und der Laune nachgegangen wäre! wenn jedes Hindernis mich erschreckt und mutlos gemacht, wenn ich dann die Hände in den Schoß gelegt, und geweint und gewinselt und auf Gottes Hilfe von außen her gewartet hätte? Gottes Hilfe kommt von der eigenen Kraft und Tat, zu welcher er uns aufruft durch die innere Stimme, in welcher er stets gegenwärtig sich uns offenbart: — durch die heilige Stimme des Gewissens und der Pflicht! O Sohn, es ist eine große Sache um einen guten Willen; er tut Wunder; mit ihm kann man Berge versetzen; mit dem Glauben an die Kraft dieses guten

Willens wird man selbst zu allem Guten stark; ohne ihn ist nichts zu vollbringen.

An seinen Sohn Anselm.

Ansbach, 11. März 1830.

Lieber armer Anselm!

Besorge nicht beim Anblick dieser Zeilen, daß ich komme, Dich zu trösten, der ich selbst des Trostes wohl bedürfte. Der Engel, der eine kurze Strecke Dich durch das Leben begleitete, ist nicht bloß Dir gestorben. In ihm habe auch ich ein Wesen verloren, das ich unter allen, die mir je nahe gekommen sind, am meisten verehrt und geliebt habe. Ist irgendein Verlust unersetzlich zu nennen, so ist es dieser, und nimmer darfst Du hoffen, auf dieser Erde eine zweite Amalie wiederzufinden. Wieviel Entsetzliches hat das Leben doch unter seinen bunten Schicksalen! Wie ich mit meinem durch so vielerlei Leiden schon gebeugten Geiste und bei meinem gegenwärtigen Körperzustande, die Nachricht von dieser neuen über uns gekommenen Prüfung zu überstehen vermochte, würde ich kaum begreifen, wenn ich nicht oft, und auch diesmal an mir erfahren hätte, daß ein großes Unglück zugleich edleren Naturen die Kraft verleiht, dasselbe zu ertragen. Kleine Quälereien, die nach und nach sich zusammenhäufen, zumal wenn sie von Menschen und ihrer Schlechtigkeit kommen, beugen zuletzt den Geist. Einzeln zu klein und zu geringfügig, um die Seele zum Widerstande herauszufordern, die das Nichtswürdige verachtet, unterhöhlen sie unvermerkt den Bau ihrer Kräfte, der dann endlich haltlos beim leisesten Anstoß in sich selbst zusammenfällt. Aber ein recht großes Schicksal, das nach seinem Umfange und in seinen Folgen unabsehbar, auf einmal unerwartet mit zerstörender Gewalt über uns hereinbricht — es erschreckt, erschüttert, ruft aber zugleich alle des Widerstands fähigen Mächte unseres Innern gleichsam auf einen

Punkt zusammen und erhebt den Geist nach dem Oben hin, von dannen es gekommen ist. Wie tief ich in Amaliens Verklärung meinen Verlust und Dein Unglück, mein lieber, armer, so früh und schon so schwer geprüfter Sohn, empfinde — keine Worte vermögen es auszudrücken. Doch lassen wir, was nicht zu ändern ist; sehen und überlegen wir dagegen, wie zu helfen ist! Darum wiederhole ich, was Dir schon Helene in meinem Namen geschrieben hat: Suche Dich sobald als möglich durch Urlaub von Speyer loszumachen und komme mit Deinen kleinen Waisen in das Vaterhaus! Es ist dieses nicht nur nützlich zu Deiner Beruhigung, sondern auch notwendig, damit gemeinsam beraten werde, was zunächst zu tun sei und die entferntere Zukunft fordern möge. Ich fühle, daß meine Kräfte merklich abnehmen, und habe die Ahnung, daß ich nicht viele Jahre mehr bei Euch sein werde. In Gemeinschaft mit Dir und Deinen Brüdern möchte ich denn gerne Verschiedenes bereden, überlegen und ordnen, damit ich dann ruhiger, als es mir bis jetzt möglich ist, der Stunde entgegengehen kann, die an sich nichts Erschreckendes für mich hat. Lebe indessen wohl, d. h. ertrage mit männlicher Fassung Dein hartes Geschick. Dignum deorum spectaculum vir fortis mala cum fortuna*).

Wenn wir beisammen sind, wollen wir uns gegenseitig trösten und erheben und in wehmütig-seligen Erinnerungen die so früh Verklärte feiern. Ach, es hat mir oft geahnt, daß Euer Glück zu groß sei, als daß es lange so dauern könne. Denn wer längere Zeit auf der Welt gelebt hat, findet in dem Spruche der Alten, daß die Götter dem Glück der Sterblichen neidisch zürnen, eine durch Erfahrung bestätigte, tiefe, schreckliche Wahrheit. Als ich im verwichenen Frühjahr bei Euch war und die sich stets

*) Ein der Götter würdiger Anblick ist ein Mann, der sich im Unglück tapfer hält.

gleiche gottergebene Heiterkeit Amaliens nach dem unmittelbar vorher erlittenen Verlust der geliebten Schwester bewunderte, da erschien sie mir ein übermenschliches Wesen, und ich dachte damals und späterhin noch öfter bei mir im stillen, was ich mir, wenn so diese Gedanken unwillkürlich kamen, als Aberglauben wieder auszureden suchte. Noch einmal, Gott mit Dir, mein lieber Sohn! Mit Sehnsucht erwartet Dich und die Lieben, die der Engel Amalie Dir geschenkt,

Dein treuer Vater
A. v. Feuerbach.

Aus den italienischen Briefen des Archäologen Feuerbach.

Venedig, 15. September 1839.

Wenn Du die Fis-moll-Barkarole von Mendelssohn spielst, so mache die Augen zu und bilde Dir ein, Du seist in Venedig; denn das ist das Tempo der Gondelbewegung. Eine Unzahl von Gondeln kamen uns von Venedig entgegen. Aber schwere Wolken verdeckten den Hintergrund. Unser Vetturin lag auf der vordern Gondelspitze hingestreckt wie ein Neptun in kolossalem Stile. Herrlich ist die Stellung der Gondolieri. Der, welcher ganz frei und hoch am hintern Teile steht und sich zum Niederschlage vorbeugt — der Borghesische Fechter! Die meisten haben rote Binden um den Leib, lange, dunkle Locken, gebogene Nase, prächtige Stirne. Die Frauen sind, schon in Dolo und Mestre, nicht Engel, aber Göttinnen im antiken Stile und ihre Stellungen und Bewegungen imponierend und doch zugleich lieblich. Ich sah die Tochter eines Paßbeamten aus ihrer Tür wie aus dem Rahmen eines Tizianschen Bildes heraustreten.

Als wir uns Venedig näherten, lagen die Lagunen wie

ein weites Meer vor uns; gegen die Sonne, wie glänzendes flüssiges Zinn; gegenüber sich trübend, in den Duft des Himmels sich verlierend; in der Mitte duftig verhüllt, die zahllosen Türme von Venedig, der Markusturm alle überragend. Doch ist der erste Anblick nicht so imponierend, als man wohl glaubt. Desto überraschender war es, als wir in den Canal Reggio einbogen. Es war eben Kirchweih, über die Straße waren Seile gespannt; von diesen flatterten Fahnen und Flaggen von allen Farben, mit Wappen und Kreuzen geschmückt. Die Gondeln der Musikchöre waren mit Kränzen behangen und mit den verschiedenartigsten Trophäen geziert. Auf den gangbaren Trottoirs das bunteste, laute Gewühl des Volkes. Gondel an Gondel vorüberschwebend, während Männer und Weiber an den Stufen, die in das Wasser führen, ganz ungeniert ihre Füße wuschen. Bald bog es links in den Canal grande, wo eine unübersehbare Reihe von Paläſten unmittelbar aus den Fluten aufsteigt. Aber alles verlassen, verödet, verwahrlost, dem gänzlichen Verfalle nahe. Ich gestehe, daß der Eindruck mir mehr widerlich war als tragisch. Denn, wenn auf jenen Paläſten die Hand der Nemesis schwer zu ruhen scheint, so tragen die übrigen, zum größten Teile sehr häßlichen Gebäude nur die Spuren italienischer Indolenz und Faulheit an sich. In Italien baut man herrlich. Aber was dann weiter wird, darum kümmert sich keine Seele mehr. Dies erstreckt sich auf alles, was zum Kultus des Lebens gehört.

Nach einer flüchtigen Orientierung besuchte ich das Collegio Armenico. Ich wurde zum ersten Professor (Rafaelo) geführt, einem Armenier. Einen schöneren Manneskopf habe ich nie gesehen. Hohes, griechisches Profil, schwärmerische, dunkle Augen, bis auf die Schultern langes, schwarzes Haar, ein prächtiger Bart auf die Brust sinkend und dazu das schwarze Klostergewand. Das Italienische klang in seinem Munde wie Harmonikaglocken,

und doch hörte ich kaum, was er sprach. Ich fühlte mich entsetzlich matt, die Knie wollten wanken, der Kopf schmerzte heftig. Das klärte sich nachher auf; es war starker Schirokkowind, und die blaßgrauen Wolken am Himmel schienen zu glühen.

Der Anblick des Markusplatzes ließ mich auf eine Weile mein Weh vergessen. Hier ist es wie in einer Feenwelt. Jeder Maßstab des wirklichen Lebens geht verloren. Zunächst gilt es einen Überblick! Ein ungeheurer Feensaal; an seinen Stufen das Meer mit einem Mastenwalde — Gondeln, Lastschiffe und Fregatten! Dann die Markuskirche, von innen und außen gleich bewundernswürdig, gleich phantastisch. Wenn man hineintritt, auf dem Fußboden von Mosaik die kostbarsten Marmorarten wellenartig auf- und niedersinkend (der Grund hat sich durch eine Reihe von Jahrhunderten gesenkt). Über unserem Haupte fünf Kuppeln; und nun die ganze Kirche von Mosaikgemälden auf Goldgrund überdeckt. Wir bestiegen den Markusturm. Der Markusplatz, die Kuppeln der Kirche zunächst unter uns; die Lagunen grün, wo sie tief, violett, wo sie seicht sind. Unzählige Inseln, jede mit einer Kirche gekrönt. Links sah ich hoch am Horizonte neben dunkelgrünen glänzend weiße Streifen. Es war das offene Adriatische Meer. Der Führer forderte mich auf, nach dem Markusplatze zu sehen. Da läuteten über unsern Häuptern plötzlich drei Glocken des Markusturmes. Dies ist das Signal für die Tauben Venedigs. Wir sahen sie tief unter uns, von allen Dächern wie Wölkchen niedersteigen und die eine Seite des Markusplatzes bedecken, um ihr Futter zu empfangen. Es muß wohl die Wirkung des Schirokkos gewesen sein; ich mußte mich wegwenden und weinen.

Gegen Abend ein anderes Schauspiel! — Uns dem Lido (einer großen Landzunge, welche die Lagunen gegen die offene See schützt) allmählich nähernd, doch noch eine starke Viertelstunde entfernt, hörten wir schon das Brausen

des Meeres, oder richtiger, das Brüllen. So lernt man erst die Wahrheit älterer poetischer Ausdrücke kennen, die dem Unerfahrenen so leicht als Übertreibung erscheinen. Es ging zu Fuße noch eine Viertelstunde über lauter Sandhügel, und um 5 Uhr plötzlich vor uns das offene Meer! Ich verstand anfangs den Anblick nicht. Ich sah in der Nähe weißen Schaum — ein Wälzen und Wogen; im fernsten Hintergrunde zog es wie Silberströme. „Wir sind noch nicht am offenen Meere," sagte ich zu einem meiner Begleiter, „in der Mitte ist ja eine hohe grüne Landzunge!" Das eben war die hohe See! Ich suchte das Phänomen zu fassen, und nun erst erschien mir das furchtbar erhabenste Schauspiel in seiner ganzen Größe. Denke Dir: wo wir stehen, flacher, wüster Meeressand, links und rechts sich in den Duft des Himmels verlierend; und vor uns Himmel und Wasser im eigentlichsten Sinne des Wortes. In der Mitte ist es aufgetürmt wie ein dunkelgrüner Berg; darüber am Horizonte noch schneeweißer Schaum. Uns näher, die ungeheuren Wogen wie Wasserfälle, vor und zurück, links und rechts sich wälzend. Es erhebt sich immer ein langer Wasserberg, der sich plötzlich schäumend überschlägt, zusammenstürzt und dadurch zu einem zweiten sich zu erheben zwingt; so fort und fort. Die nächsten Wogen scheinen, sich immer überschlagend, fortzurollen wie eine Walze. — Unglaublich rasch haben sie das Ufer überschwemmt (ich stand einmal plötzlich im Wasser), ebenso schnell ist das Wasser vom Meere wieder eingeschluckt. Dies ist der einzig richtige Ausdruck. Das Brüllen war so laut, daß wir, drei Schritte voneinander entfernt, uns nicht mehr verstehen konnten.

Venedig, 18. September 1839.

Ich habe die letzten Tage angewandt, um die Kunstschätze Venedigs, so viel es die kurze Zeit erlaubte, nach allen Richtungen zu verfolgen. Kopf und Herz und Tage-

bücher sind davon zum Überfließen angefüllt. Was werde ich nicht alles zu erzählen haben! Schreiben läßt sich nichts. Es ist alles zu viel, und ich wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören. Wahrhaft anbetungswürdig ist mir die Reinheit, Erhabenheit, Liebenswürdigkeit und Naivität des Genies in den älteren italienischen Meistern erschienen. Wie traurig dagegen unsere moderne Kunst, die, aus dem Paradiese vertrieben, im Schweiße ihres Angesichts sich abquält, durch eitle Frivolität oder kränkliche Äszetik auch noch den letzten Rest der Heimat, ich meine die Sehnsucht danach, zu verlieren!

Bologna, 25. September 1839.

In einem alten großen Wagen zu vier Personen, meinem schreienden, singenden Neapolitaner, einer ehrwürdigen Donna, einem graubärtigen Tenente und meiner Wenigkeit, wurde der Weg nach Bologna angetreten, welcher sehr einförmig ist. Es fiel mir unterwegs nichts Besseres ein als die geistreiche Bemerkung, daß die italienischen Schweine schwarz oder schwarzgrau sind, aber von viel muntererem Temperamente als unsere heimatlichen deutschen. Man sieht den Schmutz an ihnen weniger, deshalb haben auch wohl ihre desfallsigen zweibeinigen Genossen einen dunklen Teint von der Mutter Natur erhalten. Einen Pflug sah ich mit sechs prächtigen Ochsen bespannt, alle mit hohen Hörnern und fahl, wie etwa unsere Apfelschimmel. Auf einem Felde wurde Reis gedroschen. In einem Kreise fahren mehrere Wagen, sie sind ganz wie die antiken Streitwagen gebaut, zweirädrig, und das Hinterteil schleift auf der Erde nach und zermalmt die Frucht. Auch die Räder der Lastwagen, namentlich der Weinkarren, sind ganz antik.

Die Gegend hatte mich bei der drückenden Hitze sehr prosaisch gestimmt. Wie war ich überrascht, als nach 2 Uhr Bologna vor uns lag! Im Hintergrunde schön gewölbte, grünbewachsene, mit Kirchen und Villen besetzte

Hügel, dann in langer Linie die mächtige Stadt; Turm an Turm, darunter, kühn den Himmel durchschneidend, der berühmte Asinelli. Die Reisebeschreiber haben recht, wenn sie Bologna einen deutschen Charakter zuschreiben. Nur die Bogengänge vor allen Häusern, manchmal mit prächtigen Säulen geschmückt, sind ganz italienisch. Mein erster Gang war diesmal wieder auf den prachtvollen Kirchhof. Um ihn zu beschreiben, brauchte ich mehrere Bogen und einen halben Tag Zeit. Kreuzgänge rings, an die sich andere Gänge schließen, mit herrlicher Aussicht ins Freie, auf die Stadt oder auf einzelne Monumente. Rasen, Zypressen, darüber die Hügel und Kirchen. — Und wenn dann der Vollmond heraufsteigt — da ist es wohl am besten, ganz still zu sein.

Als wir in die Stadt zurück wollten, war es Nacht, das Tor geschlossen, und Mautsoldaten kamen auf unser Lärmen mit gespanntem Gewehre. Sie hielten uns für Schmuggler. Mein Neapolitaner war höchst liebenswürdig. „Mi godo di trovarla," schrie er unaufhörlich, „mi godo sempre di vedere doganieri!" Ein seltener Geschmack!

Andern Tages zog mich mein Herz zuerst zur Bildergalerie; meiner Pflicht eingedenk, besuchte ich aber zuerst die Antiken und das alte Universitätsgebäude; notierte zwei Stunden lang, bis ich ganz erschöpft war. Nachher aber sah ich nichts mehr als Raffaels Cäcilia. Die herrliche Jungfrau ist von vier Heiligen umgeben. Zur Erde liegen die gewöhnlichen Instrumente, als Geigen, Flöten, Handtrommeln, zerstreut. In beiden Händen hält sie die kleine Orgel, welche sie, der Legende nach, erfunden. Sie hat eben den Ton des Instrumentes geprüft, da läßt sie es mit den Händen langsam niedersinken; ihr Haupt, ihr seelenvoller Blick wendet sich nach oben. Denn hier hat sich der Himmel geöffnet und ein Chor von höheren Wesen, himmlische Engelknaben stimmen den ewigen Lobgesang der Sphären an. Und diese Voll-

endung der Kunst! — Ich saß und sah, und die hellen Tränen liefen mir über die Wangen. Weiter kann ich nichts sagen!

Im Vorübergehen sah ich auch noch die beiden schiefen Türme. Der Anblick ist nicht widerwärtig, wie Goethe sagt, sondern entsetzlich. Die Höhe des einen, seine unbegreifliche Schlankheit, die schwarze Farbe des Alters gegen den blauen Himmel, der enge Platz, die nahen angebauten Häuser, darin Kupferschmiede, Schuster usw., an der einen Seite eine kleine Kirche, zwischen beiden Türmen im Hintergrunde die achteckige Kuppel einer alten Kirche, alles dieses gibt das seltsamste und schauerlichste Ganze. Ich glaube übrigens bemerkt zu haben, daß an dem Turme Asinelli nur der untere Absatz schief ist, der obere gerade. Dies ist noch frappanter.

In der Kirche S. Paolo sah ich am Hochaltare unter einer Halbkuppel eine kolossale Marmorgruppe. Der heilige Paulus mit gefesselten Armen kniend, und den Todesstreich erwartend, den neben ihm der Henker führt. Welch ein barbarischer Gegenstand für die religiöse bildende Kunst an solcher Stelle!

Später kam ich von einem Spaziergange, den ich mit dem Neapolitaner machte, wieder an dieselbe Kirche zurück. Auf den Wink eines freundlichen Geistlichen, welcher sich zu uns gesellt hatte, öffnete der Mesner die Pforte. Es war ganz dunkel. Mit einer Wachsfackel schritt er vor uns her; und als nun rötliches Dämmerlicht in der Kuppel und den Hallen des Domes sich verlor, und der Neapolitaner am Altare niederkniete, sein Ave Maria zu beten, wer hätte da stehen bleiben können!

Neapel, ohne Datum.

Nach einigen Stunden unerquicklichen Schlafes in dem Kajütensarge kam ich um Mitternacht auf das Verdeck. Niemand wach als die Matrosen. Das Meer war in

mächtiger, rauschender Bewegung, und vor mir plötzlich im Mondglanz aus den Tiefen steigend in kühner Kegelform ein gewaltiger Fels. — „Was ist das?" — „Circeo", heißt es zur Antwort. Was diese alten, längstbekannten Namen so wunderbar klingen, wenn man unerwartet den Gegenstand selbst vor Augen hat. Ich fuhr nun also dicht an dem Felsenneste hin, wo einst die schönlockige Circe hauste und die Gefährten des Odysseus berückte. Es war dies vielleicht der schönste Moment meiner ganzen Reise. Denn in den Gesängen der Odyssee habe ich meine schönsten Knabenjahre verträumt, und selig verträumt. Zwei Klippen rechts, wie spitze Segel. — Wahrscheinlich die Klippen der Sirenen. Todmüdigkeit zwang mich, das Lager zu suchen, aber um 5 Uhr war ich schon wieder auf dem Verdecke. Gerade vor mir glaubte ich das Feuer eines Leuchtturmes zu entdecken; aber es war, wie der nächste Matrose mich belehrte, die „bellissima stella dell' Ariane", die eben aus den Fluten auftauchte, die Sonne verkündend. Rechts erschien eine spitz aufgekuppte, dann lang ins Meer gestreckte Insel; es war Ischia; gleich darauf zeigte sich Procida, im Hintergrunde, scharf ausgezackt, Capri! Wir näherten uns dem Golf von Neapel. Bald zeigten sich deutlicher auch links felsige Ufer, und mit einem Male trat gigantisch der tiefdunkelblaue Berg mit doppeltem Gipfel hervor. Aus dem rechten Gipfel wirbelten schwarze Rauchwolken in den seltsamsten Formen empor, wurden dann zu lichten Wolken und zogen sich in langen Streifen nach der aufgehenden Sonne. Es war ja der Vesuv in wunderbarer Größe und Herrlichkeit. Was sich in diesen Augenblicken in und um uns begab, wird sich nie in Worte fassen lassen, kann nie geahnt werden. Das Meer unter uns, das tiefste Dunkelblau, das ich je gesehen; die Stadt Ischia in vollem Sonnenscheine; nun rechts auch die Festung Procida. Capri erschien himmelblau, links die Felsen von Puteoli — dann amphitheatralisch die Stadt, mit Pompeji, Herkulanum,

Portici bald in eins verwachsend; oben drohend das Kastell St. Elmo. Dann der Mastenwald vor uns, ein Gewühl von Schifferkähnen um uns — eine Fülle des Lebens bis zum Versinken! Hier schon bewährt sich das Sprichwort „Vedi Napoli e poi muori!“ Aber ich will ja nicht sterben — ich will leben! — Wenn Gott mir die Kraft gibt!

Rom, 27. November 1839.

Heiter und gesund habe ich gestern abend $4^1/_4$ Uhr das Hauptziel meiner Reise erreicht. Schon habe ich im Fluge, durch den Zufall und die ersten nötigen Geschäfte geleitet, nachdem drei Stunden auf der Maut verloren gegangen waren, die Trajanssäule, die Säule des Antonin, den Bogen des Titus, das Kolosseum, das Forum gesehen, das Kapitol bestiegen, wo mich Jupiter mit drei gewaltigen Donnerschlägen begrüßte, und im Dämmerlichte des Abends im Pantheon mein Abendgebet verrichtet. Noch habe ich keine Wohnung. Aber ich fühlte mich hier vom ersten Momente an heimisch. Das Gefühl eines unendlichen Freuens ist über mich gekommen; mein ganzes Wesen erkennt hier ein großes, ewiges Ziel, das, lange gesucht und lange ersehnt, nun endlich erreicht ist. Nun läuten die Morgenglocken, es sind die Glocken der Siebenhügelstadt! Ach — in Rom zu sein, nach so viel verfehlten Hoffnungen, in Rom zu sein, voll von der Größe der antiken Welt, mit neuerwachender Geisteskraft, und still, wie ein guter Vorsatz gefaßter Lebenslust — im Pantheon zu beten, unter den Säulen des Forums zu lustwandeln! Wer kann das Glück ermessen!——

Es ist nun Abend; eine freundliche Wohnung in der Nähe des Kapitols habe ich gefunden. Durch die Straße ziehen mit stolzen Schritten die kalabresischen Pifferari (Dudelsackpfeifer), die sich zu Scharen sammeln, um die Hirten an der Krippe Jesu zu grüßen und der Madonna das übliche Ständchen zu bringen. Der Ton des Instrumentes, die einfachen Melodien haben etwas unbe-

schreiblich Rührendes. Meist sind es zwei Musiker, von denen der eine die Schalmei, der andere, in tieferen Tönen sich bewegend, den Dudelsack bläst. Man glaubt zwei Oboen, ein Bassethorn und ein Violoncello zu hören; dazu rauschen dann die Springbrunnen an den einsamen Plätzen und Straßen.

Es ist hier eine ewige, ernste Totenfeier am Grabe einer untergegangenen Heldenwelt. Der Kontrast mit Neapel ist wunderbar. Selbst die Wagen fahren hier nur langsam durch die Straßen, und der Schritt der wandelnden Römer ist gemessen, oft majestätisch; nie hastig, wie der der Neapolitaner. Nur in den abgelegenen Straßen und gegen die Tiber hin, wo verkauft und gekauft wird, tritt dem Fremden das Bild des gewöhnlichen Alltagslebens wieder entgegen.

Erläuterungen.

Düsseldorf.

S. 39, Z. 3. Trenelle war Besitzer einer Gewehrfabrik in Saarn bei Mülheim gewesen und war dann nach Düsseldorf gezogen. Er starb bald nach Feuerbachs Ankunft in Düsseldorf. Der junge Kunstschüler blieb aber bei der Witwe wohnen. Diese war, nach Feuerbachs eigenen Worten, „eine gute, liebe, dicke Frau, zu leichter Rührung geneigt." — Z. 8. Gemeint ist die 20jährige Johanna Kapp, die Tochter des Hofrats Christian Kapp, der von 1840—1844 Professor der Philosophie in Heidelberg war. Kapp war eng befreundet mit dem Philosophen Ludwig Feuerbach. Johanna und den Philosophen verband eine unglückliche Liebe: beide entsagten und bewahrten ihre Liebe als ihr Geheimnis, um die Gattin Feuerbachs vor Leid zu bewahren. — Z. 32. H. K. A. Mücke (1806—1891).

S. 40, Z. 23. Historienmaler Ernst Deger (1809—1885). — Z. 30. Architekt Jakob Hochstätter aus Karlsruhe.

S. 42, Z. 13. Nach Feuerbachs eigener Angabe handelte es sich um ein Bildnis des Generals von der Groeben. — Z. 34. Der Guts- und Fabrikbesitzer Karl v. Woringen war der Bruder des Rechtsgelehrten Franz v. Woringen, der an der Universität Freiburg eine Professur bekleidete und mit Feuerbachs Eltern befreundet war.

S. 44, Z. 23. In Gerresheim bei Düsseldorf hatte die Familie Woringen ein Landgut. — Z. 34. In der Schlacht in den raudischen Feldern (101 v. Chr.) vernichtete Marius die Cimbern.

S. 48, Z. 33. Marie Roux, Schwester des Tiermalers Karl Roux. Dieser war ein Vetter Feuerbachs.

S. 49, Z. 2. Im Hause der Frau v. Fahnenberg in Freiburg, der Witwe eines Oberpostdirektors, wohnten Feuerbachs Eltern.

S. 55, Z. 5. Im Verzeichnis bei Allgeyer-Neumann Nr. 30. Verbleib unbekannt.

S. 56, Z. 2. Genremaler Eduard Seidel (1822—1881). Er ging bald darauf nach Antwerpen. — Z. 6. In diesem Brief hatte Feuerbach Schadow gebeten, ihn von den vielen Diensten

in dessen Atelier zu befreien. Diese hatten den angehenden Künstler ganz in Anspruch genommen und ihn nicht zu eigener Arbeit kommen lassen.

S. 57, Z. 27. Das bereits erwähnte Porträt der Mutter.

S. 58, Z. 25 f. Bacchus unter den Seeräubern. Verbleib unbekannt. Auch über die Wahrsagerin weiß man nichts Näheres.

S. 59, Z. 29. Handzeichnung. Verbleib unbekannt.

S. 60, Z. 29. Feuerbachs Vetter Karl Roux (1826—1894), Tiermaler, später Direktor der Gemäldegalerie in Mannheim.

S. 61, Z. 16. Landschaftsmaler Johann Wilhelm Schirmer (1807—1863); später in Karlsruhe. — Z. 26. Der bekannte Kunstschriftsteller Franz Kugler (1808—1858) stand der Mutter auch später mit Rat und Trost bei.

S. 62, Z. 29. Die Eltern trugen sich mit dem Plane, nach Heidelberg überzusiedeln.

S. 65, Z. 22. Der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847) hatte dem jungen Feuerbach im Jahre 1845 auf dessen Atelier einen Besuch gemacht. Am 4. November 1847 war er gestorben.

S. 66, Z. 34. Flötespielender alter Faun; jetzt in der Gemäldegalerie in Karlsruhe.

S. 67, Z. 1. Bacchus unter den Seeräubern.

S. 68, Z. 12. Vgl. S. 65, Z. 22 ff.

S. 69. Z. 8. Der Altphilolog Friedrich Wilhelm Thiersch in München war ein Freund von Anselms Vater.

München.

S. 76, Z. 21. Amoretten, den kleinen Pan nach dem Olymp entführend. — Z. 28. Ludwig Thiersch (1825—1909).

S. 83, Z. 23. Der Literarhistoriker Hermann Hettner (1821 bis 1882), ein Freund des Feuerbachschen Hauses. — Z. 28 f. Medizinalrat Heine in Speyer, ein Jugendfreund des Vaters (vgl. S. 97, Z. 15 ff.).

Antwerpen.

S. 86, Z. 22 f. Der Hinweis auf den Brief an Binder vom 13. Februar 1850 (Allgeyer I, 155) ist nicht überzeugend. Es liegt auch ein Abschiedsbrief Feuerbachs vom 13. Mai 1850 an eine Tante vor. Damit ist aber nicht bewiesen, daß die Abreise nach Antwerpen tatsächlich in den Mai fiel. — Z. 31. Gustav v. Wappers (1803—1874).

Paris.

S. 95, Z. 18. Louis Gallait (1810—1887), belgischer Geschichtsmaler.

S. 96, Z. 22. Der Kritiker Titus Ulrich (1813—1891) schrieb für die Berliner „Nationalzeitung".

S. 97, Z. 35. Friedrich Umbreit (1795—1860), Professor der Theologie in Heidelberg.

S. 99, Z. 25. Die drei Gemälde „Betender Mönch", „Junge Hexe" und „Kirchenräuber" waren damals in Freiburg ausgestellt.

S. 100, Z. 20. Hermann Hettner; vgl. S. 83, Z. 23 und die Erläuterung dazu.

S. 104, Z. 25. In Shakespeares „Kaufmann von Venedig" leiht der Jude Shylock dem Antonio 3000 Dukaten unter der Bedingung, daß er ihm ein Pfund Fleisch aus seinem Leibe schneiden dürfe, wenn Antonio das Geld an dem festgesetzten Tage nicht zurückzahle. Es wird ein Schein darüber ausgestellt.

S. 107, Z. 17. Bloi ist, wie Huma, Kosename der Mutter.

S. 108, Z. 12f. Coutures Bild „Die Römer der Verfallszeit". — Z. 27. Über die beiden Brüder Spangenberg vgl. die Erläuterung zu S. 115, Z. 24.

S. 109, Z. 16. Ernst Hébert (1817—1909), französischer Geschichtsmaler. — Z. 24. Charlotte Kestner in Basel, Schwester des hannoverschen Gesandten in Rom und Tochter von Goethes Lotte. Sie war mit der Mutter des Künstlers befreundet.

S. 110, Z. 9. Landschaftsmaler Issel in Heidelberg.

S. 113, Z. 26ff. Vgl. S. 83, Z. 28f. und S. 97, Z. 15ff.

S. 114. Z. 25. Gemeint ist Titus Ulrich; vgl. S. 96, Z. 22.

S. 115, Z. 12. Geschichtsmaler Victor Müller (1829—1871). — Z. 24. Feuerbach hatte, wie er am 26. Oktober 1853 an seine Schwester schrieb, durch Victor Müllers Verwendung von den Brüdern Louis und Gustav Adolf Spangenberg aus Hamburg, die damals ebenfalls in Paris künstlerisch tätig waren, eine Bestellung im Werte von 1600 Franken erhalten.

S. 116, Z. 16. Gemeint ist Otto Welcker, der Sohn des Prof. Karl Theodor Welcker in Heidelberg. — Z. 34. Karl Roux, der damals in Heidelberg weilte, bemühte sich, das Gemälde „Hafis vor der Schenke" zu verkaufen.

S. 118, Z. 4. Christian Heydenreich, der Bruder der Mutter, Landrichter in Kronach.

S. 119, Z. 7f. In diese Zeit fallen die ersten Farbenskizzen zum „Tod des Pietro Aretino". — „Eine Art Sommernachtstraum". Dazu bemerkt Karl Neumann (in der von ihm besorgten 2. Auflage von Allgeyers Feuerbach-Biographie, I, 225): „Eben-

falls ohne Bezeichnung ist eine zweite Pariser Skizze im Besitz der Witwe des Malers Willich in München Auf den Blendrahmen steht von der Hand Willichs notiert: A. Feuerbach, Paris 1856—1858. Die Jahreszahlen sind irrig. Dargestellt ist eine weibliche Figur in Landschaft schlafend, der ein herabschwebender Dämon einen Traum einzugeben scheint; irgendein romantischer Stoff. In den Briefen ist von ‚einer Art Sommernachtstraum' die Rede, der noch nicht auf der Leinwand stand. Vielleicht hängt es damit zusammen." — Z. 16. Der Arzt und Naturforscher Jakob Moleschott (1822—1893), ein Freund Ludwig Feuerbachs. — Z. 18. Architekturmaler August von Bayer.

S. 120, Z. 33. Karl Roux.

S. 121, Z. 5. Der Maler Cäsar Willich gehörte, wie Feuerbach, zu Coutures Schülern.

Karlsruhe.

S. 122, Z. 18. Prinzregent Friedrich, seit 5. September 1856 Großherzog; geb. 1826, vermählte sich am 20. Sept. 1856 mit Luise, einer Tochter des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Er starb 1907.

S. 128, Z. 33. Das Fürstenbergische Palais befand sich, wie Allgeyer anmerkt, in der Nähe des Fellmethschen Gartenhauses.

S. 129, Z. 6. „Schlafendes Kind": Verbleib unbekannt. — Z. 36. „mein Wiener": Der österreichische Porträtmaler, der Feuerbach die Mitbenutzung seines Ateliers gestattete.

S. 130, Z. 20. Gemeint ist Georg Saals „Norwegische Mitternachtssonne" (in der Karlsruher Gemäldegalerie).

S. 131, Z. 28. Acht Sürportes im Erdgeschoß des Karlsruher Schlosses: 1) Die Malerei, 2) die Bildhauerei, 3) die Musik, 4) die Poesie, 5) der Seekreis, 6) der Oberrheinkreis, 7) der Mittelrheinkreis, 8) der Unterrheinkreis.

S. 132, Z. 22. Markgraf Wilhelm: der Oheim des Regenten.

S. 133, Z. 5. Feodor Dietz malte die „Verwüstung der Stadt Heidelberg durch Melac" (in der Karlsruher Gemäldegalerie).

S. 134, Z. 6 Der Architekt Rau in Karlsruhe war ein begeisterter Anhänger Feuerbachs. — Z. 8. Landschaftsmaler Wilhelm Klose, Sohn eines Bankiers.

S. 136, Z. 27 ff. Die Grablegung und die Sängerin sind verschollen. Von den beiden Entwürfen zu einer zweiten „Versuchung" — die erste hatte der Künstler, wie mitgeteilt, vernichtet — ist nur einer erhalten; der andere, von Feuerbach auch „Tannhäuser" genannt, ist noch nicht aufgefunden worden.

S. 137, Z. 34. Wahrscheinlich ist „Tannhäuser" gemeint.

Venedig.

S. 141, Z. 19ff. Vgl. Scheffels Sämtliche Werke, herausg. von Joh. Franke, Band 8. S. 17ff.

S. 146, Z. 23. Dieses Meisterwerk ist am 16. August 1867 bei einer Feuersbrunst zerstört worden. — Z. 25. Akademie: Das von Palladio erbaute (unvollendete) Kloster der Carità (1561), in dem sich die Akademie befindet. Es birgt als seinen größten Schatz Tizians „Himmelfahrt der Maria" (1518).

S. 148, Z. 10ff. Dieser Plan wurde leider nicht ausgeführt. — Z. 21. Vgl. das Verzeichnis Allgeyer-Neumann Nummer 198–208. Die meisten dieser Handzeichnungen sind verschollen. — Z. 31. Vasari, Vita di Michelangelo; enthalten in Vasari, Vite de più eccellenti architetti, pittori e scultori italiani. Firenze 1550. Ausgabe von Milanesi Firenze 1878 bis 1883. I—VII. Deutsch von A. Gottschewski und G. Gronau. Straßburg 1906. I–VI.

S. 150, Z. 33. Über den Verbleib dieses Bildes ist nichts bekannt.

S. 152, Z. 9f. Correggio, geb. 1494, lebte seit 1518 in Parma und schuf dort eine Reihe von Meisterwerken.

S. 153, Z. 4. „Ekkehard" (erschienen im Juni 1855). — Z. 6. „Der Tod des Pietro Aretino" (1854). — Z. 28ff. Feuerbachs Beobachtung war ganz richtig Vgl. dazu: Ernst Boerschel, Eine Dichterliebe, J. V. v. Scheffel und Emma Heim. Neue Ausgabe. Leipzig o. J., Hesse & Becker Verlag. S. 156ff.

S. 154, Z. 28. „Diesen drei Männern": nämlich Tizian, Correggio und Veronese.

S. 157, Z. 33. Der Brief ist abgedruckt auf S. 176ff.

S. 158, Z. 2. Vgl. oben S. 141f.

S. 159, Z. 13. Rau war ein Vetter des Geh. Sekretärs Kreidel.

S. 160, Z. 27. Die Mutter hatte mehrere Wochen bei einer befreundeten Familie in Paris geweilt.

S. 161, Z. 31. Schirmer war bis zu einem gewissen Grade Pietist; die maßgebenden Karlsruher Kunstgrößen bemängelten Feuerbachs Stoffe (Antoniusbild!).

S. 164, Z 7ff. „Musikanten im Walde": gemeint ist das Bild „Nymphe, musizierende Kinder belauschend" (Basel). — „Dichtergarten": „Der Garten des Ariost" (Schack-Galerie, München).

S. 165, Z. 17. Die Mutter war gezwungen, Musikstunden zu geben

S. 166, Z. 24. Descoudres aus Düsseldorf.

S. 167, Z. 13. „Dort": in Karlsruhe.

S. 169, Z. 31 f. Dante, Göttliche Komödie (Hölle, 5. Gesang, Vers 127 ff.).

S. 170, Z. 19. Vgl. den Anhang S. 426 ff. — Z. 30. Vgl. S. 176 ff.

S. 172, Z. 1. Schirmers Brief ist abgedruckt bei Oechelhäuser, Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren, S. 58 f. Er ist etwas kühl und gipfelt in der Mahnung, „in gesunder uneitler Weise (weder verzagend, noch trotzend) weiterzustreben in der Wahrheit, der Tiefe und Sittlichkeit." Ganz merkwürdig mußte den allzeit fleißigen Feuerbach der Satz berühren: „Ein rechter Mann sucht vor allen Dingen frei und unabhängig zu werden, seine leibliche Existenz durch seiner Hände Arbeit zu bestreiten."

S. 175, Z. 8. Eduard Merian in Basel. — Z. 20. Die Schwester hatte ihm offenbar geraten, auf eigene Faust nach Florenz zu gehen.

Florenz.

S. 182, Z. 15. Benvenuto Cellini.

S. 183, Z. 15 f. Etwas über 100 M. — Z. 33. Der Münchner Kupferstecher Leo Schöninger hatte die Absicht, das Gemälde zu stechen.

S. 184, Z. 8. „Meine Assunta": Feuerbach meint seine Kopie von Tizians „Assunta" (Mariä Himmelfahrt). — Z. 23. „Wir sind unser drei": Wie Allgeyer bemerkt, waren Feuerbach aus Venedig zwei deutsche Maler nach Florenz nachgereist, die mit ihm auch die Fahrt nach Rom machen wollten.

S. 185, Z. 8. Gemeint ist das Friedrich-Luisen-Album, ein Sammelwerk, das dem Großherzogspaare zur Vermählung überreicht werden sollte. Es enthält Beiträge badischer sowie auswärtiger Künstler. Schirmer hatte Feuerbach um einen Beitrag gebeten, der Künstler hatte aus Mangel an Zeit und wohl auch, weil er tief verstimmt war, nichts geliefert.

S. 186, Z. 3. Ein bei Homer ständig wiederkehrender Vers; zu deutsch: „Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte" (Voß).

Rom. 1856—1862.

S. 196, Z. 28. Gemeint ist der Historienmaler Wolf.

S. 197, Z 32. Wie bekannt, hat Feuerbachs Vater über den Apollo von Belvedere ein Buch geschrieben.

S. 200, Z. 23. Bildhauer Maier aus Heidelberg.

S. 201, Z. 21 f. Natürlich ironisch gemeint! — Z. 24. Der „Tod des Aretino" wurde von einer Ausstellung auf die andere

geschickt, und die Mutter hatte die damit verbundenen Schreibereien zu erledigen.

S. 204, Z. 20. Die „Vita nuova" ist Dantes Erstlingswerk. „Mit dem neunten Lebensjahre beginnt die Vita nuova, das neue Leben, das Leben der Empfindungen, der zitternden Freude und der wehesten Schmerzen. Damals sah der junge Florentiner zuerst die gleichaltrige Bice; erst nach neun Jahren begegnet er ihr wieder, um sogleich an sie sein Herz zu verlieren. Die Stimmung strömt aus in eine überaus leidenschaftliche Lyrik." (Karl Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom. 3. Aufl, 1909, S. 16.)

S. 207, Z. 10f. Dr. Alartz, ehemals Leibarzt von Papst Gregor XVI. (Allgeyer.)

S. 208, Z. 9. Landschaftsmaler Ludwig Burckhardt in Basel. — Z. 24. Café Luigi. — Z. 29. „ein Kupferstecher": Allgeyer.

S. 209, Z. 34. Bildnis Allgeyers.

S. 211, Z. 26. Der bekannte Maler Peter Cornelius war damals bereits 74 Jahre alt.

S. 214, Z. 13. „Ein junger Künstler": Arnold Böcklin. — Z. 23. August Riedel (1799—1883).

S. 215, Z. 1. Der deutsche Musiker Ludwig v. Landsberg (1807—1858) lebte seit Mitte der dreißiger Jahre in Rom. Seine Wohnung am Corso war der Sammelpunkt der musikalischen Welt und der Fremden. — Z. 23ff. Vgl. S. 190f.

S. 216, Z. 15ff. Feuerbach hatte von Landsberg Vorschüsse erhalten. — Z. 29. Scheffel; vgl. S. 191.

S. 218, Z. 10. Es war in Rom ein öffentliches Geheimnis, daß viele Künstler mit den Lakaien in den Hotels Verbindungen unterhielten, damit sie ihnen die Fremden zuführten. (Allgeyer.)

S. 219, Z. 19. Das Kinderständchen für Konsul Wedekind.

S. 220, Z. 25. Der Vatikanische Apollo. — Z. 35. Vgl. Anhang S. 433.

S. 224, Z. 23. Gemeint sind die Äußerungen der Kritik über den „Dante".

S. 225, Z. 7. „Dantes Tod": Das Bild wurde nicht ausgeführt. Vgl. S. 226. — Z. 16f. Die Mutter hatte sich in Frankfurt bei Bekannten für den Sohn verwandt und ihm eine Bestellung verschafft.

S. 226, Z. 8ff. Bruchstück eines Briefes; zuerst mitgeteilt von A. von Oechelhäuser in seinem Werke „Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren" (Leipzig 1905).

S. 228, Z. 26. Der Philolog Theodor Heyse (1803—1884), ein Onkel des Dichters Paul Heyse, lebte seit vielen Jahren in Italien. Er ist in Fachkreisen als Catullforscher bekannt

S. 233, Z. 21ff. Der Großherzog hatte Anfang September durch Kreidel bei der Mutter nach dem Preise des „Dante"

fragen lassen. Es war aber dann nichts weiter erfolgt. Erst Ende Oktober erhielt die Mutter den vom 27. Oktober datierten Bescheid, daß der Großherzog den „Dante" zu einem ermäßigten Preise zu erwerben wünsche, daß er es indessen weit mehr vorziehen würde, bei Feuerbach ein historisches Gemälde zu bestellen — „zu dem", heißt es in dem Schreiben, „Ihr Herr Sohn verschiedene Vorschläge machte, unter denen der gnädigste Herr wählte, worauf eine Skizze zu fertigen, nach deren Genehmigung und Bestimmung der Dimensionen des Bildes, Ihr Herr Sohn solches — wann tunlich hier in Karlsruhe — ausführte. Da in dem letzteren Falle das Dantebild nicht acquiriert würde, so sind Seine Kgl. Hoheit erbötig, Ihrem Herrn Sohne auf die Bestellung sofort einen namhaften Vorschuß zu machen und damit während der Ausführung fortzufahren, damit Ihr Herr Sohn mit freudigem Mute arbeiten und sein eminentes Talent bewähren könne."

S. 234, Z. 7ff. Dieses Schreiben ist von Allgeyer verfaßt; vgl. S. 237, Z. 2ff.

S. 236, Z. 32. Schirmer hatte mit der Sache nichts zu tun.

S. 239, Z. 13. „meinen Freund": Allgeyer. — Z. 23ff. Inzwischen hatte Feuerbach die Nachricht erhalten, daß der Großherzog den „Dante" gekauft habe.

S. 241, Z. 3. „mein Freund": Allgeyer. — Z. 24. Vergleiche S. 226, Z. 9ff.

S. 242, Z. 21. Anselm Feuerbach, Geschichte der griechischen Plastik. Aus dem Nachlaß herausg. von Herm. Hettner. 1853.

S. 244, Z. 5. Man wollte Feuerbach an die soeben gegründete Weimarer Kunstschule berufen.

S. 246, Z. 10. Der bekannte Künstler Moritz v. Schwind. — Z. 22. Der Geschichtsmaler Karl v. Piloty.

S. 249, Z. 33. In Zürich — auf dem Wege nach Italien — hatte Feuerbach „eine Stunde lang geheult im Gefühle meiner nunmehrigen Einsamkeit für Jahre hinaus." Der Plan, in Karlsruhe sich ansässig zu machen, war gescheitert, da man dort kein geeignetes Atelier für ihn hatte.

S. 250, Z. 21. Bernardo (Bernardino) Luini (1470—1529), Schüler des Lionardo da Vinci. In Mailand befinden sich von ihm eine Pietà (in Santa Maria della Passione), Fresken (in S. Maurizio, in der Ambrosiana), u. a.

S. 251, Z. 31. „Das Modell": Anna Risi (Nanna).

S. 252, Z. 34. Der englische Bildhauer Cardwell gehörte zu Feuerbachs Freunden.

S. 259, Z. 28ff. Es handelt sich um einen Brief an Kreidel und ein Immediatschreiben an den Großherzog (abgedruckt bei Oechelhäuser, Aus Feuerbachs Jugendjahren, S. 105f.). In dem

Schreiben an den Großherzog heißt es: „Indem ich Euerer Königlichen Hoheit hiervon [von dem Ruf nach Weimar] Eröffnung mache, wünschte ich, daß Höchstdieselben darin eine einfache Kundgebung der anhänglichen und dankbaren Gesinnung erblicken möchten, für die vielen empfangenen Beweise landesväterlicher Huld und Gnade, in deren stetem Andenken in tiefster Ehrfurcht verharrt Anselm Feuerbach."

S. 260, Z. 19. Oberst Rothpletz hatte die Madonna (1860) für 1000 Fr. angekauft, das Geld aber noch nicht geschickt.

S. 262, Z. 3. Die Mutter hatte um eine Audienz beim Großherzog nachgesucht. Diese hat nach dem 18. November stattgefunden. „Über den Erfolg derselben und weitere Verhandlungen in dieser Angelegenheit schweigen die Akten." (Oechelhäuser.)

S. 263, Z. 8ff. Sein Pferd war durchgegangen, und er hatte „den Weg von einer Stunde in fünf Minuten zurückgelegt."

S. 264, Z. 5. „Die Galerie": in Karlsruhe. — Z. 22ff. Bezieht sich auf die Audienz beim Großherzog. Oechelhäuser („Aus Feuerbachs Jugendjahren," S. 108) schreibt: „Entgegen Allgeyer möchte ich annehmen, daß nur eine Vereinbarung allgemeiner Art stattgefunden hat, wonach Feuerbach nach Abschluß seiner großen Arbeiten (Pietà und Iphigenie) Rom verlassen und nach Karlsruhe übersiedeln sollte unter Zusicherung einer gewissen Entschädigung für die Aufgabe der Weimarer Anstellung in Form eines Titels und Jahrgehaltes." Kurz vor der Audienz schrieb die Mutter an Allgeyer: „Hoffnung habe ich wenige, weil das Wesen und die Kunst Anselms ein für allemal kein Verständnis findet, sonst würde man nicht als Wohltat erbetteln müssen, was sonst als Freude und Ehre erkannt werden sollte. Ich habe mit ungeheuern Sorgen und Opfern meinem Vaterland einen Künstler großgezogen; jetzt muß ich bitten und betteln, daß das Vaterland mir ihn ab- und annimmt." Diese Worte der Mutter treffen den Nagel auf den Kopf. — Z. 29. Das Gehalt sollte erst vom Tage des Amtsantritts ab gezahlt werden.

S. 265, Z. 4. Der Hofmaler Dietz hatte die „Verwüstung der Stadt Heidelberg durch Melac" gemalt. Die Karlsruher Galerie kaufte Feuerbachs „Iphigenie" natürlich nicht. Lessing und Iphigenie — das reimte sich schlecht zusammen. — Z. 32f. Natürlich ironisch gemeint! In einer Stadt, wo Lessing in künstlerischen Dingen den Ton angab, war für Feuerbach nichts zu hoffen!

S. 266, Z. 27. Bildhauer Johann Christian Lotsch (1790 bis 1873), aus Baden gebürtig, lebte seit Jahrzehnten in Rom und war schon mit Feuerbachs Vater bekannt gewesen.

S. 269, Z. 8f. „bis zum Entscheid": darüber, ob die „Iphi-

genie" von der Karlsruher Galerie gekauft wird. — Z. 16. Kolb, Bankier und bayrischer Konsul in Rom. — Z. 22. Köster, Bankier in Heidelberg. — Z. 36. Anna Risi (Nanna).

S. 271, Z. 13f. „Wie Du gehandelt hast, ist nobel und richtig": Die Mutter hatte in einem Schreiben an Kreidel vom 16. März 1862 die Bitte ausgesprochen, wenn irgend möglich die „Iphigenie" für die Karlsruher Galerie anzukaufen. „Es ist mir wohl bekannt, daß die Galerie auf eine Zeit hin ihre Mittel voraus verausgabt hat; vielleicht aber ließe sich bei sonstiger Geneigtheit durch verteilte Jahreszahlung ein Abkommen treffen." Am Schlusse des Schreibens stehen die denkwürdigen Worte: „Wäre Anselm mein eigener Sohn, so würde ich in meiner natürlichen Zurückhaltung geblieben sein und ihm die Sorge für seine Angelegenheiten selbst überlassen haben. Ich gab aber seinem Vater in der letzten lichten Stunde das Versprechen, alles zu tun, was in meinen Kräften stünde, um die Sorge des Vaters zu ersetzen." — Ende Mai erhielt die Mutter endlich die Nachricht, der Großherzog habe den Ankauf des Bildes *nicht* befohlen. Darauf schrieb sie in tiefem, nur allzu berechtigtem Unmut folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr Finanzrat!

Die Entschließung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs habe ich mit demütiger Unterwerfung, freilich auch mit tiefem Kummer empfangen. Es bleibt mir nichts zu erwidern, als daß, da mein Sohn seinen Abschied von Rom und den kostspieligen Umzug seines Atelier-Inhaltes nicht ohne Zuhilfe bestreiten kann, die Übersiedlung nach Karlsruhe unmöglich ist, wenn nicht irgendein äußerer Glücksfall die Hindernisse aus dem Wege räumt. Wir hätten auf eine solch' Allergnädigste Zuhilfe nicht gerechnet, wenn nicht Sie selbst, Hochgeehrter Herr, mir die Aussicht eröffnet hätten, daß mein Sohn für die Ablehnung des Rufes nach Weimar entschädigt werden sollte. Freie Reise und Umzug wurden dort als sich von selbst verstehend betrachtet. Wenn wir durch die Bitte um Ankauf eines Bildes für die Galerie die Form dieses Postens verfehlt haben, so ist dies freilich unsere Schuld. Da ich wohl nie wieder einen Versuch zugunsten meines Sohnes wagen werde, so schließe ich mit der Bitte, Euer Hochwohlgeboren möchte mir die vergebliche Mühe, die ich Ihnen verursachte, verzeihen und meinen Dank dafür freundlich aufnehmen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Heidelberg, 1. Juni 1862. Henriette Feuerbach.

S. 271, Z. 7. „Ich bin hier dergestalt begünstigt“: er hatte das schönste Modell von ganz Rom. — Z. 25. „Die schöne Anna“: Anna Risi, Feuerbachs Modell.

S. 273, Z. 7f. Die „Iphigenie“ war in Stuttgart ausgestellt worden.

Feuerbach und Schack.

S. 273, Z. 12ff. Wir folgen der Darstellung Allgeyers (II, 3ff.), der wir mehr Glauben schenken als derjenigen des Grafen Schack („Meine Gemäldesammlung,“ 7. Aufl., Stuttgart 1894, S. 100ff.).

S. 276, Z. 9ff. Anspielung auf den Vater. — Z. 19. „Der Frau“: Anna Risi. — Z. 27. „meines Bildes“: „Pietà“. 3000 Gulden war der Verkaufspreis.

S. 277, Z. 1ff. Über diesen ergreifenden Brief schrieb die Mutter an Allgeyer: „Beiliegender Brief, der mir in Freud' und Leid viele Tränen gekostet hat, war in meiner Wüste ein heimatlicher Ton, und ich danke Gott, daß die Quelle in Anselms Gemüt noch nicht versiegt ist, wie ich fast habe glauben müssen.“ — Z. 19. „ohne Interesse“: d. h. ohne Eigennutz.

S. 280, Z. 33. Schack wollte im Winter nach Rom kommen.

S. 282, Z. 13. Der bekannte Bildnismaler Franz Lenbach (1836—1904).

S. 284, Z. 17. „Das Stuttgarter Bild“: „Bianca Cappello“ (1864). — Z. 29f. „Das Bild“: Francesca da Rimini. — „Die Kinder“: Badende Kinder. — „Die Nymphe“: Nymphe, musizierende Kinder belauschend.

S. 287, Z. 8. Anna Risi.

S. 288, Z. 15. Gemeint ist der Landrichter Christian Heydenreich in Kronach. — Z. 25f. „mein mühevolles Werk“: Laura in der Kirche.

S. 289, Z. 11. „Zeichnung“: Entwurf des „Gastmahls des Plato“ (Symposion).

S. 290, Z. 18. Scheffel wohnte in der Villa „Seon“ bei Radolfzell am Bodensee.

S. 292, Z. 15. Hans von Marées (1837—1887).

S. 293, Z. 27. Helene Feuerbach, Schwester von Feuerbachs Vater, geb. 1808, war mit einem Baron v. Dobeneck verheiratet gewesen, die Ehe war aber getrennt worden. Die unglückliche Frau war dann zur katholischen Kirche übergetreten. Sie starb 1888 in Treviso bei Venedig.

S. 294, Z. 2. „für manche Dinge“: Anspielung auf die Treulosigkeit seines Modells, der Anna Risi.

S. 295, Z. 17. Familienbild und Ricordo di Tivoli. —

Z. 20. Feuerbach hatte bei Schack angefragt, ob er das „Symposion" (Gastmahl des Plato) bestellen wolle. — Z. 23 Eben in dem Wort „Symposion". — Z. 35. Großherzog von Baden.

S. 296, Z. 29. „Der Herr": Schack.

S. 298, Z. 12. Schack hatte es abgelehnt, das „Gastmahl" zu bestellen. — Z. 31. Vor „Schöpfungen" steht in der Urschrift G (große Schöpfungen? Galerie-Schöpfungen? Vielleicht wollte Feuerbach auch „Geistesschöpfungen" schreiben und hat vergessen, das G zu streichen).

S. 299, Z. 27. Giacinta Neri.

Das Gastmahl des Plato.

S. 301, Z. 1. „Das Gastmahl" ist bekanntlich eins der Hauptwerke des griechischen Philosophen Plato.

S. 303, Z. 26. „Studentenstadt": Heidelberg.

S. 304, Z. 1. „Im Frühling." Gesangszene im Freien.

S. 305, Z. 19. Frau Hofrat Kayser in Heidelberg war eine Freundin der Mutter.

S. 307, Z. 11. „Mein ehemaliges Modell": Anna Risi. — Z. 15. „Mein jetziges Hauptmodell": Lucia Brunacci.

S. 308, Z. 3. Konrad Fiedler, Kunstphilosoph und Mäzen (1841—1895). Förderte besonders den Maler Hans von Marées, dem er auch eine Schrift gewidmet hat (München 1889). — Z. 19. Eine von den Damen, die ihm die Mutter als Gattin zugedacht hatte.

S. 309, Z. 29. „Mein bildschönes Modell": Anna Risi.

S. 310, Z. 24 f. „Das Original der alten": Anna Risi.

S. 311, Z. 19 ff. Vgl. S. 313, Z. 19 ff.

S. 312, Z. 18 f. Nach dem Wort „Tizianisches" ist zu ergänzen „Kolorit". — „Schule zu Athen" von Raffael, „Schöpfung Adams" von Michelangelo.

Medea und Urteil des Paris.

S. 320, Z. 24. Gemeint sind die Karlsruher Kunstgrößen. Vgl. das Kapitel „Karlsruhe" (S. 121 ff.). — Z. 31. „Medea" und „Urteil des Paris" waren in Berlin ausgestellt.

S. 322, Z. 2. Die auf S. 315 genannte Untermalung ist gemeint.

S. 323, Z. 29. Das Telegramm meldete die Einnahme von Metz

S. 325, Z. 28. „Das große Bild": Amazonenschlacht.

S. 326, Z. 25. „Symposionsgeld": der Rest der Kaufsumme für die erste Darstellung des Gastmahls.

S. 327, Z. 14. „Klause": bei Kufstein. — Z. 20. „die Eingabe": die Mutter bezog als Witwe eines badischen Hochschullehrers eine Pension und mußte, wenn sie aus Baden fortziehen wollte, um Weiterzahlung dieser Pension einkommen. — Z. 27. „Museum": dem Germanischen Museum in Nürnberg.

Wien.

S. 330, Z. 9. Hans Makart (1840—1884), Schüler Pilotys. Blendend, aber gewissenlos: seine Menschen haben keine Knochen.

S. 331, Z. 33. Eisenmenger: ein unbedeutender Maler.

S. 334, Z. 24. „das Makartsche Bild": Katharina Cornaro.

S. 335, Z. 20. „Thusnelda im Triumphzug des Germanicus". — Z. 22. Historienmaler Hans Canon (1829—1885), „ein Mann, wenn auch nicht von selbständiger, doch nicht gewöhnlicher Begabung, Sportsmann, Jäger, Jongleur und alles sonst noch daneben, der Schützling hocharistokratischer Kreise." (Allgeyer). — Z. 24. Alexander Cabanel (1823—1889), französischer Maler. — Benjamin Vautier (1829—1898). — Z. 28. Ferdinand Keller, geb. 1842.

S. 337, Z. 8f. Feuerbachs Urteil über Anton v. Werner dürfte heute niemandem mehr als zu hart erscheinen.

S. 340, Z 30. „Urteil": Urteil des Paris. — Z. 32. Albert Hynais, geb. 1854, Schüler Feuerbachs; jetzt Historienmaler und Professor in Prag.

S. 343, Z. 8. Die Mutter trug sich mit dem Gedanken, die teure Wohnung in Heidelberg aufzugeben.

S. 344, Z. 14. Ploos: ein Heidelberger Bankier. — Z. 24. „Den schönen Kopf": Bildnis der Nanna mit Lorbeerkranz, das im Künstlerhause ausgestellt war. — „Neumann": Der Besitzer des Bildes.

S. 345, Z. 19. „Mein Buch": Aufzeichnungen über sein Leben.

S. 346, Z. 14ff. „Grüns Ludwig": Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt von Karl Grün. Leipzig und Heidelberg 1874, C. F. Winter. 2 Bde. 435 und 333 S.

S. 348, Z. 5f. „Schmidt & Nast": römisches Bankhaus. — Z. 27. „Beiliegender Artikel": dazu Vermerk der Mutter: „Ich weiß nicht, welcher Schmähartikel." — Z. 32. „meine großen Bilder": Zweites Gastmahl und Amazonenschlacht.

S. 349, Z. 6. Die Mutter hatte ein Augenübel. — Z. 19. Piloty hatte die Berufung Feuerbachs nach München hintertrieben.

Die letzten Jahre.

S. 352, Z. 28. Daß Feuerbach seinem Leben selber ein Ende gemacht habe, gehört ins Reich der Fabel. — Z. 32ff. Zwei Privatleute hatten Iphigenienbilder bestellt.

S. 353, Z. 18. „schmählichen Behandlung": die Angelegenheit ist sehr verwickelt. Hier nur die Hauptpunkte: 1. Konflikt mit der Steuerbehörde, die „auf mehrfache Gesuche um Verringerung dieser unverhältnismäßigen und untragbaren Last mit Exekutionsandrohungen in Wohnung und Atelier" antwortete. 2. Man hatte F. beauftragt, die Decke des glyptischen Saales der neuen Akademie mit der Schöpfungsgeschichte auszumalen. Nachdem F. fünf Monate gearbeitet hatte, ward ihm bedeutet, daß die acht Plafondbilder nicht gemalt werden sollten, sondern daß nur von einem Mittelstück die Rede wäre. 3. Man beging Ungerechtigkeiten gegen Feuerbachs Schüler.

S. 354, Z. 17. Feuerbach wohnte in Venedig im Gasthof „La Luna". Dort ist er auch gestorben. — Z. 30. Oberbaurat Friedrich Schmidt, Rektor der Akademie.

S. 356, Z. 3ff. Es schwebten Verkaufsverhandlungen, die sich aber zerschlugen.

S. 357, Z. 2. „Gastmahl" und „Amazonenschlacht" waren in Stuttgart und Darmstadt ohne jeden Erfolg ausgestellt gewesen.

S. 358, Z. 30. „Puppe": Gliederpuppe.

S. 360, Z. 21. Gemeint ist der Studienkopf zur „Poesie", nach einer Venezianerin; Kreide auf braunem Tonpapier (Verzeichnis bei Allgeyer-Neumann Nr. 196).

S. 361, Z. 27. Die Berliner Nationalgalerie verhandelte mit der Mutter wegen Ankaufs des zweiten „Gastmahls", doch wollte man höchstens 30000 M. (!) anlegen.

S. 362, Z. 14. Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" war vor nicht allzu langer Zeit in Heyses Deutschem Novellenschatz erschienen (Band 4, S. 263ff.). Die erste Buchausgabe der Novelle kam übrigens schon Ende 1855 heraus.

S. 363, Z. 28. „Busi": Feuerbachs Lieblingskatze.

S. 364, Z. 5. Herr v. Bürkel, Kabinettsekretär König Ludwigs II., hatte bei Feuerbach angefragt, ob er gegebenenfalls die Stelle als Direktor an der Münchner Akademie annehmen würde.

S. 365, Z. 6ff. Der König von Bayern hatte Feuerbach das Ritterkreuz 1. Klasse vom Zivilverdienstorden des hl. Michael verliehen. — Z. 10f. „eines Herrn von —": nach Allgeyer, der

den Brief in seiner Feuerbach-Biographie (II, 332) veröffentlicht, handelt es sich um den Minister v. Pfretzschner.

S. 367, Z. 8f. Vgl. die Anm. zu S. 361, Z. 27.

S. 369, Z. 25. „des Bildes": Titanensturz.

S. 371, Z. 28. hardiesses plafonnantes: eigentlich: richtig verkürzende Kühnheiten, also: kühne, aber doch richtige Verkürzungen. — Z. 32. Venedig war Ende Februar 1879 von einer Springflut heimgesucht worden.

S. 372, Z. 33. Thomas Couture war, wie erinnerlich, Feuerbachs Lehrer (siehe S. 96f.).

S. 375, Z. 32ff. Die Lobredner der Mittelmäßigkeit haben diesen und ähnliche Aussprüche Feuerbachs getadelt und sie auf Überspannung des Selbstgefühls zurückgeführt. Uns erscheinen solche Äußerungen keineswegs anstößig. Man unterscheide doch endlich *echte* und *falsche* Bescheidenheit. Goethe, Schopenhauer, Hebbel, Nietzsche — um nur diese vier Männer zu nennen — sprechen sich oft noch viel schärfer über ihren eigenen Wert und den Unwert ihrer Zeitgenossen aus. In solchen Ausflüssen gesteigerten Selbstgefühls etwas Krankhaftes zu sehen, ist nicht nur philiströs, sondern auch — altmodisch. Die Zeiten des seligen Möbius (mit seinen oberflächlichen Urteilen über Nietzsches Geisteskrankheit) sind vorüber.

S. 380, Z. 28. Der letzte Brief der Mutter an den Künstler lautet:

Nürnberg, 30. Dezember 1879.

Mein lieber Anselm!

Seit gestern ist Tauwetter, und es beginnt ein neues Leben. Da ich die Abschiede nicht leiden kann, so sage ich Dir lieber guten Tag im neuen als Adieu im alten Jahr; ohne Verdruß, ohne Sentimentalität, im vollen Verständnis dessen, was fehlt und was Du innerlich leidest, und doch, nach dem bisher Errungenen, hoffend, und in Zuversicht und gutem Glauben. Die Wege sind offen. Was ich bitten möchte, ist einfach, Dich möglichst ruhig und unbekümmert zu halten und Deiner künstlerischen Stimmung in der Muße oder in der Tätigkeit freien Raum zu lassen. Was kommen will, muß von außen kommen; Du hast genug getan im Entgegengehen.

Doch das ist Gerede, und zwar überflüssiges. Du darfst glauben, daß ich Verständnis habe für das, was Du fühlst. Müßiges darüber Reden lasse ich sein und sage nur, was ich fest glaube und weiß, daß das nächste Jahr ein reiches und günstiges sein wird.

Ich schreibe bald wieder — hoffentlich Wichtigeres und

Besseres als heute abend, nur um Dich mit einer Zeile zu grüßen.

Bei Euch wird es voller Frühling sein; wir haben wenigstens eine entfernte Ahnung davon.

Nach Neujahr will ich noch 1000 Mark schicken, damit es nicht fehlt. Sei herzlich gegrüßt

von Deiner Mutter.

In 8 bis 10 Wochen hoffe ich, bist Du hier, und dann wollen wir alles ruhig besprechen und in die Reihe bringen. Das ist mein Trost von einem halben Jahre zum andern, bis es endlich zu einer wirklichen Heimat kommt.

Hieran schließen wir ein Schreiben des Malers Ludwig Passini an Allgeyer über die letzten Tage des Künstlers:

Venedig, 12. Januar 1880.

Geehrtester Herr Allgeyer!

Ich habe heute infolge Ihres Briefes vom 10. d., so viel ich konnte, Erkundigungen eingezogen über die letzten Tage und die letzten Momente Anselm Feuerbachs — fürchte jedoch, daß ich Ihnen nichts Neues bringen werde, da ich weiß, daß gerade diejenigen, die mit dem Verstorbenen in der letzten Zeit zusammenkamen, bereits an die Frau Hofrätin Feuerbach alles berichtet haben, was sie von ihrem Sohne wußten.

Es scheint mir, daß Feuerbach — vielleicht ohne daß er es selbst ganz klar feststellte — schon eine geraume Zeit vorher leidend war. — Ich sah ihn ab und zu auf dem Markusplatze und bemerkte, daß er sehr gealtert habe, und bei unserer letzten Begegnung in der Birreria Bauer war ich erschreckt über seine mir auffallend erscheinende blasse Gesichtsfarbe.

Das war ungefähr acht Tage vor seinem Tode.

Man erzählte mir, daß Feuerbach, durch sein Unwohlsein veranlaßt, Venedig verlassen wollte und gerade den Tag zu seiner Abreise bestimmt habe, an welchem er das Zeitliche gesegnet hat. —

Der Zimmernachbar im Hotel Luna erzählte, daß er in der Nacht häufig hörte, wie sich der Verstorbene hin und her auf seinem Lager warf; da er jedoch später ruhiger wurde, glaubte der Fremde seinen Nachbar nur von einem vorübergehenden Unwohlsein befallen. — Wer der Mann war, konnte ich nicht erfahren. — Daß der Wirt des Hotels Feuerbach riet, sich einen Arzt kommen zu lassen, was er mit der Antwort: „i vostri medici sono asini come i nostri“ zurückwies, werden

Sie bereits wissen. — Die Maske und die Zeichnung nach dem Kopfe Feuerbachs sind mit dem Sarge nach Nürnberg gegangen. Es ist nur der Kopf von Kirchmayer gezeichnet worden.

Aus dem schriftlichen Nachlaß.

S. 381, Z. 2. Die Kapitel über Rom und Wien stammen aus Feuerbachs fragmentarischen Aufzeichnungen „Aus meinem Leben". Wir geben hier noch die beiden Vorreden wieder und bemerken, daß die erste aus dem Jahre 1876, die zweite aus dem Jahre 1878 stammt.

1.

Aus meinem Leben.

Wahrheit ohne Dichtung.

Vorwort.

Gegenwärtiges ist nur aus einem Selbstreinigungsbedürfnis entsprungen; so wie man sich erst dann als genesen betrachtet, wenn die letzte Medizinflasche zum Fenster hinausfliegt, oder frei aufatmet, wenn der letzte unangenehme Brief*) vergangener Zeit verbrannt ist.

So gewiß es ist, daß das Erlebte von dem Erlebenden am besten gefaßt wird, indem der fremde Biograph nur die Wirkungen, aber selten die Ursachen kennt, war doch dies nicht der Motor vorliegenden Buches, sondern nur leidenschaftlich gefühltes Bedürfnis, die Namen derjenigen gedruckt zu sehen, welche sich ein unbefugtes Hemmen meiner Entwicklung anmaßten.

Daß die ungehängten Spitzbuben die gefährlichsten sind, weiß man und kann es nicht ändern, doch auch eine gelinde Prangerstellung ist gewöhnlich von guter Wirkung.

Diejenigen, welche sich die Mühe nehmen zu lesen, können manche Wahrheit und Warnung herausfinden.

Amüsant kann das Leben strebender Menschen nie sein. Liebes- und Skandalgeschichten, welche heutzutage ein Werk zu adeln pflegen, bietet dieses Buch nicht.

2.

Vorwort.

Gegenwärtiges Bruchteil aus meinem Leben ist im Frühjahr 1876 nach schwerer Krankheit in der Rekonvaleszenz niedergeschrieben.

*) Bekanntlich gibt es Leute, die nur dann schreiben, wenn sie uns etwas Unangenehmes zu sagen haben. [Anm. Feuerbachs.]

Den Wenigen, welche sich die Mühe gegeben, meiner Kunstentwicklung einige Aufmerksamkeit zu schenken, sind vielleicht diese Zeilen nicht uninteressant.

Nürnberg, 31. Oktober 1878. A. Feuerbach.

S. 381, Z. 16. Putten: Kinderbilder.

S. 392, Z. 11f. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß dieser Satz falsch ist. Die Erfahrung hat tausendfach bewiesen, daß produktive Künstler meist schlechte, weil einseitige, voreingenommene Kritiker sind. Im übrigen hatte Feuerbach allen Grund, auf die Kritik mit Verachtung herabzusehen: die Kunstkritik lag zu seiner Zeit im argen.

S. 393, Z. 13f. „sich auf einer modernen Ausstellung sehen zu lassen"; d. h. ohne Namensnennung sehen zu lassen.

S. 394, Z. 26. Fr. Pecht hatte Makart mit Rubens und Veronese verglichen.

S. 395, Z. 34. „Accessoirkultus": Anbetung des Nebensächlichen, des Zubehörs.

S. 396, Z. 10f. Der Sinn ist: Piloty malt nur Kleider, die Menschen fehlen.

S. 397, Z. 11. Theodor Billroth, ausgezeichneter Wiener Chirurg (1829—1894). Er war mit Johannes Brahms befreundet und ein feiner Kenner der Musik. Aus seinem Nachlaß gab Hanslick 1896 die Schrift „Wer ist musikalisch?" heraus.

S. 399, Z. 14. „Man sehe Goethe": Feuerbach denkt wohl vornehmlich an Goethes „Einleitung in die Propyläen".

S. 400, Z. 10f. „der modernen Franzosen": der sogen. Romantiker (vgl. S. 93).

S. 409, Z. 25ff. Diese Worte stammen nicht von Goethe; sie sind auch ganz ungoethisch. Nirgendwo spricht Goethe von einer Kluft zwischen Wissenschaft und Kunst, vielmehr nennt er beide meist in einem Atem. Man denke nur an das bekannte Wort: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion." Oder an den weniger bekannten Ausspruch in der „Geschichte der Farbenlehre": „Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten." Feuerbach, der offenbar aus dem Gedächtnis zitiert, dachte vielleicht an folgende Stelle in der „Einleitung in die Propyläen": „Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hilfsmittel, zu überschreiten nicht vermag."

S 411, Z 8ff. „In den Fällen . . .": ein Anklang an Ludwig Feuerbachs Philosophie.

S. 413, Z. 17ff. „Kein Weib hat je . . .": im Rückblick auf die Treulosigkeit der Anna Risi (vgl. S. 195) geschrieben.

S. 417, Z. 33 „Elisen": Elise von der Recke.

S. 421, Z. 22. Maximilian IV. Joseph (1799—1825), ein humaner Herrscher, war dem Staatsrat v. Feuerbach, dem Großvater des Künstlers, stets wohlgesinnt und unterstützte ihn bei der Erziehung seiner Söhne. Er war einer von den wenigen Königen, die die Wahrheit hören konnten. Als Feuerbach wegen seines entschiedenen Auftretens gegen Mißbräuche angefeindet und verfolgt wurde, da hielt Max Joseph zu ihm und verschaffte ihm Genugtuung. Ein seltener Fall in der Geschichte! — Z. 26. Der Philolog Georg Friedrich Creuzer (nicht Creutzer), geb. 1771, gest. 1858, schrieb u. a. „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (Darmstadt 1810—1822, 4 Bde.; 3. Aufl. 1836—1845). — Z. 28. Heinrich Voß, Sohn des bekannten Dichters und Übersetzers, geb. 1779, verkehrte als Jüngling im Hause Goethes und Schillers, war später Professor in Heidelberg und starb 1822.

S. 430, Z. 31. Vgl. S. 336, Z. 17ff.

Die wichtigste Feuerbach-Literatur.

Über den Großvater des Künstlers, den Rechtsgelehrten Anselm Feuerbach, unterrichtet das wertvolle Werk

Anselm Ritter von Feuerbachs Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1852. 2 Bände. 327 und 378 Seiten.

Das Leben des Vaters, des Archäologen Anselm Feuerbach, hat seine zweite Gattin, Henriette Heydenreich, geschrieben. Es bildet den ersten Teil von

Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1853. 4 Teile. (Der zweite und der dritte Teil enthalten die „Geschichte der griechischen Plastik", der vierte Kleinere Schriften. Teil 2—4 sind von Hermann Hettner herausgegeben.)

Das grundlegende Werk über den Maler Anselm Feuerbach ist

Anselm Feuerbach. Von Julius Allgeyer. Zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benutzten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und mit einer Einleitung

begleitet von Carl Neumann, Professor der Kunstgeschichte in Göttingen. Berlin und Stuttgart 1904, Verlag von W. Spemann. 2 Bände. 522 und 570 Seiten. (Enthält den größten Teil der Briefe Feuerbachs.)

Die sämtlichen im Besitz der Berliner Nationalgalerie befindlichen Briefe des Künstlers umfaßt das zweibändige Werk

Anselm Feuerbachs Briefe an seine Mutter. Herausgegeben von G. J. Kern und Hermann Uhde-Bernays. Berlin 1911, Meyer & Jessen (jetzt München, Kurt Wolff Verlag). 578 und 476 Seiten.

Als Ergänzung dazu erschien

Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Berlin 1912, Meyer & Jessen (jetzt München, Kurt Wolff Verlag)

Wertvolle Arbeiten sind die Biographien Feuerbachs von Hermann Uhde-Bernays (Leipzig 1914, Insel-Verlag) und Eduard Heyck (Bielefeld und Leipzig 1905, Velhagen & Klasing; 3. Aufl. 1915). Für denjenigen, der den Künstler näher kennen lernen will, ist auch unentbehrlich: A. Feuerbach. Seine besten Gemälde, Studien und Handzeichnungen. Mit Einleitung und Textband von Herm. Uhde-Bernays. München 1911, F. Hanfstaengl. Die Jugendjahre des Künstlers behandelt Adolf von Oechelhäuser in seinem aufschlußreichen Buche „Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren" (Leipzig 1905, E. A. Seemann). Eine liebenswürdige kleine Sonderuntersuchung bietet Paul Hartwig in seinem Schriftchen „Anselm Feuerbachs Medea" (Lucia Brunacci). Leipzig 1904, S. Hirzel.

Eine Sonderstellung in der Feuerbach-Literatur nimmt ein

Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach. Herausgegeben von Henriette Feuerbach. Berlin, Meyer & Jessen (jetzt München, Kurt Wolff Verlag).

Ist es auch keine in allen Teilen zuverlässige Quelle für Feuerbachs Leben, so muß es doch auch für wissenschaftliche Arbeit herangezogen werden, da die Mutter manche Briefe ihres Sohnes benutzt hat, deren Urschriften verloren gegangen sind. Auch hat seine geschlossene künstlerische Form einen eigenen Reiz. Die Aufzeichnungen des Künstlers freilich sind von der Mutter so stark überarbeitet, daß sie kaum noch als Erzeugnis Anselm Feuerbachs angesprochen werden können. Wie sehr das „Vermächtnis" als Feuerbachs eigenes Werk empfunden wurde, beweist folgender Brief J. V. v. Scheffels an Henriette Feuerbach:

Karlsruhe, 30. Dez. 1881.

Hochverehrte Frau!

Herzlichen Dank für die gütige Zusendung von Anselms Vermächtnis. Mir war, als höre ich ihn selbst wieder und wollte schwer mich zurechtfinden, daß diese feinen Lippen und dieser himmelanstrebende Künstlergeist schon für immer schweigen im Frieden Gottes! . . .

Ihre Zusammenstellung von Aufzeichnungen und Briefen ist ein Werk zarter Pietät. Viele werden dafür dankbar sein.

Herr Kreidel, der es seinerseits ganz in Anselms Belieben stellte, Venedig „jeden Tag zu verlassen", hat seither selbst seine früher so einflußreiche Stellung unter Bezeigung „allerhöchsten Mißfallens" verlassen.

Daß für einen genialen Künstler bei solchen Leuten nichts zu wollen war, ist nicht wundersam.

Ich bin inzwischen auch schon mürb geworden im Kampf ums Dasein, freue mich aber eines itzt 15jährigen Sohnes, der mir über den Kopf wächst.

Mit den besten Wünschen eines guten und heiteren neuen Jahres

Ihr ergebener

Jos. Victor v. Scheffel.

Endlich seien noch die wichtigsten Schriften über den Philosophen Ludwig Feuerbach, den Oheim des Künstlers, genannt. Eine ausführliche Lebensbeschreibung von wissenschaftlichem Werte besitzen wir leider noch nicht. Das Buch von Adolph Kohut „Ludwig Feuerbach. Sein Leben und seine Werke" (Leipzig 1909, Fritz Eckardt Verlag) ist eine ganz wertlose Kompilation. Einen trefflichen Lebensabriß bot Friedrich Jodl („Ludwig Feuerbach"; Stuttgart 1904, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff]), doch nimmt den größten Teil des Büchleins die Lehre Feuerbachs ein. Ein brauchbares Quellenwerk ist Wilhelm Bolins „Ludwig Feuerbach Sein Wirken und seine Zeitgenossen". (Stuttgart 1891, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). — Der Herausgeber des vorliegenden Bandes arbeitet seit vielen Jahren an einer Lebensbeschreibung des Philosophen, weiß aber nicht, wann er diese Arbeit wird abschließen können. — Ludwig Feuerbachs Werke sind in neuer Ausgabe erschienen in Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart (10 Bände; Herausgeber: Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl). Feuerbachs Hauptwerk, „Das Wesen des Christentums" in kritischer Ausgabe bei Reclam (Herausgeber: Karl Quenzel); „Das Wesen der Religion" u. a. bei Kröner, Leipzig und in der Deutschen Bibliothek, Berlin.

Namenverzeichnis.

Allgeyer, Julius 98, 188, 189, 190, 191, 192, 237, 239, 249, 258, 259, 332, 351
Apollo von Belvedere 197, 399

Bach, Johann Sebastian 326
Bayer, August v. 119, 120
Beethoven 105
Begas, Reinhold 190, 258, 312, 322, 344
Bendemann, Eduard 107
Berolzheimer 350
Böcklin, Arnold 33, 190, 214, 246, 253, 258
Brunacci, Lucia 11, 300, 307
Brunn, Heinrich 232
Burckhardt, Ludwig 208
Bürkel, Ludwig v. 364

Cabanel, Alexandre 335
Canon, Hans 335
Cellini, Benvenuto 182
Cornelius, Peter 71, 211
Correggio 152, 154, 397
Costano (Generalarzt) 287
Courbet, Gustav 106
Couture, Thomas 96, 97, 106, 107, 108, 109, 111, 112, 113, 167, 372

Dante 169, 204
Defregger, Franz v. 376
Deger, Ernst 40
Delacroix, Eugène 93
Devrient, Eduard 122
Dietz, Feodor 133, 265, 314
Diez, Ministerialrat 127
Dorothea, Herzogin von Kurland 21, 25
Dubuis 109, 110
Dyck, van 31, 75, 78, 405

Eisenmenger, August 331, 340
Eitelberger, Rudolf v. 342, 343, 362, 367, 368

Fahnenberg, Frau v. 49
Fellmeth (Hofkonditor) 124, 136
Feuerbach, Anselm (der Großvater) 17, 18, 19, 26, 454
Feuerbach, Anselm (der Vater) 10, 11, 15—24, 140, 141, 147, 170, 242, 243, 279, 346
Feuerbach, Emilie (die Schwester) 23, 319
Feuerbach, Friedrich (Oheim) 19, 20
Feuerbach, Helene (Tante) 293, 425
Feuerbach, Karl (Oheim) 19
Feuerbach, Ludwig (Oheim) 7, 27, 34—38, 42, 43, 59, 181, 346, 347, 456
Fiedler, Konrad 308
Fleury, Robert 335
Fortuny 347
Friedrich, Großherzog v. Baden 133, 176 ff., 192, 235, 240, 313
Frommel, Karl 126, 130, 131
Fumagalli, Signora 151

Gallait, Louis 95

Gérard, François 25
Géricault, Theodor 93
Giorgione 401
Goethe 7, 8, 9, 10, 14, 21, 48, 49, 181, 220, 245, 399, 409, 432, 453
Grimm, Herman 9
Grün, Karl 37, 346, 347

Hausrath, Adolf 12, 121, 126
Hébert, Ernest 109
Hegel 10
Heine, Heinrich 144
Heine, Josef (Medizinalrat) 83, 97, 113
Hettner, Hermann 8, 83, 100
Heydenreich, Christian 118
Heydenreich, Henriette 26, 455
Heyse, Theodor 228, 229, 273
Hildebrandt, Theodor 56
Holbein, Hans 405
Holzschuher, Elise v. 70
Holzschuher, H. v. 70
Homer 11, 18, 19
Hübsch, Karl 126
Hunt, William Morris 97, 107, 108
Hynais, Adalbert 340

Jean Paul 22

Kachel, Ludwig (Münzrat) 126
Kalckreuth, Graf v. 258, 260
Kanne, Johann Arnold 19
Kapp, Christian 32, 39, 72
Kapp, Johanna 39
Kaulbach, Wilhelm v. 83, 107
Keerl, Amalie 23, 424
Keller, Ferdinand 335
Kestner, Charlotte 109, 186, 199, 205
Kleist, Heinrich v. 9, 13
Klose, Wilhelm 134
Knaus, Ludwig 160, 249
Kolb, Konsul 269, 275, 293
Koopmann, J. K. H. 126
Köster (Bankier) 269, 340
Kreidel, Adolf 125, 131, 132, 133, 139, 141, 145, 158, 169, 170, 173, 189, 234, 255
Kugler, Franz 61

Landsberg, Ludwig v. 190, 191, 214, 216
Lenbach, Franz v. 282
Lessing, Gotthold Ephraim 9, 341
Lessing, Karl Friedrich 32, 33, 41, 47, 52, 53, 57, 58, 59, 106, 122, 192, 236, 237, 265, 313, 314
Lionardo da Vinci 397
Lotsch, Joh. Chr. 199, 266
Luini, Bernardino 250

Maier 200, 201
Makart, Hans 330, 334, 335, 339, 394ff., 400, 404
Maratta, Carlo 198
Marées, Hans v. 292, 293
Maria Nikolajewna 245
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 65, 68, 426
Mengs, Raphael 9
Merian, Eduard 175, 198, 208
Meyer, Julius 329
Meyerbeer 326
Michelangelo Buonarroti 31, 45, 100, 155, 182, 260, 398, 400, 404
Moleschott, Jakob 119, 120, 121
Montesquieu 272
Mörike, Eduard 14, 362
Mücke, H. K. A. 39, 40
Müller, Victor 115
Murillo 75

Nanna (Anna Risi) 11, 194, 195, 251, 252, 253, 254, 269, 270, 271, 276, 281, 287, 294, 307, 309, 310

Neri, Giacinta 299
Nietzsche, Friedrich 8, 10, 11, 181

Obermeier 211, 212
Oechelhäuser, A. v. 125, 143

Passini, Ludwig 190, 451
Pecht, Fr. 301, 316, 321, 394
Piloty, Karl v. 246, 253, 335, 349, 377, 396, 398, 400, 404
Ploos (Bankier) 344

Raffael 14, 45, 100, 155, 180, 182, 183, 184, 197, 198, 245, 265, 328, 336, 347, 357, 385, 393, 397, 431
Rahl, Karl 73, 76, 77, 78, 79, 80, 82, 84, 85
Rau (Architekt) 134, 159
Recke, Elisa von der 18, 20, 21, 417
Redtenbacher, Ferdinand 122
Reni, Guido 347, 397
Ribera 90, 100
Riedel, August 214, 216, 244, 246, 267, 269, 323, 348
Riefstahl 313
Riss, Anna 11, 194, 195, 251, 252, 253, 254, 269, 270, 271, 276, 281, 287, 294, 307, 309, 310
Rodin, August 10
Röhrs, Marie 301, 302
Rothpletz (Oberst) 193, 260, 290, 291
Roux, Karl 60, 71, 86, 93, 101, 116, 120, 132, 134, 136
Rubens 31, 71, 74, 75, 404

Saal, Georg 130
Sarto, Andrea del 180, 182
Schack, Adolf Graf v. 13, 273 ff., 280, 281, 282, 284, 286, 288, 289, 291, 298, 299, 303, 304, 308
Schadow, Wilhelm v. 32, 33, 39, 41, 45, 48, 56, 57, 58, 59, 60
Scheffel, Josef Victor v. 122, 123, 140, 141, 144, 148, 149, 153, 156, 173, 191, 241, 244, 290, 291, 456
Schelling 27
Schirmer, Wilhelm 34, 61, 122, 125, 128, 130, 131, 134, 136, 137, 138, 141, 142, 148, 151, 158, 172, 173, 198, 236, 237
Schmidt & Nast 348, 377
Schorn, Karl 72, 76, 77
Schwanthaler, Ludwig 71
Schwind, Moritz v. 246, 247, 248
Seidel, Eduard 56, 63
Sohn, Karl 56, 59, 63, 107
Spangenberg, Gustav Adolf 108, 109, 110
Stadler, Julie 37
Steinhäuser 314
Stiebel, Karl 222, 227
Stratz, C. H. 12
Stremayr, Karl Edler v. 347

Testa, Pietro 301
Thiersch, Friedrich Wilhelm 19, 69, 71
Thiersch, Ludwig 76
Tiedge 20, 21, 417
Tiepolo 396, 397, 398
Tintoretto 397, 401
Tizian 78, 141, 146, 147, 175, 184, 198, 398, 401
Trenelle 39, 43, 48, 60

Udine, Johann von 336
Ulrich, Titus 96, 114, 192, 225
Umbreit, F. W. K. 97

Vasari 148, 201
Vautier 335
Velasquez 405
Veronese 154, 397

Vischer, Friedrich Theodor 15, 30
Wagner, Richard 336
Wappers 86
Wedekind, Konsul 191, 224
Welcker, Emma 195, 287
Welcker, Otto 116
Werner, Anton v. 14, 337, 340, 350, 361
Willich, Cäsar 121
Winckelmann, Joh. Joachim 7, 8, 9, 10
Woringen, Franz v. 58
Woringen, Karl v. 42, 43, 48, 58
Zwehl, Minister v. 71

Die wichtigsten Stellen, die Feuerbachs Werke betreffen.

„Amazonenschlacht" 322, 325, 328, 331, 332
„Aretino" 119, 125, 131, 165, 166, 201
„Assunta" (Himmelfahrt der Maria) 141, 142, 147, 148, 149, 156, 165, 177, 184
„Blumenmädchen" 124
„Dante" 179, 190, 191, 192, 220, 221, 222
„Dantes Tod" 226
„Gastmahl des Plato" (Symposion) 289, 290, 291, 295, 297, 299, 300 ff, 304, 305, 312, 316, 322, 324, 325, 326, 328, 331, 332, 333, 341, 382
„Hafis vor der Schenke" 102, 103, 104, 105, 106, 116, 165, 392
„Iphigenie" 217, 220, 252, 254, 255, 256, 262, 263, 264, 266, 310, 315, 329
„Kaiser Ludwig-Bild" 350, 351
„Konzert" 351, 362, 365 f., 380
Mohammed (Entwurf zu einem Gemälde) 110
„Orpheus" 309
„Pietà" 275
„Poesie" 142, 143, 144, 158, 161, 164, 167, 168, 171, 177, 178, 183
„Schlafendes Kind" 129
„Sommernachtstraum" 119
„Tannhäuser" 136, 137
„Titanensturz" 382
„Das Urteil des Paris" 321
„Versuchung des heil. Antonius" 126, 127

Ludwig Richter

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers

Mit Einleitung von Ferd. Avenarius

Volksausgabe des Dürerbundes

Mit 21 Bildnissen und Abbildungen, darunter 2 Farbendrucken

Ludwig Richter hat in seinem langen Leben viel gesehen und viel erlebt und weiß trefflich zu erzählen. Die hier gebotene Originalausgabe seiner Erinnerungen, die auch den unentbehrlichen 2. Teil mit enthält, liest sich wie ein spannender Roman. Bilder und Kunstbeilagen geben dem Werke noch einen besonderen Reiz und machen es zu einem Geschenk von bleibendem Wert.

*

Wilhelm von Kügelgen

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

Herausgegeben von Prof. Dr. Adolf Stern

Mit einem Nachwort von Anna von Kügelgen

Auszüge aus K.s Briefen und Register

Mit 31 Bildnissen und Abbildungen, darunter 6 Farbendrucken

Die vorliegende Ausgabe ist vor allen anderen zu rühmen, weil sie die weiteren Lebensschicksale des Verfassers enthält (geschrieben von seiner Tochter!), ferner Auszüge aus seinen Briefen, ein Namensverzeichnis und nicht zuletzt die feinsinnige Einleitung von Adolf Stern.

*

Ludwig Emil Grimm

Erinnerungen aus meinem Leben

Mit 39 Bildnissen und Abbildungen, sowie 1 Kartenskizze

Ein treffliches Seitenstück zu Kügelgen und Richter; die einzelnen Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens zur Zeit Jeromes und der Freiheitskriege machen das Buch zu einer fesselnden Lektüre.

An goldenen Tischen

Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter

gesammelt von

Ferdinand Gregori

Neunzehntes bis vierundzwanzigstes Tausend

*

Zwei Proben aus dem Buche:

Bitte

Sei nicht so mild mit mir, so gut —
Denn Liebe wird durch leises Hoffen,
Und wallt auch stiller schon mein Blut:
Noch bin ich süßer Täuschung offen.

Noch kann ein holdes Angesicht
Der Ruhe tiefes Glück mir rauben,
Und weiß ich auch, du liebst mich nicht —
Ich könnte doch vielleicht es glauben.

Sei nicht so mild mit mir, so gut —
Noch bin ich süßer Täuschung offen,
Und wallt auch stiller schon mein Blut:
Die Liebe wird durch leises Hoffen.

Ferdinand v. Saar.

Dämmerstunde

Im Sessel du, und ich zu deinen Füßen,
Das Haupt zu dir gewendet, saßen wir;
Und sanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und stiller ward es zwischen mir und dir;
Bis unsre Augen ineinander sanken
Und wir berauscht der Seele Atem tranken.

Theodor Storm.

Deutsche Lyrik seit Liliencron

Herausgegeben von

Hans Bethge

Einundfünfzigstes bis sechzigstes Tausend

*

Zwei Proben aus dem Buche:

Schwermut

Mir ist, wie wenn in einer Sommernacht
Die Menschen schweigsam in den Lauben sitzen.
Die Luft ist schwer. Ein Wolkenhimmel dacht
Sich über ihnen. Und die Fernen blitzen.

Sie fragen in die Höh': Kommt wohl ein Sturm?
Und legen spät sich und bekümmert schlafen.
Und lauschen oft gepreßt, ob nicht vom Turm
Ihr Ohr im Halbschlaf Glockenklänge trafen.

Hedwig Lachmann

Lenz

Wie ich mich auf den Frühling freue!
Wie mir das Alte und doch so Neue
Schon im tiefsten Winter die Seele bewegt!
Noch ist's erst Weihnacht! Noch atmet der Winter
Aus vollen Lungen!
Und doch ist's mir, als ob schon dahinter
Sehnsuchtsbezwungen
Leise, ganz leise der Lenz sich regt . . .

Hermann Conradi.

Karl Quenzel

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage
144 Seiten.

Kein trockener Leitfaden, sondern ein frisch und lebendig geschriebenes Büchlein. Die 2. Auflage ist bis in die jüngste Gegenwart fortgeführt.

„Das Immergrün" (Herausg. Schulrat Dr. Mosapp) urteilte über die 1. Auflage: „So etwas Billiges und Gediegenes über deutsche Literatur ist noch nie dagewesen."

„Die Studierstube", Eisleben: „Kurz und bündig, gut und billig!"

Zoozmanns

Zitatenschatz der Weltliteratur

Eine Sammlung von Zitaten, Sentenzen, geflügelten Worten, Aphorismen, Epigrammen, Sprichwörtern, Sprüchen, Redensarten usw.
Nach Schlagworten geordnet

41.—47. Tausend

Die Fülle des Inhalts, der Reichtum an Neuem, die Auswahl und Anordnung machen das Werk zu einem Handbuche, das auf keinem Schreibtische, in keiner Hausbücherei fehlen sollte.

Mit über 20000 Nachweisen = 1520 Spalten steht das Buch unter allen volkstümlichen Werken dieser Art unerreicht da.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.

ND
588
F4A4
1919

Feuerbach, Anselm
Friedrich
Der Maler Feuerbach

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY